

Eine Frau befreit ihren Mann aus den Fängen der Gestapo - eine nicht ganz alltägliche Geschichte. Ein Leben zwischen den Welten: im Untergrund als junge unabhängige „Studentin“, im Alltag als Geschichtslehrerin, als Hausfrau und Mutter. Das Buch schildert ergreifend unsentimental die Geschichte einer großen Liebe, und scheinbar nebenbei gibt es Auskunft über die konspirative Organisation und Arbeitsweise der französischen Widerstandsbewegung.

In dem inzwischen berühmt gewordenen Tagebuch erzählt eine Frau aus ihrem Leben, von ihren Wünschen, vom Alltag, von den politischen Aktionen und den immer wieder überraschenden, den wichtigen Nebensächlichkeiten; sie registriert trocken die Ereignisse, die man für Zufälle halten könnte, wenn sie nicht eigentlich ihre großen Leistungen und Erfolge wären. Die Geschichte einer bemerkenswerten Frau.

ISBN 3 406 41164 9

Lucie Aubrac
HELDIN AUS LIEBE

C.H.Beck

Lucie Aubrac
HELDIN AUS LIEBE
Eine Frau kämpft
gegen die Gestapo
C.H.Beck



Razzia der Gestapo im Wartezimmer eines Arztes – Lyon, am Nachmittag des 21. Juni 1943. Verhaftet werden harmlose Patienten, aber auch Jean Moulin, Chef der französischen Résistance und verschiedene andere Résistance-Mitglieder, darunter Raymond Samuel alias Aubrac. Sie alle fallen in die Klauen des Gestapochefs Klaus Barbie, des „Schlächters von Lyon“. Aubracs Frau Lucie, Lehrerin in einem Lyzeum, Mutter eines kleinen Sohnes, selbst unter dem Deckname „Catherine“ im Untergrund tätig, beschließt sofort, ihren Mann zu retten. Ihr Tagebuch, das hier veröffentlicht wird, schildert dramatische neun Monate im Leben einer Familie, die in den politischen Strudel der 40er Jahre gerissen wird, der Okkupation und der Verfolgung widersteht und inmitten aller Umbrüche an der Normalität des Alltags, vor allem aber an der gegenseitigen Liebe festhält.

Lucie Aubrac geht nach der Nachricht von der Verhaftung direkt zu Klaus Barbie, gibt sich als unschuldiges Mädchen aus, das von dem Verhafteten verführt und geschwängert wurde, um vor der drohenden Hinrichtung eine Notheirat zu erwirken.

Fortsetzung hintere Klappe

Umschlag: Uwe Göbel, München

Umschlagbild: Lucie Aubrac vor dem Lyzeum in Lyon, 1943. Photo: privat.

Verlag C. H. Beck München

Die Notheirat wird schließlich bewilligt und sie bietet der Résistance nach vielen Fehlversuchen die lang ersehnte Gelegenheit zu einer Befreiungsaktion: Lucie Aubrac, im 6. Monat schwanger, stoppt den Gefangenentransport und schießt mit ihren Gefährten dreizehn politische Häftlinge frei. Die Lage der wiedervereinten Familie ist in Frankreich unhaltbar geworden. Aus London wird ein Flugzeug geschickt, das die auf dem Land Versteckten herausholen soll. Aber als das Flugzeug auf dem Acker im Jura zum Rückflug starten will, bleibt es im Morast stecken...

Die Autorin

Lucie Aubrac, am 29. Juni 1912 geboren, studierte in Paris Geschichte und wurde Lehrerin erst in Straßbourg, dann in Lyon. Nach ihrer Mitarbeit in der Résistance wirkte sie nach dem Krieg am Wiederaufbau Frankreichs mit. Anschließend war sie wieder Lehrerin in Paris, Rabat und Rom. 1966 wurde sie pensioniert und lebt heute mit ihrem Mann in Paris und Südfrankreich.

Verlag C. H. Beck München



Lucie Aubrac vor der Schule, in der sie unterrichtete, Lyon 1945.

Foto: privat

Lucie Aubrac

Heldin aus Liebe

Eine Frau kämpft gegen
die Gestapo

*Aus dem Französischen
übersetzt von Andrea Spingler*



Verlag C. H. Beck München

Mit 11 Abbildungen im Text

Das Buch erschien unter dem Titel:
Ils partiront dans l'ivresse, Lyon: mai 1943
Londres: février 1944. © Editions du Seuil, 1984

Mit einem Nachwort von Margaret Collins Weitz,
aus dem Englischen übersetzt
von Theresia Übelhör
© University of Nebraska Press, 1993

Gedruckt mit Unterstützung des französischen
Kultusministeriums

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Aubrac, Lucie:

Heldin aus Liebe: Eine Frau kämpft gegen die
Gestapo / Lucie Aubrac. Aus dem Franz, übers, von
Andrea Spingler. – München : Beck, 1996

Einheitsacht.: Ils partiront dans l'ivresse ,dt.?

ISBN 3-406-41164-9

ISBN 3 406 41164 9

Für die deutsche Ausgabe:

© C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oscar Beck), München 1996

Gesamtherstellung: Freiburger Graphische Betriebe

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier
(hergestellt aus chlorfrei gebleichtem Zellstoff)

Printed in Germany

Eingescannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader

Inhalt

Vorwort
Seite 7

Tagebuch
Seite 13

Epilog
Seite 255

Nachwort
von Margaret Collins Weitz
Seite 279

Ausgewählte Bibliographie
Seite 276

Über die wichtigsten Personen
Seite 277

*Zur Erinnerung an
Hélène und Albert
und alle anderen Opfer
der Gestapo und der Milice von Lyon*

Vorwort

Ich stamme aus einer Weinbauernfamilie des Méconnais. Durch meinen im Krieg 14-18 schwer verwundeten Vater war ich schon in jungen Jahren eine leidenschaftliche Pazifistin. Während meines Studiums an der Sorbonne von 1931 bis 1938 bin ich in einem internationalen Jugendclub ebenso wie bei den kommunistischen Studenten mit den Problemen des Faschismus und des Rassismus konfrontiert worden. Junge Polen, Ungarn, Rumänen, Deutsche erzählten uns von den politischen und rassistischen Verfolgungen in ihrer Heimat. Am Mädchengymnasium von Strassburg trat ich meine erste Stelle als Geschichtslehrerin an. Auf der anderen Seite des Rheins hatte Hitler ein ganzes fanatisiertes Volk hinter sich. Man wusste, dass die Linken und die Juden als Strafgefangene unter Bewachung der SS in Lagern zusammengefasst waren. Man nannte sie bereits «Konzentrationslager».

Während des Schuljahrs 1938-1939 lernte ich einen jungen Ingenieur des Brücken- und Strassenbauamts kennen, der zurückgestellt gewesen war und nun seinen Militärdienst als Leutnant bei den Pionieren in Strassburg ableistete. Er hatte ein Jahr am MIT (Massachusetts Institute of Technology) verbracht. Ich sollte im folgenden Jahr mit einem Stipendium in die USA gehen, um meine Doktorarbeit zu beginnen. Er war mein Informant über das dortige Leben. Er war weit mehr. Bald ineinander verliebt, hatten wir uns gelobt, bei meiner Rückkehr zu heiraten. Am 3. September 1939 brach der Krieg aus, und ich beschloss, nicht zu reisen. Am 14. Dezember 1939 heirateten wir. Raymond Samuel ist jüdischer Herkunft, seine Vorfahren sind Anfang des achtzehnten Jahrhunderts aus Polen gekommen. Seine Bostoner Professoren boten ihm nach dem Zusammenbruch, als er aus einem Kriegsgefangenenlager entflohen war, eine Assistentenstelle an; ich hatte immer noch mein Stipendium. Im September 1940 beantragten wir die Visa, um unsere Abreise in die USA vorzubereiten; dann verzichte-



Lucie Aubrac in London, April 1944. Foto: privat

ten wir darauf. Konnten wir unsere Familien, unsere Freunde und unser besetztes Land einfach zurücklassen? Mit dieser Entscheidung war unser Schicksal vorgezeichnet: Teilnahme an der Gründung und Entwicklung eines *Mouvement de Résistance*, einer Widerstandsgruppe, Alltag im Beruf und im Untergrund mit einem 1941 geborenen Kind. Wir hatten das unglaubliche Glück, bis zum Frühjahr 1943 in der Legalität bleiben zu können.

In dieser Zeit hatten wir zwei verschiedene Leben, und wie bei der geometrischen Definition der Parallelen taten wir unser möglichstes, damit sie sich nicht überschneiden. Einen Schein von Normalität zu bewahren, das war uns ein Anliegen. Unser Heim war für uns ein Element des Gleichgewichts und der Entspannung. Das war so selten in unserer Untergrundwelt, ein Paar, eine Familie, die in der Lage war, jemanden vorübergehend aufzunehmen. Wir waren Raymond und Lucie Samuel, vollkommen unverfänglich. Offiziell lebten wir seit dem Herbst 1941 in Lyon in einem Häuschen der Rue Esquirol mit einem Dienstmädchen – Maria – und unserem kleinen Jungen. Ich



Raymond Aubrac. Foto: Süddeutscher Verlag

war Lehrerin am Mädchengymnasium der Place Edgar-Quinet. Raymond, Ingenieur beim Brücken- und Strassenbauamt, leitete im Auftrag des Unternehmens Chemin die Planungsarbeiten für die Rollbahnen des Flughafens von Bron. Jenseits dieses scheinbar normalen und achtbaren Lebens waren wir in einem inoffiziellen Leben ganz andere Personen. 1943 war Raymond für die Widerstandskontakte Balmont, dann Aubrac, verantwortlich für die *Armée secrète*, die Geheime Armee, von «Libération». Für den Fall einer Polizeikontrolle oder Verhaftung hatte er eine erfundene Identität: falsche Papiere auf den Namen François Vallet und einen auf seiner falschen Kennkarte genannten Wohnsitz, eine kleine Unterkunft im Viertel der Seidenarbeiter oben auf dem Croix-Rousse-Hügel. Seit Monaten fanden wir es vernünftig, dort Vorräte zu horten, trotz der Lust, sie mit den Kameraden aufzuessen. Im schlimmsten Fall mussten wir allein und versteckt durchhalten können.

Was mich betrifft, so war ich für meine Kameraden in der Résistance «Catherine». Für die Aufträge, bei denen Polizeikontrollen drohten, hatte ich meine Kennkarte von früher da-

bei mit der Adresse meiner Studentenbude, die ich in Paris behalten hatte: Fräulein Lucie Bernard, Rue Rataud, Paris.

Ein Erlass vom Februar 1943, der den *Service du travail obligatoire*, den Zwangsarbeitsdienst¹, einführte, hat die Prioritäten bei den Unternehmungen der Résistance plötzlich verändert. Die deutschen Niederlagen in Russland haben Hitlers Generalstab gezwungen, alle diejenigen, die Soldaten sein konnten, aus den Fabriken des Reichs abzuziehen. Daher die Idee, die mobilisierten deutschen Arbeitskräfte durch junge Leute aus den besetzten Ländern zu ersetzen. Das von Vichy und den Besatzern gemeinsam erlassene Dekret hat keine Begeisterung hervorgerufen, und zahlreiche junge Leute haben Hals über Kopf ihre Arbeit und ihr Heim verlassen, um der Zwangsverschickung nach Deutschland zu entgehen.

Anfang März hatte bei uns, in der Rue Esquirol, eine Versammlung stattgefunden: Der Widerstand würde versuchen, die Aufnahme, Betreuung und Ausbildung all dieser Verweigerer zu organisieren. Plötzlich sah sich die *Armée secrète* unverhofftem Zuwachs gegenüber. Raymond hatte für «Libération», Morin-Forestier für «Combat» Agenten in den Jura und nach Savoyen geschickt, um die Aufnahmemöglichkeiten zu erforschen. Für den 15. März waren verschiedene Treffen vereinbart worden, auf denen Bericht erstattet werden sollte. Raymond hatte sich mit seinen Stellvertretern Ravel und Valrimont in einer Wohnung im fünften Stock der Rue de l'Hôtel-de-Ville Nr. 7 verabredet, die ein befreundetes Paar zur Verfügung gestellt hatte.

Im Lauf dieses allzu überstürzten Unternehmens hatte sich ein Verbindungsmann im Bahnhof von Ambérieux auf ganz dumme Weise erwischen lassen: Er hatte auf der leeren Kennkarte, die ihm ausgehändigt worden war, sein Geburtsdatum und das Ausstellungsdatum verwechselt. Da der Bursche geredet hatte, waren der französischen Polizei Namen und Adressen in die Hände gefallen. Wie viele Verhaftungen zwischen

¹ *Service du travail obligatoire* = STO, Pflichtarbeitsdienst für Männer der Jahrgänge 1920 und 1921 im Deutschen Reich, der im Februar 1943 vom Vichy-Regime eingeführt wurde, eine von mehreren Massnahmen, der Forderung der Nazis nach Arbeitskräften zu genügen. (A.d.Ü.)

dem 10. und dem 15. März! Zwanzig Verbindungsleute und Ordonnanzen, zwei Verantwortliche der *Armée secrète* und ihre Stellvertreter.

Raymond war bei dem Treffen am 15. März also in eine Falle gelaufen. Valrimont war schon verhaftet. Serge Revanel, der kurz nach ihm gekommen war, hatte sofort eine spektakuläre Flucht versucht. Auf sein Läuten hin hatte ein Polizist die Tür geöffnet und ihn mit einem Revolver bedroht: «Leeren Sie Ihre Taschen.» Serge hatte gehorcht, einen kleinen ausziehbaren Knüppel aus der Jacke gezogen, den Flic zusammengeslagen und war die Treppe hinuntergerast, um auf halbem Weg mit einem Polizisten zusammenzustossen, der heraufkam. Sie waren zu Boden gegangen. Gerade als Serge die Oberhand gewann, waren zwei andere zur Verstärkung gekommen. Da hatte er natürlich keine Chance mehr.

Ravel war die Flucht misslungen. Auch Raymond, als seine klandestine Wohnung durchsucht wurde. Valrimont, um nicht nachzustehen, hatte die gleiche Niederlage erlitten. Im Morgengrauen war er aus dem Kommissariat geflohen, verfolgt von einem Polizisten, der weniger schlief, als es den Anschein hatte. Er war gerannt, in eine kleine Querstrasse eingebogen: Es war eine Sackgasse ...!

Der übliche Weg begann für sie: Kommissariat, Gewahrsam, nach einem raschen Verhör durch einen Untersuchungsrichter Gefängnis ...

Im Juni gelangen der Gestapo durch Verrat Schlag auf Schlag zwei für den Widerstand katastrophale Verhaftungswellen. In Paris nimmt sie General Delestraint fest, den Stabschef der *Armée secrète*. In Lyon wird am 21. Juni 1943 Jean Moulin, der Stellvertreter General de Gaulles und Präsident des Nationalrats der Résistance von Barbie verhaftet. Zu spät, als dass sein Werk gefährdet wäre. Er ist unter der Folter gestorben, doch die Nachfolge war gesichert. Während sich diese tragischen Ereignisse abspielten, ging das Leben mit seinen materiellen Schwierigkeiten, mit der Verantwortung und den Aktionen des Untergrundkampfes weiter. Die Polizeikräfte der Vichy-Regierung und der Personalbestand der Gestapo wurden ständig verstärkt, und die Unterdrückung wurde immer brutaler.

Ich hatte meinen Platz in der Résistance. Als leidenschaftlich

mit meinem Mann verbundene junge Frau hatte ich es geschafft, ihn im Mai aus dem französischen Gefängnis, wo er seit dem 15. März eingesperrt war, zu befreien. Ich legte meinen ganzen Eifer und meine Kameraden vom *Groupe-Franc* legten ihren ganzen Mut darein, ihn vor der Erschiessung zu retten, die ihm nach seiner Verhaftung mit Jean Moulin in Caluire bevorstand. Zur gleichen Zeit durchlebte ich meine zweite Schwangerschaft. Eingespannt, wie ich war, konnte keine Rede davon sein, ein richtiges Tagebuch zu führen. Dennoch habe ich diese Form für meinen Bericht gewählt, der neun Monate – Mai 1943 bis Februar 1944 – meines Lebens als Widerstandskämpferin, Ehefrau und Mutter umfngsst. Ich habe versucht, in der Zeit wie in den Fakten so genau wie möglich zu sein. Ich habe mich dafür meiner eigenen Erinnerungen, derjenigen meines Mannes und der Aussagen unserer Kameraden bedient.

Unter den zahlreichen Botschaften – einer Art verschlüsselten Sätzen –, die die BBC aus London in Richtung französischer Widerstand sendete, betraf im November 1943 und dann im Januar und im Februar 1944 eine die Familie Aubrac.

Aus meteorologischen Gründen konnte das englische Flugzeug im November 1943 und im Januar 1944 nicht an dem geheimen Ort landen, wo die Empfangsmannschaft es erwartete.

Am 8. Februar 1944, in einer Vollmondnacht, traf das Flugzeug ein. In den drei Sendungen der BBC hiess es an diesem Tag: «Im Freudentaumel werden sie abreisen.»

12. Februar 1944

Beim Aufwachen ist alles diffus. Krankenhausgerüche, Geflüster ... Ich hebe den Kopf, dann den Oberkörper. Auf die Ellbogen gestützt, entdecke ich zuerst ein eisernes Bettchen. Es hängt in einem Gestell. Darin schläft ein Baby mit dem Kopf nach unten – jedenfalls fast! Unsere Tochter ...

«Bleiben Sie liegen. Ihre Tochter wiegt zehn Pfund, es ist das dickste Baby der Klinik.» Mechanisch nehme ich die in Schulfranzösisch gesprochenen Sätze der Krankenschwester auf. Ich gehorche. Das Diffuse lässt langsam nach. Ich höre andere Frauen im Zimmer in einer Sprache plappern, die ich nicht verstehe. Ich bin in London. Wir haben den 12. Februar 1944. Ich bin einunddreissig Jahre alt. Ich heisse Lucie Aubrac.

Die Krankenschwester hat das Baby einen Augenblick auf mein Bett gelegt. Sie wickelt es aus dem grossen weissen Wolltuch, in das es gehüllt war. Meine nackte Tochter streckt ihre langen ungelenken Glieder in alle Richtungen, und ihr Gesicht unter dem mit blondem Flaum bedeckten Köpfchen ist verzerrt.

«Man darf sie nicht erschrecken», sagt die Schwester und legt sie wieder in die Wiege. «Sie werden ihr morgen die Brust geben.»

Ich bin erschöpft. Das Bettuch bis zum Kinn hochgezogen, weine ich lautlos. Mein Kopfkissen ist klatschnass. Ich muss dieses Diffuse vertreiben, meine Erinnerungen nach und nach wieder zusammenfügen. London – Februar 1944 –, Catherine wiegt zehn englische Pfund: schliesslich fast vier Kilo!

Jetzt erinnere ich mich: Gestern zur Abendessenszeit ist London bombardiert worden. Die Deutschen wählen die Vollmondnächte, genau wie die Engländer für ihre nächtlichen Fallschirmoperationen! Ich war mit Jerome, dem Verantwortlichen der *Maquis*, zusammen, der wie ich mit einem Geheimflug gekommen war. Wir sind allen anderen in die Schutzräume gefolgt. Unten auf einer Couch war mir elend. Ein Schmerz durchbohrte meinen Unterleib. Das Bombardement

setzte aus und ging dann fast im Rhythmus meiner Schmerzen weiter. Jérôme beugte sich über mich, sollte ich diesmal Angst haben?

«Jérôme, ich muss ins Krankenhaus, es geht los, ich spüre es ...» Und ich dachte an meinen Koffer, den ich oben in meinem Zimmer des Savoy gelassen hatte. Meinen Koffer mit der Babyausstattung. Und was für eine Ausstattung! Aus alten Laken zugeschnittene Windeln, Einschlagtücher aus einer Decke, Leibchen aus Stücken von Baumwollhemden ... Diesmal hatte niemand gesagt: «Für ein Mädchen Rosa, für einen Jungen Blau.» In meiner Babyausstattung gab es ein gelbes Jäckchen, das ich gestrickt hatte, und das Übrige ging von Grau über Grün und Rot ins Braune.

Ja, zehn englische Pfund, das sind in Frankreich ungefähr vier Kilo ... Ich bin jetzt wacher. Meine Bettenachbarinnen, Engländerinnen, setzen ihr Geplauder fort. Ich weine nicht mehr. Die Erinnerungen kehren zurück. Gegen den Rat der für die Sicherheit zuständigen jungen Frau hatte ich den Schutzraum verlassen, um meinen Koffer von oben zu holen. Ich hatte die Zähne zusammengebissen und die Fäuste geballt, um nicht zu schreien, als der Schmerz wiederkehrte. Der von Jérôme alarmierte Hoteldirektor war mit einer heißen Wärmflasche ebenfalls heraufgekommen, da er an eine Magenverstimmung glaubte. Dann hatte er telefoniert, um einen Krankenwagen zu bekommen. «Ein Glück, dass der Bombenangriff noch nicht vorbei ist», hatte er gesagt, «sie wären alle im Einsatz gewesen.»

Die Nacht wurde von den Bomben und den Lichtbündeln der Scheinwerfer zerrissen. Es war elf Uhr. Die so harte Tragbahre im Krankenwagen, die holprigen Strassen Londons, das Klirren der Splitter von Flugabwehrkanonen, die auf die Karosserie aufprallten. Ich erinnere mich, dass die Fahrerin ihre Sirene eingeschaltet hatte. Wir näherten uns dem Krankenhaus.

«Shut up, it's the war.» Seien Sie still, es ist Krieg! Die Hebamme ertrug schlecht, dass ich bei jeder Wehe schrie. Sie wollte mich zwingen, zum Entbinden auf der Seite liegen zu bleiben, und ich protestierte auf französisch.

«Seit vier Jahren arbeiten wir unter dem Bombenhagel. Et-

was Gelassenheit, Madame, eine Frau wie Sie ist uns noch nie untergekommen ...»

Kurz vorher hatten mir die Schwestern ein Asbestarmband mit meinem Namen ums Handgelenk befestigt, mich rücksichtslos ausgezogen, mir den Schamhügel und die Achselhöhlen rasiert, mit Merkurchrom eingepinselt und mir einen Einlauf gemacht. Ich war bestürzt, fühlte mich wund und verstand ihre Fragen nicht. Komische Engländerinnen! ... Eine von ihnen kniete auf dem Entbindungstisch hinter meinem Rücken und sorgte dafür, dass ich auf der rechten Seite liegenblieb. Ich schrie, eine andere hielt mein linkes Bein in die Luft. Sie sind verrückt!! Eine dritte hielt mir eine Maske vors Gesicht. Ich riss sie ihr aus der Hand und presste sie in dem Augenblick auf meinen Mund, als ich zwischen den Schenkeln einen entsetzlichen Schmerz spürte. Ich werde mein Baby nicht zur Welt kommen sehen!

Jetzt weine ich wieder auf mein nasses Kopfkissen in diesem Wöchnerinnensaal. Diesmal aber ohne Kummer und Zorn. Ich weine friedlich, es ist wie ein Überlaufen. Und ich weiss jetzt: Raymond lebt, und Catherine ist am 12. Februar 1944 um halb vier Uhr morgens geboren. In London. Ich habe gewonnen.

Mein erster Besuch ist der des französischen Konsuls, Monsieur Gauthier, der an mein Bett kommt, um die Geburt einzutragen. Auf englisch erklärt er den anderen Frauen, wer ich bin und woher ich komme. Etwas wundert sie: Wie kann man in einem Land, wo man so hungert, ein so dickes Baby bekommen? Ich höre den Konsul ausführlich antworten. Er spricht von unserem Aufenthalt im Jura, den immer neuen Verstecken, der Fürsorge der französischen Bauern für eine Heldin auf der Flucht. In London spricht man jetzt von mir als von «der Heldin».

«Komische Heldin!» brummt die «Matrone» etwas später, als ich auf dem Treppenabsatz ohnmächtig geworden bin, und hilft mir wieder auf.

Die «Matrone» ist die Leiterin der Entbindungsklinik; sie hat mich zum Fahrstuhl begleitet, um mich in einem Einzelzimmer unterzubringen.

Mein Töchterchen ist gierig, es trinkt mit Inbrunst, grunzt wie ein kleines Tier, wendet sich dann ab und schläft ein.

Meine Brustwarzen sind feucht, und ich bekomme allmäh-



Lucie Aubrac mit ihrem Mann Raymond, Januar 1943. Foto: privat

lich schmerzhaft Schrunden. Man bringt einen grossen Tisch mit einer weissen Tischdecke in mein neues Zimmer. Man stellt Flaschen, Gläser, eine Schale Kekse darauf. Am späten Vormittag kommt die «Matrone» in Begleitung einer kleinen Gruppe von Männern. Raymond ist da. Ich erkenne noch zwei andere. François Morin-Forestier, dem ich im Mai 1943 in Lyon zur Flucht verholfen hatte, und François d'Astier, ein Luftwaffengeneral, dessen beide Kinder bei uns in Lyon ihre Schulung zu Widerstandskämpfern begonnen hatten. Er zieht ein Papier aus der Tasche und verliest eine ehrenvolle Erwähnung im Armeebericht. Sie betrifft mich. Ich bin sprachlos. In Frankreich waren wir solche Ehrungen nicht gewöhnt.

Man kämpfte, man gewann oder verlor, man fand sich im Gefängnis wieder oder bei Sympathisanten versteckt, all das, ohne Aufhebens davon zu machen. Plötzlich ermesse ich in diesem Wöchnerinnenbett, was eine reguläre Armee von unseren Untergrundorganisationen trennt mit ihren Anführern ohne Rang und Würden und mit ihrer Rekrutierung von Männern und Frauen jeden Alters. Wie gerne hätte ich, dass die Jungs meines *Groupe-Franc* da wären und aus dieser Erwähnung

ihren Ruhm ablösen. Diese Militärs, die gegen denselben Feind kämpfen wie wir, zeigen ihre brüderliche Verbundenheit, indem sie mich als Soldaten behandeln und mir geben, was für sie die Anerkennung militärischen Verdienstes ist: eine Medaille. Der General ist ganz gerührt. Er wird mir diese schwere Medaille am Band auf die Brust heften. Verlegen, da an das grobe Tuch der Militärjacken gewohnt, tastet er auf dem leichten Stoff meines Krankenhaushemdes herum. Angesichts der grossen schwarzen Nadel zittere ich um meine so empfindlichen milchgefüllten Brüste. Raymond küsst mich. Auch er ist gerührt. Er flüstert mir ein «danke» ins Ohr: das allerschönste Geschenk.

In der Nacht werde ich von Sirenen geweckt. Ich nehme meine Tochter auf den Arm. Der Aufzug ist bei Alarm gesperrt. Ich gehe zu Fuss in den Schutzraum hinunter: sieben Stockwerke. Er ist mit Betten und Sesseln ausgestattet. Ich suche mir ein Bett in einer Ecke aus, ich lege das Baby neben mich und schlafe ein. Ein Getöse über meinem Kopf weckt mich. Ich habe so gut geschlafen, dass ich das Ende des Alarms nicht gehört habe: Vielleicht habe ich diese Nacht meinen Status als Heldin zurückerobert.

Phosphorbomben sind auf das Krankenhaus gefallen, ein Teil ist zerstört. Man muss an einen neuen Unterschlupf denken! Mein Krieg ist also noch nicht zu Ende.

Wie mit meinen Kameraden in Frankreich vereinbart, wird die BBC in ein paar Tagen, am 20. Februar 1944, in ihren drei Sendungen eine Botschaft durchgeben, die nur sie verstehen werden: «Boubou hat eine kleine Schwester, Catherine, die am 12. geboren ist.»

Wie alle Mütter habe ich sie neun Monate getragen – weniger zwei Tage.

Sie wurde am 14. Mai 1943 gezeugt.

Lyon, Freitag, 14. Mai 1943

Um halb zehn sehe ich Raymond vom Fenster meines Zimmers aus. Der Staatsanwalt hatte die vorläufige Haftentlassung unterschrieben. Seit langem beobachte ich die von Häusern und kleinen Gärten gesäumte, bis dahin menschenleere Strasse. Da ist er! Er hält ein sonderbares Bündel in der Hand, das ich schnell erkenne. Es ist der mit Ärmeln und Schössen zusammengeknotete Mantel, den er am Tag seiner Verhaftung trug. Ich erwarte ihn am Gartentor. Unsere ersten Gefühlsausbrüche, nachdem wir die Tür hinter uns geschlossen haben, sind nur kurz.

«Ich möchte mich dringend waschen.»

Einen grossen Topf Wasser auf den Herd, ein bisschen trockenes Holz, eine Schaufel Kohlen: es ist schnell heiss. Er zieht sich in der Toilette im ersten Stock aus und wirft seine Kleider durchs Fenster in den Garten.

«Läuse! Im Krankenhaus hatte ich keine mehr, aber zur Entlassung hat man mich ins Gefängnis zurückgebracht. Und mein Mantel ist in der Gerichtskanzlei geblieben. Er muss befallen sein ...»

Mit spitzen Fingern breite ich den Mantel hinten im Garten über den Zaun. Wir hatten ihn im Herbst 1940 dank Maurice, Raymonds Cousin, der Geschäftsmann ist, gekauft. Es ist ein schöner, warmer Stoff mit grossen blau-grauen Karos, wie man ihn jetzt nicht mehr findet. Der Mantel ist schmutzig und zerknittert mit Gipsspuren auf dem Rücken und einem bräunlichen Fleck auf der linken Schulter. Als ich genauer hinschaue, sehe ich ein rundes Loch, das ganz durch die Schulterpolster hindurchgeht.

Als wir später im Haus auf dem Bett liegen und unser Verlangen nach einander gestillt ist, sage ich nichts, aber ich weiss schon, wir werden dieses zweite Kind bekommen, das ich mir seit Monaten wünsche. Ich zähle: neun Monate, das wird Mitte Februar.

Raymond berichtet. Er weiss, dass ich das Loch in seinem Mantel gesehen habe.

«Der Flic hat mich verfehlt. Aber knapp. Als sie mich zur Durchsuchung der Wohnung auf der Croix-Rousse, die in meiner Kennkarte steht, mitgenommen haben, hatte ich eine gute

Idee. Ich habe die beiden Kriminalbeamten, die mich begleiteten, gebeten, vor dem Haus stehenzubleiben. Ich habe zu ihnen gesagt: «Meinem guten Ruf zuliebe, wissen Sie. Ich möchte nicht, dass die Hausbesitzerin sich weigert, weiter an mich zu vermieten, nachdem sie mich aus einem Polizeiwagen hat steigen sehen. Wenn wir alle drei zu Fuss kommen, sieht es nicht verdächtig aus.» Es sollte glaubwürdig erscheinen, dass ich mir nichts vorzuwerfen hatte als ein bisschen Schwarzhandel, bei dem ich in der Rue de l'Hôtel-de-Ville in die Falle gegangen war. Sie haben darüber gelächelt, dass ich um meine Achtbarkeit so besorgt war, aber sie waren einverstanden. Ich hatte meine Schlüssel. Ich habe die Tür geöffnet und den Schlüssel aussen im Schloss steckenlassen. Ich habe gesagt: «Treten Sie ein, meine Herren, und tun Sie Ihre Arbeit.» Ich habe ihnen den Vorratsschrank aufgemacht. Zehn Sardinenbüchsen, ebenso viele Pakete Nudeln und Zucker, einige Päckchen Tabak, Reis, Salz, ein bisschen Schokolade; meine Tätigkeit als kleiner Schwarzhändler bestätigte sich.

Während sie überall kramten, bat ich um die Erlaubnis, mich waschen und umziehen zu dürfen. Seit einer Woche trieb ich mich auf Polizeirevieren und in Arrestzellen herum ... Sie sagten, in Ordnung, und fügten hinzu, die Sache sei noch nicht ausgestanden und ich würde noch am selben Abend im Saint-Paul-Gefängnis schlafen. Ich habe Bestürzung vorgetäuscht, gestammelt, verlangt, einen kleinen Koffer mit Toilettensachen und Wäsche packen zu dürfen. Sie haben sich feixend angeblickt: «Nur zu!» Sie werden gedacht haben: Armer Trottel, er hat noch nicht begriffen, was mit ihm los ist. Ich habe meine Sachen zusammengesucht, Rasiermesser, Rasierpinsel, Rasierseife, Taschentücher, Socken, Unterhosen, und sie auf den Tisch gelegt. Dann habe ich mit grösster Selbstverständlichkeit einen Stuhl genommen und bin damit zur Tür gegangen: «Ich muss meinen Koffer vom Regal da oben holen.» Sie achteten gar nicht auf mich.

Da habe ich die Tür aufgemacht, bin hinausgegangen und habe sie abgeschlossen, bevor ich die Treppe hinuntersprang. Leider haben sie keine Zeit verloren. Bevor ich noch auf die Strasse kam, beugten sie sich schon aus dem Fenster, den Revolver in der Hand. Sie schrien: «Kommen Sie zurück oder wir schiessen!» Zuerst habe ich mir gesagt: Auf diese Distanz wer-

den sie mich nicht verfehlen. Dann habe ich spekuliert: Wenn ich herauskomme, wird sicher eine zweite Aufforderung ergehen, bevor sie schießen. Ich bin im Zickzack auf die Strasse gerannt. «Stehenbleiben! Haltet ihn! Mörderb Sie haben beide angefangen zu schießen, und eine Kugel hat direkt über der Schulter meinen Mantel durchschlagen. Ich glaube, was sie beim Schiessen gestört hat, war der Fahrer der grünen Minna, der hinter mir her rannte ... Ich bin in die «*Trahoules*» eingetaucht, die Hausdurchgänge, die wir zusammen ausfindig gemacht hatten und die, von Flur zu Flur durch die Häuser hindurch, erlauben, bis zum Quai zu kommen. Ich habe beim Laufen aufs Geratewohl eine Tür aufgestossen. Kein Glück! Eine alte Dame wollte gerade mit ihrem Einkaufskorb heraus, ich habe sie so heftig angerempelt, dass sie gefallen ist. Bis ich ihr aufgeholfen und mich entschuldigt hatte, während ich gleichzeitig versuchte, sie zum Schweigen zu bringen, stand der Fahrer mit der Pistole vor mir. Er hat mich ins Haus zurückgebracht. Es war ein schlimmer Augenblick. Ich hatte einen Trost: Sie hatten nichts gefunden. Ein Fluchtversuch, das ist dürftig, um eine Akte zu füllen. Natürlich konnte keine Rede mehr davon sein, sich zu waschen, umzuziehen und einen Koffer mitzunehmen. Das ganze Viertel hat sehen können, wie ich mit Handschellen wieder in den Wagen eingestiegen bin. Ich wusste, dass du noch nicht hierhergekommen warst, aber dass es nicht mehr lange dauern würde und dass du über meinen Fluchtversuch unterrichtet werden würdest.»

Am nächsten Tag war ich hingeeilt. Ich musste die Papiere holen, die wir versteckt hatten. Die Sicherheitsvorschriften verlangten, dass man, nachdem man sich überzeugt hatte, dass es keine Falle war, die Unterkunft eines verhafteten Widerstandskämpfers räumte.

Raymond hatte die seine von einer Frau gemietet, deren Mann Kriegsgefangener war und die bei ihren Eltern lebte; durch die Vermietung der Wohnung – zwei möblierte Zimmer, Küche – hatte sie ein Einkommen. Wegen der nach zwei Jahren Ehe noch wie neuen Möbel hatte sie uns mit Ermahnungen überschüttet. Raymond hatte mich als seine Verlobte vorgestellt, der sie vertrauen könne, wenn er zu lange abwesend sei. Die Nachbarn kannten ihn vom Sehen. In Lyon, wo man weder

neugierig noch geschwätzig ist, dauert es lange, Kontakte herzustellen, doch ist diese Distanz eine Garantie für Diskretion. Sie schätzten diesen zuvorkommenden, höflichen, nicht lauten jungen Mann, der oft weg war. Vielleicht war er Handelsreisender? Im Übrigen geht uns das gar nichts an ... (rascher Kommentar zwischen Wohnungsnachbarn).

Als ich nach Raymonds Verhaftung zur Vermieterin ging, um einen Schlüssel zu bekommen und die Papiere zu holen – denn die Polizei hatte sicher nichts gefunden –, erzählte sie mir alles. Im Haus ging es noch drunter und drüber.

«Das ist ja schon seltsam», sagte sie, «sein Leben zu riskieren für ein Schwarzmarktgeschäft und für einen so kleinen Vorrat! Sie hätten ihn töten können, wissen Sie. Sie haben ihre Magazine leergeschossen. Wohlgemerkt, ich frage Sie nichts!» fügte sie mit einem Lächeln hinzu.

«Gewiss, Madame, je weniger man weiss in diesen Zeiten, um so weniger läuft man Gefahr, etwas zu erzählen.»

Ich glaube, sie hat die Wahrheit erraten.

«Die angerempelte alte Dame hat unseren Argwohn erregt. Ein Schwarzhändler oder ein Mörder, wie sie sagten, wäre nicht stehengeblieben, um ihr aufzuhelfen und sich so höflich zu entschuldigen. Sie kann es sich nicht verzeihen, dass sie geschrien hat. Sie hat uns erzählt, dass ihr Enkel nach Dünkirchen in England geblieben sei, doch sie sei sicher, dass er sich de Gaulle angeschlossen habe.»

Während Raymond und ich unsere Gedanken über diese zwei Monate der Trennung austauschen, vergeht langsam der Vormittag. Entspannt, sauber geschrubbt, zufrieden, zündet Raymond eine Pfeife an, nachdem er einen Kaffee aus gerösteter Gerste getrunken hat, an den wir jetzt ganz gewöhnt sind. Er kann es noch nicht fassen, dass er heute morgen hier ist. Sein Anwalt hatte vorläufige Haftentlassung beantragt, was bei einem Schwarzmarktdelikt normal ist. Raymond wusste, dass der Untersuchungsrichter dafür war, der Staatsanwalt sich aber widersetzte. Dieser, ein guter Spürhund, hielt fünf junge Männer fest, zwei von ihnen, dafür hatte er den Beweis, waren keine blossen Geschäftemacher. Sein Hass auf den Gaullismus, auf den Kommunismus und sein Rassismus machten ihn zu einem ge-

fährlichen Gegner der Widerstandskämpfer, alles Feinde, die es zu erledigen galt.

Während Raymond vergnügt im Zimmer herumlungert, in einem Buch blättert, an der Wand den Rahmen zurechtrückt, in den ich kunterbunt die besten Fotos unseres kleinen Jungen gesteckt habe, stelle ich ihm Fragen über Fragen. Es wird Tage brauchen, um meine Neugier zu stillen! Wie lief das ab mit der Polizei und mit dem Richter? Was hat es mit dem Verhör durch die Gestapo auf sich, von dem der Anwalt mir erzählt hat?

Raymond hat viel Zeit, mir zu antworten, mir hinterherzulaufen, mich nebenbei heftig zu küssen, mir auf die Treppe zu folgen, in der Küche, wo ich das Mittagessen zubereite, endlos mit seinen Pfeifenutensilien herumzuspielen.

«Unser Untersuchungsrichter war verhältnismässig wohlwollend», sagt er, «für drei von uns hat er ein unbestimmtes Schwarzmarktdelikt aufrechterhalten. Für Morin-Forestier, der mit seinem Sekretär, seiner Ordonnanz und seinem Archiv festgenommen wurde, war es vertrackter! Er hat unsere Haft en bloc unterschrieben, um Morins Fall herunterzuspielen. Warum die Gestapo? Da gab es sicher einen eifrigen französischen Flic, der bei den Deutschen Meldung gemacht hat! Eines Tages kamen ein deutscher Polizist und zwei französische Inspektoren ins Gefängnis. Sie sagten: ‚Die deutsche Polizei will drei Häftlinge verhören.‘ Sie nannten die Namen, unter denen wir im Haftregister geführt waren: Asher, das ist Ravel; Kriegei, das ist Valrimont; und Vallet, das bin ich. Zuerst haben sie Ravel mitgenommen. Sie haben ihn sehr lange verhört. Er hatte bei der Verhaftung Michelin-Karten bei sich, in denen Anlaufstellen für die STO-Verweigerer eingezeichnet waren. Wir waren erleichtert und froh, ihn nach drei Stunden zurückkommen zu sehen. Dann waren Valrimont und ich dran. Wie bei Serge unterschrieben die französischen Polizisten die ordnungsgemässe Entlastung für die Gefängnisverwaltung, und los ging’s. Im Büro des deutschen Polizeichefs waren sie zu dritt. Wir blieben dabei, Schwarzhändler zu sein. Valrimont, der Deutsch versteht, hörte, wie sie miteinander berieten: ‚Wir verlieren unsere Zeit mit diesen Burschen, sie sind uninteressant. Wir schicken sie zu den Franzosen zurück.‘ Als wir wieder in unserer Zelle im Saint-Paul-Gefängnis waren, haben wir aufgetatmet!»

Ich schaudere: Man mag noch so sehr wissen, dass es zwischen Vichy und Hitler Kollaboration gibt – in der Realität damit konfrontiert zu sein, ist etwas anderes. Ich schwöre, mich nach dem Krieg daran zu erinnern. Französische Polizisten, das heisst richtige Beamte und nicht nur faschistische Verbände wie die *Milice*, gehorchen auf beruflicher Ebene den deutschen Befehlen. Sie sind bereit, Franzosen, die sie selbst verhaftet haben und die von der französischen Justiz strafrechtlich verfolgt werden, in die Büros der Gestapo zu bringen. Das ist unbegreiflich!

Es gibt Ausnahmen. Als Raymond im kleinen Depot war, wo er mit seinen Gefährten fast eine Woche blieb, und die Polizei und die Justiz gar nicht daran dachten, die Frist des Gewahrsams zu beachten, bot ein braver Wachtmeister uns, Julien und mir, die wir dort umherstreiften, an, uns mit den Häftlingen zusammenzubringen. Misstrauisch glaubten wir zuerst an eine Falle. Dann überzeugte er uns. So konnten wir in grossen Zügen die Umstände ihrer Verhaftung am 15. März in der Rue de l'Hôtel-de-Ville erfahren. Der Wachtmeister führte uns ins Untergeschoss des Justizpalastes, in düstere Flure und feuchte Keller, doch wir hatten nicht die Zeit, ihnen zur Flucht zu verhelfen, bevor sie ins Gefängnis überstellt wurden.

«Vor den Deutschen», erzählt Raymond, «waren die französischen Inspektoren richtige Kriecher. Sie haben uns bis zum Gestapobüro begleitet und sind dann salutierend hinausgegangen. Danach haben wir sie unten wiedergetroffen, wo sie brav neben ihrem Wagen warteten. Da die Deutschen uns als kleine Fische betrachteten, haben sie für die Rückkehr ins Gefängnis niemanden von ihren eigenen Leuten abgestellt. Als die Inspektoren uns dem Oberaufseher übergaben, habe ich zu ihnen gesagt: «Sie können stolz sein, Sie machen eine nette Arbeit für Franzosen! Der eine hat geantwortet: «Ihr Kumpel hat uns heute Morgen schon das gleiche gesagt. Wir führen Befehle aus.»»

Der Küchentisch ist gedeckt. Auf den Tellern das Alltagsessen: Pellkartoffeln (man verliert weniger, wenn man sie erst nach dem Kochen schält) und Löwenzahnsalat. Heute ist ein Festtag! Mit einer Dose Leberpastete, einer Wurst und einer für die Gelegenheit aufgehobenen Flasche Moulin-à-vent. Unter Raymonds Serviette ein Päckchen: Er ist ganz gerührt, als er eine

neue Pfeife entdeckt; wir feiern nicht nur seine Befreiung, die in seinen Augen unerklärlich bleibt, sondern vor allem einen Jahrestag, der uns sehr viel bedeutet!

Vor vier Jahren, am 14. Mai 1939, haben wir in Strassburg füreinander die totale Liebe empfunden. Nicht nur Verliebtheit, sondern eine so endgültige Eintracht, dass wir uns geschworen haben, so lange wir leben, immer am 14. Mai zusammen zu sein.

Wir sitzen uns gegenüber am Tisch, schweigend, gerührt und verwirrt, so könnten wir ewig bleiben. Raymond kann es immer noch nicht fassen, dass er freigelassen worden ist, und auch noch rechtzeitig zu unserem 14. Mai. Er hat den Verdacht, dass ich etwas damit zu tun habe. Wie habe ich es angestellt?

«Da ihr es nicht geschafft habt, allein zu entkommen, haben wir mit den Jungs vom *Groupe-Franc* beschlossen, euch rauszuholen. Wir verfügen nicht über so viel Menschenmaterial, und die Résistance brauchte euch, eure Sachkenntnis und eure Kontakte. Aus einem Gefängnis kommt man nicht so leicht heraus. Da wollte ich es noch einmal mit dem Trick versuchen, der dir am 25. August 1940 als Kriegsgefangener die Flucht ermöglicht hat.»

Damals hat mir Raymonds Bruder, der Arzt ist, Pillen verschafft, die Fieber bei ihm auslösen sollten. Ich konnte sie in die Kaserne der Ulanen in Sarrebourg schmuggeln lassen, wo sein Regiment eingesperrt war. Er wurde in das vom Roten Kreuz kontrollierte Krankenhaus geschickt. Die Deutschen hielten sich noch an die Genfer Konvention. Er musste nur am Abend über eine Mauer springen und schon war er in Freiheit; ich hatte ihm eine blaue Heizermontur gebracht, die seine Uniform ersetzte.

«Diesmal bestand das Problem für mich darin, euch alle auf einmal vom Gefängnis in die Sträflingsabteilung des Antiquaille-Hospitals verlegen zu lassen. Ein freundlicher Wärter hat euch ein Medikament ausgehändigt, das er für Zuckerwerk hielt. Ihr wart in Zivil, also musste man keine Verkleidung vorsehen. Dafür musste aber die französische Polizei ausgeschaltet werden, die euch bewachte. Wir haben mit dem *Groupe-Franc* eure Entlassung organisiert. Am plausibelsten erschien uns: Die deutsche Polizei holt euch zum Verhör ab. Doch vor dem 20. Mai war ein Einsatz unmöglich. Eine Frage des Personals

und der Autos. Wir wussten, dass ihr es schaffen würdet, im Krankenhaus zu bleiben, indem ihr beim Fiebermessen die Temperatur steigen liesset. Serge mit seiner Bronchitis und seinem Husten brauchte nicht zu simulieren.»

Raymond hört mir wortlos zu.

«Angesichts dieses fernen Datums fragte ich mich, wie ich es anstellen könnte, dass wir am 14. Mai vereint wären. Ich sagte mir: Dieser Mann, der den Gaullismus und die Résistance hasst, dieser grimmige Staatsanwalt bellt vielleicht so laut, weil er im Grunde ein Angsthase ist. Ich habe seine Adresse herausgefunden und vorgestern an seiner Tür geklingelt. Zu der Person, die mir aufgemacht hat, habe ich gesagt, ich müsse dem Staatsanwalt persönlich etwas ausrichten. Sie hat mich komisch angeschaut; vielleicht hat sie geglaubt, wir hätten ein Verhältnis. Er hat mich empfangen. Ich habe auf ihn eingeredet: «Sie haben einen Mann im Gefängnis, der François Vallet heisst, Sie haben es zweimal abgelehnt, seine vorläufige Haftentlassung zu unterschreiben. Der Untersuchungsrichter hat sofort begriffen, dass es besser ist zu unterschreiben. Sie werden erfahren warum. Der Anwalt ist selbstverständlich nicht informiert. Ich vertrete hier die Autorität General de Gaulles, der Vallets Vorgesetzter ist. Wenn Sie morgen im Justizpalast nicht unterschreiben, wenn Vallet am Morgen des 14. nicht frei ist, werden Sie am Abend des 14. die Sonne nicht untergehen sehen. Ich legitimiere mich: Hören Sie heute Abend einmal BBC. Unter den persönlichen Durchsagen werden Sie die folgende hören: ‚Erklimmt weiter die Berge.‘» Die ist für Sie bestimmt. Sie haben richtig verstanden:

«Erklimmt weiter die Berge.» Er brachte kein Wort hervor, ich habe keine Zeit verloren. Bevor er sich wieder fasste, habe ich die Tür geöffnet und noch einmal nachgesetzt: «Bis morgen, nicht wahr? Und vergessen Sie nicht unsere Verabredung am 14.!»

Bis ich zur Brücke kam und die Saône überquerte, zitterte ich davor, von der Polizei eingeholt zu werden. Du weisst, er brauchte nur bei der Wache von Saint-Jean anzurufen, die ganz in der Nähe ist; es gibt keinerlei Versteck auf diesem erhöhten Quai mit so wenig Strassenbahnen auf dem Fahrdamm.

Und jetzt bist du da!»

Raymond ist baff:

«Und wenn die Durchsage nicht gekommen wäre?»

«Es war wie Würfeln; sie ist um ein Uhr gekommen, und ich habe immer Glück, das ist der Beweis!»

«Du wirst Federn lassen müssen, wenn du das Schicksal so herausforderst.»

«Inzwischen bist du immerhin da, und ich habe um halb sieben einen Termin bei Rechtsanwalt Fauconnet, der über deine Freilassung schon unterrichtet sein wird. Wir gehen beide hin.»

«Wenn du glaubst, deine Erpressung wird ihn mit Freude erfüllen, dann mach dich auf einen gehörigen Rüffel gefasst!»

«Wir werden ja sehen! Jetzt haben wir erst einmal einen ganzen Nachmittag, um uns zu lieben und Pläne zu machen.»

Aus Vorsicht beschliessen wir, getrennt zu gehen und uns vor der Tür des Anwalts zu treffen.

Als wir bei Fauconnet ankommen, sind keine Klienten mehr da. Der Geruch derjenigen, die ihn an diesem Nachmittag aufgesucht haben, erfüllt noch das grosse düstere Vorzimmer mit seiner Holztäfelung, seinen dunklen Tapeten und seinen leeren Stühlen. Ich mag diesen Mann sehr, den ich erst seit zwei Monaten kenne. Er ist Lyoner, ledig, katholisch und liberal, voll gesundem Menschenverstand, ein gelehrter Jurist, der der Politik der Kollaboration ganz und gar feindlich gegenübersteht.

Bei Raymonds Verhaftung am 15. März hat unser Cousin Maurice, der in Lyon jeden kennt, mich ihm anempfohlen. Als ich das erste Mal in seine Kanzlei kam, dachte ich naiv, es gäbe zwischen uns ein spontanes Einverständnis. So schnell machte man sich nicht mit ihm gemein! Er war etwa zehn Jahre älter als ich, nicht sehr gross, ziemlich füllig, er hatte blaue Augen und schon ergrauendes Haar, er kleidete sich streng, und eine leichte Deformation der Oberlippe gab ihm einen sarkastischen Ausdruck. Er empfing mich ziemlich kühl: «Madame, ich kenne nur François Vallet, einen armseligen Schwarzhändler. Sie sind an seiner Verteidigung interessiert, bezahlen Sie also mein Honorar, und ich werde Sie über mein Vorgehen und eventuell über meine Gespräche mit ihm auf dem laufenden halten.»

Nach dieser Einleitung waren unsere wöchentlichen Treffen eher formell! Doch dann habe ich ein paar Bemerkungen über die wunderschönen Einbände seiner Bibliothek und über seine kostbare Sammlung von Tabakdosen gemacht; und dann habe ich mit Raymond im Sprechzimmer des Gefängnisses andeutungs-

weise Geheimnisse und Informationen ausgetauscht, und das hat zu gegenseitigem Vertrauen geführt. Eines Tages zog er aus seiner Westentasche einen Ehering und überreichte ihn mir lächelnd:

«Monsieur Vallet bittet Sie, das für ihn aufzuheben. Selbstverständlich haben Sie und ich diesen Vorgang schon wieder vergessen.»

«Natürlich, Herr Rechtsanwalt.»

Nicht einfach, eine sehr lyonesische Scham und Zurückhaltung abzulegen! Heute verstehe ich es, als er uns herzlich empfängt:

«Setzen Sie sich. Wie froh bin ich, Sie zusammen zu sehen! Das ist wunderbar. Aber ich gestehe, dass ich es nicht ganz begreife. Noch vorgestern Morgen schien der Staatsanwalt sich allen meinen Argumenten zu verschliessen.»

«Als Sie mir den Ring ausgehändigt haben, den Raymond Ihnen zustecken konnte, habe ich Ihnen gesagt: ‚Am 14. Mai werde ich ihn ihm zurückgeben‘. Das ist geschehen.»

Ich erzähle erneut von meiner Einmischung und meinem Bluff beim Staatsanwalt. Raymond beobachtet mich aus dem Augenwinkel. Ich bin sehr viel weniger selbstsicher als heute Morgen mit ihm, umso mehr als der Anwalt empfindlich reagiert und ein immer missbilligenderes und reservierteres Gesicht macht. Ich fühle mich unwohl und schuldig, als hätte ich in dieser so korrekten Kanzlei etwas Unschickliches getan oder eine Reihe grober Wörter ausgestossen.

Plötzlich explodiert er: «Aber so etwas macht man doch nicht! Sie haben einen Staatsanwalt bedroht, das ist schlimm. Wo bliebe die Unabhängigkeit und die Ruhe der Justiz, wenn alle so handeln würden wie Sie?»

Ich verteidige mich trotzdem: «Nun, es war aber wirkungsvoll. Sie wissen sehr gut, dass Ihre Justiz nicht mehr die gleiche ist wie vor 39 und dass wir sie bekämpfen. Und wenn Ihr Staatsanwalt ein gutes Gewissen hätte, wenn er so unabhängig und ruhig wäre, dann hätte er nicht unterschrieben!»

Aus einem Schränkchen holt er drei Gläser und eine Flasche Izarra von herrlich goldener Farbe. «Sprechen wir nicht mehr darüber, trinken wir auf unser Wiedersehen, auf Ihre Freiheit, die jetzt schwierig zu behalten sein wird, denn Sie werden weitermachen, nehme ich an?»

Während er mit mir anstösst, sieht mich dieser rechtschaffene Mann immer noch streng an: «Mein liebes Kind, das sind keine legalen Methoden; nach dem Krieg müssen Sie aufpassen, sie nicht anzuwenden, nicht einmal daran zu denken.»

Ich habe Tränen in den Augen wie ein Kind, dem verziehen worden ist.

Wir gehen nach Hause, ohne uns noch länger auf der Strasse herumzutreiben. Es ist halb acht Uhr abends. Im Westen geht rot die Sonne unter. Der glühende Himmel entspricht unserer Freude. Wir beschliessen, den Montag abzuwarten, um unser Dienstmädchen Marie zurückzuholen, die ich bei meinen Schwiegereltern untergebracht habe. Morgen, am Samstag Vormittag habe ich zwei Stunden Unterricht. Wir werden noch einen ganzen Nachmittag für uns allein haben!

Sonntag, 16. Mai 1943

Die Familie ist vollständig. Meine Schwägerin ist mit Jean-Pierre eingetroffen, den sie aus der Auvergne zurückgeholt hat, wo sie ihn nach Raymonds Verhaftung am 15. März zu sehr lieben Freunden gebracht hatte.

Er nimmt zwischen uns beiden wieder sein Leben eines gehätschelten kleinen Jungen auf. Für eine Frau gibt es, mehr als für einen Mann, neben dem Untergrundleben der Résistance, den mehr oder weniger gefährlichen Aktionen, auch noch den Alltag, der bewältigt sein will: das Haus muss in Ordnung gehalten, Mann und Kind müssen ernährt, Wäsche muss gewaschen werden. Raymond sieht zu, wie ich in einer Wanne mit von der Sonne angewärmtem Wasser die schmutzige Wäsche dieses Wochenendes einweiche.

«Jetzt musst du wenigstens nicht mehr die Wäsche von fünf Häftlingen waschen!»

Was für eine Wäsche! Ich erzähle ihm meine Kämpfe mit den von Saint-Paul mitgebrachten Bündeln von widerlichen Klammotten.

«Eure Unterhemden, eure Unterhosen, eure Hemden, die mussten zuerst einmal entlaust werden! Grauenhaft! Wie konn-

tet ihr mit diesen Läusen leben? Es waren so viele, schwarz und dick! Weisst du, eine Laus ist unheimlich zäh! Selbst nachdem sie gekocht worden waren, habe ich in den Nähten noch welche gefunden, durchsichtig, vollkommen ausgeblutet, und sie bewegten sich. Schliesslich habe ich sie mit dem heissen Bügel-eisen gekriegt.»

«Das hat sich gelohnt», sagt Raymond, «du kannst dir nicht vorstellen, was es für ein Genuss ist, saubere Unterwäsche anzuziehen. Bis abends hatten wir Ruhe, dann begann mit den verlausten Strohsäcken der Zirkus von vorn. Nicht die kleinste Flasche ‚Fly-Tox‘ in diesem Gefängnis. Weisst du, ich konnte mir nicht vorstellen, dass die Läuse dein grösstes Problem wären. Ich habe zu den Kameraden gesagt: ‚Das wird was geben mit unseren Socken; Lucie mit ihrer Suffragetteneinstellung hat sie zum Symbol weiblicher Unabhängigkeit gemacht. Sie ist imstande, sie wegzuwerfen.‘ Als die Kameraden sie sauber zurückkommen sahen, haben sie mich ausgelacht.»

«Du verstehst auch gar nichts. Die Socken gehörten Häftlingen, ich war frei. Also keine Abhängigkeit. Es war ganz normal, dass ich sie mit dem übrigen zusammen wusch. Nein, etwas anderes war ganz und gar ekelhaft: die Taschentücher. Oh, dieser Schneckenschleim, wenn ich sie unterm fliessenden Wasser abbürstete. Ich habe mir oft gesagt, dass nach dem Krieg sicher eine Frau Papiertaschentücher erfindet, die man nach Gebrauch wegwirft.»

Auf meinem Schreibtisch wartet ein Stapel Arbeiten zum Korrigieren auf mich: die Karte der französischen Bodenschätze. Für morgen muss ich eine Stunde mit meinen Schülerinnen der Tertia vorbereiten: die Landwirtschaft in Frankreich. Hinterlistig handle ich in zwei kleinen Abschnitten die Boden- und Klimaverhältnisse ab und stelle etwas ausführlicher dar, was mit dem Zeitgeschehen zu tun hat: die mangelnden Arbeitskräfte bei über einer Million Kriegsgefangenen, von denen drei Viertel Bauern sind. Die landwirtschaftlichen Geräte, die verschleissen, die raren Ersatzteile, die man auf Bezugsschein erhält, der Treibstoff, der tropfenweise geliefert wird, weil er für den Besitzer das kostbarste Gut ist. Noch eingehender behandle ich die landwirtschaftlichen Ressourcen und ihre Ab-

satzmärkte: die Vorkriegsstatistiken, den Überschuss an Wein, Getreide, Fleisch, die Schaffung eines Getreideamts, um den Bauern zu helfen, ihre Ernte zu verkaufen. Ich habe einen hervorragenden Text aus einem Wirtschaftsmagazin von 1938, der die Franzosen ermuntert, mehr Brot und Kuchen zu essen: «Ratschlag für die Mütter: Französische Backwaren, die feinsten der Welt, verlockend und abwechslungsreich, sind ein vollwertiges Nahrungsmittel. Aus gutem Mehl, Butter, Eiern und Milch, ernähren sie auf angenehme Weise Ihre Kinder und fördern ihr Wachstum.»

Wenn ich diese Stunde an dem Tag abhalte, da man die KC-Marken freigibt, die zu 125 g Wurst für die Schwerarbeiter berechtigen, und die K8-Marken, die den J1, J2 und J3 250g Zucker zusätzlich gewähren, kann ich sicher sein, dass die Kinder zu Hause darüber sprechen werden!

Diese Marken und Lebensmittelkarten, die jeden Monat bei den städtischen Dienststellen abgeholt werden müssen, sind das reinste Geduldsspiel. Wann ist man wozu berechtigt? Wenn man nicht die Anschläge vor den Bezirksämtern oder an den Schaufenstern der Geschäfte liest, muss man sich entschliessen, eine Zeitung zu konsultieren. Die ganze Bevölkerung ist in Kategorien eingeteilt. Was für Dialoge beim Kaufmann!

«Haben sie einen J3, Madame?» (Die J3 sind die Jugendlichen.)

«Nein, aber ich habe zwei Schwerarbeiter.» (Das sind die Schwangeren und die Leute, die eine anstrengende Arbeit machen.)

Welche Arbeit ist nicht anstrengend, wenn die Steckrüben die Kartoffeln ersetzen, wenn man mit dem Fischhändler sehr eng befreundet sein muss, um einen Karpfenkopf ohne Bezugschein kaufen zu können?

Pro Dekade wird ein Liter Wein zugeteilt. Drei Liter monatlich, und nur für Erwachsene, vorausgesetzt, der Händler hat Vorräte. Da man die Flaschen zurückbringen muss, habe ich auf dem Gepäckträger meines Fahrrads immer sechs leere, die ich füllen lasse, wo ich gerade vorbeikomme.

Auch der Tabak wird dekadenweise ausgegeben. Alle zehn Tage ein Päckchen Caporal oder zwei Päckchen Gauloises, natürlich nur für erwachsene Männer. Das gibt Anlass zu umfassendem Tauschhandel. Ein Brot, zwei Liter Wein für ein

Päckchen Zigaretten. Bei diesen grotesken Tauschgeschäften wird alles klein. Erwachsene legen die gleiche Gier, den gleichen Ernst an den Tag wie als Kinder, wenn sie Murmeln und Bonbons tauschten.

Ein Problem, bevor ich einkaufen gehe: Kann ich gefahrlos die noch gültigen Marken der Karte benützen, die auf François Vallet ausgestellt ist, den Namen, den Raymond gerade abgelegt hat? Das wären drei Rationen für zwei. Als er nach Saint-Paul gekommen ist, hat er natürlich alle seine Karten der Gefängnisverwaltung ausgehändigt, die sie ihm am Ende wiedergegeben hat. Ich hatte seine richtige Karte, mit deren Hilfe ich Lebensmittelpakete machen konnte, die ich zur sauberen Wäsche dazulegte. Da Jean-Pierre in der Auvergne ordentlich ernährt wurde, verfügte ich ausserdem über seine Mehl-, Zucker-, Kakaopulver- und Milchrationen. «Ich habe nie so gut gegessen wie in diesen zwei Monaten Gefängnis», haben mir bei der Entlassung alle gesagt. Neben der Gefängnis-kost konnten sie mit dem Geld, das ihnen die Anwälte überbrachten, in der Gefängniskantine einkaufen. Armselige Mengen von freiverkäuflichen Produkten wie Kleiekekse oder traubenzuckergesüsstes Fruchtgelee! Vom Sozialdienst der Résistance bekam ich auch einige Konserven, die das wöchentliche Päckchen bereicherten.

«Nur im Gefängnis kann man hoffen, deine Schokoladenpfannkuchen zu essen», hat Raymond gesagt. Und mit schwarzem Humor: «Weisst du, um diesen Preis ist es erträglich.»

Dumme Scherze!

Montag, 17. Mai 1943

Als ich im Lehrerzimmer meinen Schrank öffne, finde ich wenig Post, aber zwei gefaltete Drucksachen, die ich an ihrem Format erkenne: es sind Untergrundzeitungen. Eine Nummer von *Combat* und eine von *Libération*. Gleich, wenn ich sie auf der Toilette lese, werde ich wissen, was darinsteht. Vorerst nehme ich sie in aller Ruhe mit dem übrigen heraus. Wenn es eine Provokation ist, wird man ja sehen, dass ich sie nicht lese. Wenn es

ehrlich gemeint ist, bedeutet es, dass es hier noch mehr Widerstandskämpferinnen gibt als mich.

Ich verstehe mich gut mit meinen Schülerinnen. In meiner Abiturklasse herrscht seit unserem ausgelassenen Gelächter am 8. Mai ein geheimes Einverständnis. An diesem Tag sollten entsprechend einem Rundschreiben unseres Ministers die Geschichtslehrer bei ihren Lobreden auf Jeanne d'Arc, deren Fest am 9. offiziell begangen wurde, zeigen, dass der Marschall ihr «würdiger Erbe» sei und die gleichen Eigenschaften besitze wie sie. Ich habe zwei Schüler an die Tafel gerufen, die durch einen senkrechten Strich in zwei Hälften geteilt war: auf der einen Seite Marschall Pétain, auf der anderen Jeanne d'Arc. Und das Spiel begann: Alter, Geschlecht, Beruf, persönliche Verhältnisse, verheiratet oder ledig, Feind oder Verbündeter. Während die Antworten eingetragen wurden, erfand die Klasse Tränen lachend immer neue Rubriken. Es gab daraufhin keinerlei Reaktion der Eltern, obwohl sie nicht alle in Opposition zum Vichy-Regime stehen; aber ich glaube, dass die Schule für die jungen Leute ein geschützter Bereich ist, der die Eltern nichts angeht.

Heute habe ich gewählt: «Die Präsidentschaft des Marschalls Mac-Mahon nach der Niederlage von 1870.» Natürlich habe ich nicht jede Woche so wunderbare Gelegenheiten, einen Bezug zum Zeitgeschehen herzustellen, ohne aus meiner Lehrerrolle zu fallen. Niemand fehlt heute Nachmittag von diesen Mädchen mit den biblischen oder fremdländischen Namen, die aus Paris oder von weiter herkommen und hoffen, dass Lyon ihre letzte Station sein wird. Als am Ende der Stunde die Aufseherin mit dem Klassenbuch kommt, bin ich ganz ruhig und unterschreibe bereitwillig die Seite. In diesem Lyoner Gymnasium hat durch den Zustrom von Flüchtlingen aus der Nordzone die Schülerzahl zugenommen, und die Zusammensetzung der Schülerschaft hat sich verändert. In jeder Klasse sind mehrere Jüdinnen oder Ausländerinnen. In meiner Tertia kommt seit Anfang des Monats die kleine Lehmann nicht mehr. Warum? Niemand weiss etwas. Eine ihrer Freundinnen war bei ihr zu Hause: niemand antwortete; die Fensterläden geschlossen; der Briefkasten voller Post; die Concierge hat keinerlei Anweisung. Alle Schülerinnen schweigen nach diesem Bericht. Meine Unterrichtsstunde danach vergeht nur schleppend.

Ich komme abends heim, nachdem ich die in der Schule gefundenen Zeitungen in die Briefkästen von zwei Nachbarn gesteckt habe. Sie mit nach Hause zu nehmen, kommt nicht in Frage: Wir haben es uns zur Regel gemacht, jederzeit eine Durchsuchung bestehen zu können.

Die ganze Woche über werde ich mich aufteilen zwischen der Schule, zu Hause und dem *Groupe-Franc*. Unsere drei mit Raymond am 15. März verhafteten Kameraden sind immer noch im Antiquaille-Hospital, und wir müssen es sehr bald schaffen, sie herauszuholen. Zwei Jungs werden während der Besuchszeiten der gewöhnlichen Kranken die Örtlichkeiten erforschen und einen genauen Plan der Aufnahmeräume, der Verwaltung, der Häftlingsabteilung erstellen. Die Fahrer machen einen Probedurchlauf mit den beiden Autos: die Ankunft, das Parken und vor allem die Abfahrt, die schnell und ohne Hindernis erfolgen muss. Wir legen die Route durch Lyon fest, auf der wir unsere befreiten Kameraden abtransportieren werden.

Was Raymond betrifft, so beginnt ihn die Untätigkeit zu bedrücken. Er spielt mit seinem Sohn: Das geht eine Zeitlang! Er hat für die Zeitung *Libération* den aussenpolitischen Leitartikel geschrieben. Pascal Copeau hat ihn bei seiner Rückkehr aus Paris besucht, wo der Nationalrat der Resistance eingerichtet wird.

Unsere im Herbst 1940 entstandenen *Mouvements* haben sich in zwei Jahren praktisch in gleicher Weise nebeneinander entwickelt. Organisation der Regionen, der Abteilungen: falsche Papiere, Sozialdienst, Untergrundpresse, Propaganda, Nachrichtendienst, *Armée secrète* und Arbeiterkampf. Im Winter 1942/43 hatten die Verantwortlichen der *Mouvements*, mit denen Max, der Stellvertreter General de Gaulles, Kontakt aufgenommen hatte, den Zusammenschluss zu einem einzigen Organismus geplant und mehr oder weniger realisiert: Es entstanden die *Mouvements unis de Résistance* oder MUR, die Vereinigten Widerstandsbewegungen. Die Zeitungen behielten ihre Autonomie, ihren Namen: *Combat*, *Libération*, *Franc-Tireur*; sie wurden von Helfershelfern in einer Druckerei immer dann gedruckt, wenn es einen Vorrat von jenem Papier gab, das so streng kontingentiert war, dass wir es stahlen oder auf dem Schwarzmarkt kauften.

Max (Jean Moulin) war am 31. Dezember 1941 in Frankreich angekommen. Zu diesem Zeitpunkt nannte er sich Rex. In Lyon hatte ihn Raymond Anfang Januar im Auftrag unseres *Mouvement* empfangen. Sie trafen sich unter den Theaterarkaden. In dem kleinen Zimmer in der Nähe des Hôtel de Ville, wohin Rex ihn führte, hatte dieser vor Raymonds Augen eine Streichholzschachtel aus der Tasche gezogen, sie ausgeleert und ihm zusammen mit einer Lupe gegeben. Eine Mikrophotographie des mit «de Gaulle» unterschriebenen Dienstauftrags auf dem Boden der Schachtel legitimierte ihn bei den Widerstandsbewegungen.

«Vernichten Sie das», hatte Raymond zu ihm gesagt. «Für mich ist das kein Beweis, d’Astier ist Ihr Bürge. Wenn das von der Polizei entdeckt wird, bedeutet es Ihre Verhaftung und vielleicht Ihren Tod.»

Nachdem die MUR gegründet waren, bemühte sich Rex, der Max geworden war, sie davon zu überzeugen, einen nationalen Organismus zu schaffen, der die Widerstandsbewegungen von ganz Frankreich und die gegen Vichy und Hitler eingestellten politischen Parteien vereinen würde. Das war nicht einfach. Er schlug vor, dass der Nationalrat der Résistance die politische Führung des Widerstands übernimmt. Er erreichte, dass die paramilitärischen Gruppen eine einzige *Armée secrète* bilden, die von einem von de Gaulle bestimmten Offizier kommandiert und deren Führungsstab sich aus den «*Armée secrète*»-Verantwortlichen der verschiedenen *Mouvements* zusammensetzen würde.

Raymond ist begeistert von der methodischen Wendung, die die Organisation der Resistance nimmt, ein Zeichen ihres Wachstums und ihrer Kraft. Er akzeptiert den Vorschlag Pascal Copeaus, die Entscheidungen, die die Wiederaufnahme seiner Aktivität betreffen, auf den Tag nach der Flucht aus dem Antiquaille-Hospital zu verschieben.

Der Termin für diese Flucht ist auf Montagmorgen, 24. Mai, festgesetzt. Ich habe am Montagmorgen keinen Unterricht; ich kann also mitmachen. Heute Nachmittag gehen wir, unter die zahlreichen Sonntagsbesucher gemischt, noch einmal ins Krankenhaus, sicherheitshalber, zu einem letzten Erkundungsgang.

Montag, 24. Mai 1943

Wo bleiben sie denn! Wir sind ein bisschen nervös. Christophe, einer der Jungs der Gruppe, sitzt neben mir am Steuer, bereit loszufahren, sobald Raymond und André Lassagne da sind. Der andere, von Daniel gefahrene Citroën steht näher beim Tor des Krankenhauses. Er soll die befreiten Kameraden und den Luxemburger in deutscher Uniform mitnehmen, der dem Unternehmen einen Anschein von Glaubwürdigkeit gibt.

Ich zweifle nicht am Gelingen, aber ich habe ein bisschen Gewissensbisse, weil ich Raymond bei der Sache habe mitmachen lassen. Solidarisch mit seinen drei noch inhaftierten Kumpanten, wollte er absolut dabei sein.

«Gut», hatte Ambre, ein Mitglied des *Groupe-Franc*, gesagt. «Hier hast du den letzten Revolver, der übrig ist, er hat keinen Schlagbolzen, ist also unbrauchbar; du bleibst am Eingang in der Aufnahme und hinderst die Mädchen daran, das Telefon zu berühren. Das reicht, um ihnen Angst zu machen. Du, André, dich kennt hier niemand, du gehst mit uns nach oben.»

André, Italienischlehrer am Lycée Ampère, ist ein Kindheits- und Jugendfreund von einem unserer Cousins. Er hat die Dreissig überschritten, ein schöner Mann, brünett, von unveränderlicher Fröhlichkeit, und er weiss immer irgendeine gute Geschichte zu erzählen. Er hatte nicht gezögert: «Abgemacht, ich spiele den Flic mit Gabardinemantel, weichem Filzhut und lautem Gebrüll; ihr werdet sehen, das wird grossartig.»

Die *Groupes-Francs* von «Libération» hatten einen Luxemburger aufgenommen, der Soldat im deutschen Heer war und dann desertiert ist. Nach eingehender Prüfung hatte man die Gewissheit, dass er kein Spion ist. Seine Uniform und seine Deutschkenntnisse machten ihn zu einem wertvollen Komplizen.

«Da sind sie!»

Alle stürmen aus dem Krankenhaus, die Motoren laufen, die Autos stehen in der richtigen Richtung. Serge Ravel, begleitet von Raymond und André, steigt ein, und wir fahren los.

Zunächst gibt es übermütige Rippenstösse, um uns von einer Spannung zu befreien, die jeder sorgfältig überspielt hatte. Serge Ravel erzählt:

«Sie sind plötzlich ins Zimmer geplatzt, gefolgt vom Direktor und einem Krankenpfleger. ‚Deutsche Polizei, ziehen Sie sich schnell an, Verhör‘. Ich war einen Moment in Panik, ich kannte diese drei Männer nicht, und der in seiner Uniform wirkte zu natürlich, um nicht echt zu sein. Da habe ich gesagt: ‚Zeigen Sie mir Ihre Ausweise‘. Die haben was gelacht! Der Direktor protestierte: «Meine Herren, das sind Kranke, sie sind mir vom Sanitätsdienst des Saint-Paul-Gefängnisses übergeben worden. Sie unterstehen meiner Verantwortung, ich kann und will sie nicht entlassen. Das werden Ihnen auch die beiden wachhabenden Polizeibeamten bestätigen.» Er dreht sich um, da stand kein Polizeibeamter mehr! Angesichts dieses Überfalls hatten sie lieber das Weite gesucht, anstatt einzugreifen oder den Vorfall zu decken. Im Treppenhaus hat mir dann André, damit es echt wirkte, einen Tritt in den Hintern gegeben, und ich bin schneller runtergestolpert, als mir lieb war.»

Auf den Rhônequais verlassen wir unseren Ravanel. Er ist der Jüngste des Trios: Zwanzig Jahre alt, gerade mit der Ecole polytechnique fertig, besitzt er den systematischen Ernst des jungen Mathematikstudenten, der hart gearbeitet hat, um das Examen zu schaffen. Er lässt sich genauso leicht verblüffen wie er notfalls einen Polizisten niederschlägt, der ihn mit dem Revolver bedroht. Raymond hat seinen Hut in eine Tasche des Gabardinemantels gestopft, den er über dem Arm trägt, und wir gehen untergehakt zur Strassenbahn, um heimzufahren.

Zu Hause spielt Jean-Pierre friedlich mit seinen Bauklötzen. Von aussen scheinen die bleigefassten Art-déco-Fenster des Esszimmers trübe. Innen zittern an diesem sonnigen Morgen helle Flecken und Regenbogenfarben auf dem Parkett. Der zweijährige Junge versucht geduldig, seine Klötze farblich darauf abzustimmen. Nach ein paar Minuten ist alles anders, die Sonne wandert, die Farben mit ihr, und er fängt immer wieder von vorn an. Unser kleines Kerlchen, unsere Freude, wir haben ihn gewollt und gemacht nach Raymonds Flucht aus der Kriegsgefangenschaft. Wir finden, dass er das schönste Kind der Welt ist, und wir hoffen mit aller Kraft auf ein zweites Baby. Ich weiss, dass wir es am 14. Mai auf den Weg gebracht haben ...

Pascal Copeau, der unsere Rückkehr beobachtete, kommt mit einer Flasche Wein und sagt mit seiner schönen tiefen Stimme:



Lucie Aubrac mit ihrem Sohn Boubou, Juli 1941. Foto: privat

«Ich war sicher, dass es klappen würde, lasst uns drauf trinken! Aber jetzt müsst ihr Lyon eine Zeitlang verlassen. Die französische Polizei wird diese Beleidigung nicht so leicht schlucken, und die Deutschen noch weniger, das wird eine schöne Aufregung geben. Haut ab, bis sie sich wieder gelegt hat. Auf geht's, zehn Tage Ferien!»

Ich habe meine Verpflichtungen als Lehrerin und kann nicht einfach so, ohne Vorwarnung, von der Schule wegbleiben.

«Komm, das wird nicht das erste Mal sein, dass Doktor Riva für einen Auftrag ein dringendes Ruhebedürfnis bei dir feststellt! Das Gebirge mit dem ständigen Kommen und Gehen der Arbeitsdienstverweigerer und dem Aufbau der Partisanengruppen ist nicht sehr ratsam. Da ist kein Platz mehr. Warum nicht ans Meer? Am Mittelmeer, bei Saint-Aygulf, sind bisher nur die italienischen Garnisonen!»

Sobald das Essen hinuntergeschlungen ist und das Kind einen Mittagsschlaf macht, habe ich nur ein Bedürfnis: in den Armen zu liegen, die nur auf mich warten. Aber ich muss sofort diesen Arzt aufsuchen.

Glück, wie üblich. Er hat heute keine Sprechstunde; er kommt nur eben zwischen zwei Krankenbesuchen in die Praxis. Er kennt mich gut. Er hat 1942 mein Baby untersucht. Damals hat er schnell begriffen, was wir machten, und mir – ich stillte noch – einen ausgehungerten Säugling gebracht, den seine Eltern, deutsche Juden, die gerade noch rechtzeitig vor einem Besuch der Vichy-Polizei gewarnt worden waren, bei der Flucht nicht hatten mitnehmen können. Bis man sie wiederfand, musste dieses Baby ernährt werden, und so hat es sich eine Woche lang mit Jean-Pierre meine Milch geteilt. Dieser Arzt hat mir auch das Medikament beschafft, mit dem Raymond und seine Mithäftlinge ihre Einweisung ins Krankenhaus erreichten. Für mich, die ich während der Schulzeit ab und zu Aufträge für die Résistance zu erledigen habe, hat er eine fundierte Krankenakte angelegt. In dieser Akte bin ich eine ehemals Tuberkulosekranke mit überzeugenden Röntgenaufnahmen, Krankenblättern, Daten und Ergebnissen der Behandlung, Feststellung der Heilung. Vier Untersuchungen ohne «TbB», denn man darf nicht unterrichten, wenn man ansteckend ist. Dieser Akte zufolge habe ich eine Anämie und eine Neigung zur Müdigkeit zurückbehalten. Leicht festzustellen: 53 kg bei 1,71 m. Ich habe meinen Sohn vierzehn Monate gestillt, und ich hatte wirklich Kalziummangel, den der Doktor sehr geschickt von einem Kollegen hat diagnostizieren lassen. Trotzdem bin ich in Wirklichkeit gesund und kräftig, aber auch ohne den geringsten Skrupel, meine Verwaltung zu hintergehen!

Ich bringe das ärztliche Attest, das zwei Wochen Erholung, also Urlaub, vorschreibt, gleich ins Sekretariat des Gymnasiums, wo das Personal findet, dass ich tatsächlich schlecht aussehe. Ich verabschiede mich von der Direktorin: «Sie haben zu lange gestillt, mein Kind, jetzt müssen Sie die Konsequenzen tragen; versuchen Sie sich an einem Ort zu erholen, wo Sie Milch zu trinken bekommen. Das ist der beste Kalziumlieferant.»

Dienstag, 25. Mai 1943

Es kommt nicht in Frage, in Perrache den Zug zu besteigen, der Bahnhof wird womöglich noch stärker überwacht als gewöhnlich. Den Rucksack geschultert, das Kind an der Hand, erwischen wir gerade noch die Strassenbahn, die uns nach La Mula-tière bringt. Dort finden wir mit Mühe und Not einen Platz in dem Bus, der nach Vienne fährt. Während der Fahrer im Unterhemd damit beschäftigt ist, das Feuer des Holzvergasers anzufachen, schauen wir uns komplizenhaft und zärtlich an. 1943, unter der Vichy-Regierung, küsst man sich nicht in der Öffentlichkeit! Doch unsere Lippen deuten die Bewegung eines Kusses an: Sieger, wieder einmal!

In Vienne gibt es einen Zug an die Küste. Entsetzlich, dieser Zug! In den vollgestopften Abteilen, Gängen, Toiletten hat er die ganze Hitze dieses Sommertages gespeichert. Unter der Flugasche und dem schwarzen Rauch, die durch die offenen Fenster kommen, werden die Reisenden alle gleich. Wir sitzen auf unseren Rucksäcken im Flur, wo zum Glück niemand durchkommt. Das Kind schlummert, quer über unseren Knien liegend. Niemand rührt sich vom Fleck. Wohin sollte man auch gehen? Es gibt keinen Speisewagen in diesem Bummelzug. Die WCs sind unbenützlich, und jeder wacht eifersüchtig über sein Gepäck: Es ist schwierig, eine neue Garderobe zu erwerben oder Proviant zu finden, wenn man alles nur auf Marken bekommt.

«Soll ich Ihr Kind eine Weile nehmen?» Ein Reisender, der im Nebenabteil sitzt, hat unversehens Jean-Pierre in den Armen, der nicht aufgewacht ist.

In Avignon Ausweiskontrolle. Niemand erleichtert den Flics das Durchkommen im Gang. Bei uns ist alles in Ordnung, echte Papiere, mein Taufschein, mein ärztliches Attest, und Raymond hat seine Demobilisierungsurkunde.

«Das Kind schläft», sagt der Mann. «Wenn ich es unsanft wecke, schreit es und stört alle. Machen Sie den Wagen fertig, während ich es vorsichtig wecke, dann kann ich meine Papiere herausholen und sie Ihnen zeigen.»

«Einverstanden.»

Die Flics entfernen sich, steigen über Koffer, Rucksäcke, auf dem Boden sitzende Leute. Als sie am Ende des Wagens ange-

langt sind, drehen sie sich um. Der Mann, der das Kind nicht geweckt hat, schwenkt über meinem Kopf eine Brieftasche. Die Polizisten zögern; der erste sagt etwas, der andere zuckt mit den Schultern. Sie kommen nicht zurück. Im Abteil und im überfüllten Gang kein Wort, dann eine Art Seufzer der Erleichterung. Das ist natürlich ein Bursche in irregulären Verhältnissen: Jude oder STO-Verweigerer oder entflohener Häftling oder Widerstandskämpfer, der mit einem Auftrag unterwegs ist? Zur Zeit gibt es sonderbare Leute in den Zügen!

Im Juli 1941 hat Raymond selbst einen Koffer mit Zeitungen nach Grenoble bringen müssen. Vorsichtshalber hatte er ihn ins Gepäcknetz eines Nebenabteils gelegt. Im Bahnhof von Grenoble war kein Koffer mehr da; und doch waren zwei Tage danach die Zeitungen ausgetragen worden. Später haben wir erfahren, dass ein Eisenbahner den Koffer mitgenommen hat, den der Dieb, da er nicht unbedingt mit einer solchen Fracht gesehen werden wollte, im Wartesaal hatte stehenlassen.

Im Augenblick schläft unser Schatz immer noch, er lutscht am Daumen, während er mit der anderen Hand den schönen glatten Knopf an der Jacke des Unbekannten streichelt. Als dieser sich erhebt, um in Marseille auszusteigen, setze ich mich auf seinen Platz. Vorsichtig gibt er mir das Kind: «Es hat mir sehr geholfen.»

Mehr nicht. Mehr werde ich nicht über ihn erfahren, und er wird nie erfahren, dass wir am selben Morgen am Ausgang eines Lyoner Krankenhauses auf drei Widerstandskämpfer gewartet hatten, die zwei Monate vorher verhaftet worden waren. Diese Polizei! Diese Polizeien, vielmehr! Alle haben vor ihnen Angst, vom Krankenpfleger im Antiquaille-Hospital bis zu den Reisenden im Zug. Jeder erträgt ihre Anwesenheit und fürchtet ihre Allmacht. Ob sie in Uniform sind oder nicht, niemand verkennt die Aufforderung: «Polizei – Ihre Papiere.» Vorschriftsmässige Papiere zu haben! Wer kann das schon uneingeschränkt von sich behaupten? Zum Glück helfen Findigkeit und Solidarität weiter. In diesem Zug haben wir wieder einmal gesiegt: wozu, für wie lange?

Die Nacht bricht herein, unmöglich, ein Auge zuzumachen. Ich bin ganz steif von dem Gewicht des Kindes. Es ist an meinen Oberkörper geschmiegt; sein baumelnder Kopf stösst im-

mer wieder hart gegen meine Brust. Ich küsse unermüdlich diese so zarte neue Haut.

Raymond döst, unbeirrbar. In der Zelle hat er Unbequemlichkeit und enges Zusammenleben trainiert. Wir fahren ohne Beleuchtung in dieser kurzen Nacht der längsten Tage des Jahres. Eine kleine blau angemalte Funzel verleiht allen eine leichenhafte Gesichtsfarbe. Ab und zu blitzt zwischen den schlecht zugezogenen Vorhängen das Licht einer Sternschnuppe auf. Soll ich mir etwas wünschen? Es ist keine Sternschnuppe, sondern glühende Asche, die gegen die Scheiben fliegt. Ist es dieses Geisterlicht? Ich habe das Gefühl, noch nie einen so lauten Zug erlebt zu haben. Das Pfeifen ist unerträglich, der Waggon stöhnt und ächzt, und bei jeder Dehnungsfuge der Schienen tut es durch die doppelte Erschütterung der Räder einen schlecht synchronisierten Schlag. Das quält mich, ich zähle die Stösse, ich versuche ihre Frequenz zu erraten. Ich bin es leid, und ich bin müde.

Im Morgengrauen ist es kühl, die Leute sind hässlich, schmutzig, stumpf vor Müdigkeit. Als ich Raymond in diesem Zustand sehe, verstehe ich, warum auf den anthropometrischen Fotos jeder wie ein Bandit aussieht. Unrasiert, unfrisiert, vielleicht noch mit dicken Lippen oder einem zugeschwellenen Auge aufgrund irgendwelcher Brutalitäten, gibt man schnell das Bild des typischen Terroristen ab: ein schönes Plakat, wenn der fertigzumachende Feind zugleich als jüdischer Marxist, Ausländer und Gaullist charakterisiert wird!

Im Februar habe ich für unser *Mouvement* eine Reise nach Paris und von dort aus nach Valenciennes gemacht. Ich sehe mich im Morgengrauen, im Winter, in dem Zug mit den Holzbänken, durchgefroren, als einzige Frau unter lauter Arbeitern, die in das nahe Bergwerk zur Arbeit führen. Schlecht genährt, hatten sie trotz unterschiedlichem Alter alle die gleiche Haltung: Erschöpfung und Elend. Ich fragte mich sogar, ob sie noch die Kraft hatten nachzudenken. Der Waggon war von einem Ende zum andern offen. Halbhohe Trennwände dienten den Rücken an Rücken stehenden Bänken aus Holzlatten als Lehnen. Das war alles, was die deutschen Stellen an rollendem Material für den Transport der Bergarbeiter Nordfrankreichs übrig liessen.

In Saint-Raphaël steigen wir aus und gehen ins Bahnrestaurant. Mit unseren Marken erhalten wir drei Brotschnitten und einen mit Sacharin gesüssten Gerstenkaffee. Ich habe noch eine Büchse Kondensmilch vom Schwarzmarkt, sie wird ein ganz ordentliches Frühstück für Jean-Pierre abgeben. Wir waschen uns ein wenig, Raymond rasiert sich recht und schlecht. Unser kleiner Junge, den alle unsere Freunde Boubou nennen, ist entzückt über den Ortswechsel. Er schaut lebhaft umher, er hat ja gut geschlafen! Wir überraschen meine Schwester, die zur Rekonvaleszenz in einem Heliotherapiezentrum ist. Sie kennt die Umgebung und nennt uns eine kleine Pension in Carqueiranne.

«Ihr werdet sehen, da gibt es Platz; sie ist zu drei Vierteln von italienischen Offizieren beschlagnahmt. Niemand will hin.»

«Blödsinnig», knurrt Raymond, «da begeben wir uns in die Höhle des Löwen.»

Ich bin begeistert.

«Im Gegenteil, das ist eine ausgezeichnete Tarnung. Ein so sichtlich verliebtes Paar, wer könnte da Zweifel haben? Und ein so hübscher kleiner Junge. Du weisst doch, am Mittelmeer sind die Kinder Könige.»

Das wäre geschafft.

Die Wirtin, eine dieser blonden Provençalinnen mit blauen Augen, ist ungeheuer froh über diese unerwarteten Gäste: Franzosen, denken Sie mal! Die Preise sind moderat. Sie zeigt mir sofort das Zimmer: ein grosses Bett mit einem gehäkelten weissen Überwurf. Sie stellt ein Kinderbett dazu. Es gibt ein Waschbecken. Von Dusche oder Badezimmer keine Rede.

«Ich werde Ihnen einen Topf heisses Wasser geben für den Bart Ihres Mannes. Die Toiletten sind am Ende des Flurs. Ich werde Ihnen ein Töpfchen fürs Kind hineinstellen.»

Es gibt einen grossen Garten, einen Teich mit Papyrusstauden, Kaninchen im Käfig und in einem vergitterten Bereich eine Henne mit ihren Küken. (Am ersten Tag gibt es fast ein Drama. Ein Küken hat es geschafft, durch die Maschen zu schlüpfen, Jean-Pierre fängt es und bringt es mir triumphierend, während die Henne zornig gluckt. Ich setze das etwas angeschlagene Küken wieder zurück ins Gehege.)

Das Meer zieht uns gleich an. Das Wasser ist warm. Die kleine Bucht ist menschenleer. Es gibt mehr Steine und Kies als Sand, sei's drum! Wir liegen in der Sonne. Raymond, nach seinen zwei Monaten Haft weisser als ich, ist abends von Sommersprossen übersät. «Du wirst sehen, morgen wachsen sie zusammen, und ich werde ganz braun sein.»

Im Grunde ist es eine Hochzeitsreise. Wir haben ja im Krieg geheiratet, im Dezember 1939, und sind jetzt zum ersten Mal zusammen am Meer. Wir sind noch nie so glücklich gewesen. Die Organisation des Widerstands, die Zusammenkünfte, die Gefahren, wie weit weg das alles ist! Wir brauchen uns nicht anzustrengen, um das sorglose Paar zu sein, das nichts anderes zu tun hat als sich in der Sonne zu bräunen, während unser kleines Kerlchen über alles in Entzücken gerät, die Bewegung der Wellen, die Muscheln, diese glatten und glänzenden Kiesel, wenn das Wasser sie freigibt. Wir plappern mit ihm, lassen ihn neue Wörter wiederholen: guten Tag, Meer, guten Tag, Welle. Aber bei Muscheln verhaspelt er sich, die Muscheln werden zu Schummeln, und wir lachen glücklich.

Es kommt nicht in Frage, sich am Strand zu küssen, das tut man nicht! Und was würde die Wirtin sagen? Hinter den Vorhängen steht sicher irgendein Italiener, dem die Liebe fehlt, und sieht uns zu. Ich habe mich auf dem recht harten Boden ausgestreckt, und mein Bauch ist Raymonds Kopfkissen. Wie ich ihn liebe, und wie er mich verwirrt! Ich spüre unsere beiden Körper so eng verbunden wie in der Liebe. Niemals werde ich es akzeptieren, ihn zu verlieren. In dieser Ruhe haben wir viel Zeit zu reden. Raymond erzählt mir nach und nach die Einzelheiten seiner Inhaftierung, seines Lebens in der Zelle mit seinen vier Gefährten:

«Weisst du, die Ankunft im Gefängnis, das ist eine sehr eigene Erfahrung. Zuerst wiederholst du alle Angaben zur Person, die du schon der Polizei und dem Untersuchungsrichter aufgesagt hast. Name, Vornamen, Geburtsdatum und Geburtsort, Vorname des Vaters, Mädchenname der Mutter, Wohnsitz, Beruf, alles kommt dran. Ich fühlte mich wohl in der Haut dieses François Vallet, Waise, einziger Sohn und ledig. Einer allerdings, der ohne Sterbeurkunde aufgehört hat zu existieren! Ich frage mich, welchen Namen ich jetzt bekommen werde. Wo

wird man mich zur Welt kommen lassen? Nach den Aufnahmeformalitäten findet man sich mit einem Wärter pro Häftling in einem Raum wieder zu einer Zeremonie, die du dir nicht vorstellen kannst! Zuerst nackt ausziehen, dann der skurrile Befehl: ‚Drehen Sie sich um, bücken Sie sich, husten Sie.›»

Ich lache Tränen. Ich sehe die fünf Aufseher, jeder starrt auf den Hintern eines meiner Kameraden und vergewissert sich im Augenblick des Hustens, dass nichts herauskommt... Man mag noch so sehr Kriminalromane lesen, man mag noch so sehr wissen, dass dies das klassische Versteck der Kriminellen ist... Hier müssen sich zwei Absolventen der *École polytechnique*, ein Ingenieur des Strassenbauamts, ein Jurist und ein noch Halbwüchsiger dieser Demütigung unterwerfen, die für die Wärter nur Routine ist.

«Doch sie sahen wohl», sagt Raymond, «dass wir eine andere Spezies waren als ihre übliche Kundschaft. Sie haben uns nicht geduzt, aber, warte, das ist noch nicht alles. Kommt der Befehl: ‚Beine spreizen, Arme hoch!› Sie tasten die Schamhaare und die Achseln ab, dann stecken sie ihre Finger zwischen Kiefer und Wangen. Wir ziehen uns wieder an, man lässt uns Schnürsenkel und Gürtel, aber nicht die Krawatte, und ab in die Zelle, nachdem wir in einem Depot mit drei Strohsäcken und drei Decken versehen worden sind. Es gab nur zwei Betten in der Zelle. Wir haben sie abwechselnd benutzt. Man lag darin übrigens nicht besser als auf den Strohsäcken am Boden. Unser Glück war, dass wir zusammen waren. Wir kannten uns alle ein bisschen, bis auf Hégo, den ich noch nie gesehen hatte. Er war Verbindungsmann und kam aus dem Norden. Er war natürlich zu jung, um Soldat gewesen zu sein, und war nach Lyon gekommen, um dem STO zu entgehen.

Weisst du, es ist nicht so selbstverständlich und einfach, den Abortimer zu benützen, wenn man zu fünft in vier Wänden ist. Wir beschlossen, dass zwei von uns eine Decke davor halten, während einer seine Notdurft verrichtet. blieb das Geräusch und der Geruch! Wir, die vier Älteren, waren durch die Pfadfinder, das Internat der Hochschulen an ein gewisses Gemeinschaftsleben gewöhnt. Doch in der Kaserne hatten wir die privilegierte Stellung von Offiziersanwärtern. Hier, das war etwas anderes, eine komische Initiation, und wir haben uns gut ge-

launt darauf eingelassen. Wir waren uns sofort einig, dass wir unsere Zeit ausfüllen, maximal vom Recht auf Hofgang, von den Möglichkeiten, uns zu waschen, Gebrauch machen, und uns in den Stunden des Einschlusses beschäftigen sollten. Es gab natürlich die endlosen Diskussionen über die Organisation der Résistance, über die Umstände unserer Verhaftung, über unsere Zukunftspläne. Jeder dachte andauernd über Fluchtmöglichkeiten nach. Einer der Polytechniker, Morin-Forestier, der aus einer musikbegeisterten Familie kommt, konnte fehlerlos ganze Symphonien pfeifen und trällern. Wir haben uns an Gedichte aus unserer noch nicht so fernen Jugend erinnert. Die *Fabeln* von La Fontaine, Corneilles *Cid*, das war einfach; *Le bateau ivre* von Rimbaud hat uns mehr Schwierigkeiten bereitet. Ich weiss nicht warum, vielleicht der Rhythmus, und auch seine Erotik für fünf junge Männer ohne Frauen, das war verdammt verführerisch.

Valrimont hat mit Rechtsstudien begonnen, ich habe mich auch darin versucht. Zusammen fielen uns wieder Gesetzesparagraphen ein, während unsere beiden Polytechniker ziemlich tückische Matheprobleme erfanden. Wir haben auch ein Schachspiel aus Papier hergestellt, Hégou war unser aufmerksamer Schüler, hauptsächlich um uns eine Freude zu machen, glaube ich. Trotz allem ist ein Tag im Knast lang!»

Anfang Juni 1943

Im Speisesaal der Pension sind wir die einzigen «Zivilisten». Bei den Mahlzeiten haben die italienischen Offiziere einen Burschen in weissen Handschuhen hinter sich, der ihnen den Fisch zerlegt und das Obst schält. Wir sind fasziniert von dem Schauspiel. Sie merken es, denn sie schielen immer zu uns hinüber.

«Sie gehen mir auf die Nerven», sagt Raymond, «was schauen sie dich dauernd so an?»

«Das bin nicht ich, die sie interessiert, du weisst doch, dass in Italien immer die Kinder geschützt und beachtet werden. Er ist so hübsch, unser pummeliger ‚Bambino‘ in seinem grünen Spielhöschen. Sie denken sicher an ihre eigenen Kinder.»

«Na, dann sollen sie doch nach Hause gehen!»

Manchmal wird dem Burschen befohlen, dem Kind, das ganz versessen darauf ist, ein Seezungenfilet, eine Portion Lasagne oder eine Scheibe Käse an unseren Tisch zu bringen. Der Kleine klatscht in die Hände, ich danke mit einem Kopfnicken und einem vagen Lächeln.

«Was», sagt Raymond wütend, «du nimmst es an und bedankst dich auch noch!»

Jedesmal rechtfertige ich mich:

«Schliesslich kommt es nicht uns zugute, sondern dem Kleinen, und ausserdem ist Italien ja nicht Nazideutschland.»

«Nein, nur dass alles mit Mussolini angefangen hat, zehn Jahre vor Hitler», sagt Raymond.

«Überlege doch mal, diese Jungs sind wirklich harmlos. Sie sind einberufen, sie sind Besatzer, und man hat den Eindruck, sie möchten am liebsten, dass man sie vergisst, wenn man sie schon nicht mag.»

«Von weitem würde man sie lieber mögen», beharrt Raymond.

Ich kann nicht umhin zu denken, dass sie so viele Jahrhunderte der Zivilisation hinter sich haben, einer Zivilisation, deren Erben übrigens wir sind. Doch nur das letzte Argument hat Gewicht: «Um unserer Sicherheit willen müssen wir uns eben ein bisschen freundlich zeigen.»

Während ich dies sage, denke ich, dass mein kleiner Junge den Magen voll guten Essens hat, aber ich sage mir auch, dass ich von deutschen Offizieren nicht das mindeste Geschenk angenommen hätte. Wären sie auf die Idee gekommen, welche zu machen?

Jeden Tag in den heissen Mittagsstunden lange Siesta. Jean-Pierre schläft, und wir lieben uns, bis wir vor Müdigkeit umfallen. Zehn Tage absolute Entspannung. Wir sind erholt, braungebrannt und blicken zuversichtlich in die Zukunft. Jeden Morgen prüft Raymond aufmerksam seinen Schnurrbart. Um nach seiner vorläufigen Freilassung sein Gesicht zu verändern, um auf seinem neuen Passbild anders auszusehen, lässt er sich einen Schnurrbart wachsen. Ach! Es ist nicht zu leugnen: Das Haupthaar ist braun, die ganze Behaarung ist braun, doch der Schnurrbart ist rot. Ausgezeichnet, um unbemerkt zu blei-

ben! Auf Anraten eines Friseurs aus dem Widerstand besitzt er zwei Fläschchen: das eine enthält ein Bleichmittel, das andere schwarze Farbe. Sobald ein oder zwei Millimeter rotes Haar erscheinen: «Mein Haaransatz!» Wie eine Kokette mit gefärbtem Haar macht er sich an die Arbeit. Dann muss er die Spitzen abschneiden, damit sie nicht über die Lippe ragen. Das gibt jedesmal ein grosses Gelächter.

Wir verbringen möglichst viel Zeit in der frischen Luft. Raymond erholt sich von den zwei Monaten Eingesperrtsein in der Zelle. Er braucht Ruhe und Einsamkeit. Im Gefängnis hatte er sich als katholisch eingetragen und war damit berechtigt, an der Sonntagsmesse teilzunehmen. Allein in einem Verschlag ohne Verbindung zu seinen Nachbarn, wusste er dieses Stündchen zu schätzen, in dem er der Anwesenheit seiner vier – wenn auch mit ihm befreundeten – Mithäftlinge entkam.

Abgesehen von seinem Anwalt, hatte er keinerlei Kontakt zur Aussenwelt: Junggeselle, Waise und einziger Sohn, der er seinen falschen Papieren zufolge war, hatte er kein Recht auf Besuch. Ich habe Raymond also in Saint-Paul nie gesehen, aber ich habe Päckchen hingebraht, die sich die fünf Zelleninsassen teilen sollten. Wegen der Kassiber, die ich darin versteckte, legte ich Wert darauf, sie selbst zu bringen. Es ist nicht lustig, sich vor einer Gefängnistür wiederzufinden! Man muss sich anstellen, bis geöffnet wird. «Zwei Warteschlangen», sagt der Aufseher, «auf der einen Seite die Besucher, auf der anderen die Päckchen.» Ich genierte mich auf diesem Gehweg, mein Paket unterm Arm, das in schlechtes Papier eingewickelt war, mit einer Schnur, die jeden Augenblick zu reissen drohte. Schwierig, den sozialen Status zu wechseln! Als Gymnasiallehrerin wurde ich von den Eltern der Schülerinnen begrüsst, und jetzt befand ich mich unter falschem Namen mitten zwischen diesen Frauen, die hier wie zu Hause waren. Ich fürchtete, erkannt zu werden, während ich wartete, bis ich drankam und bis der Wärter, wenn er Zeit hatte, das Bündel schmutziger Wäsche zurückbrachte, indem er laut den Namen des Empfängers rief.

In diesen Warteschlangen standen nur Frauen; man könnte meinen, Häftlinge hätten nie Freunde oder männliche Verwandte, zumindest nicht, wenn sie in Haft sind. Diese Frauen kamen am Besuchstag ohne jede Scham, ohne irgendwelche

Komplexe, um «ihren» Gefangenen zu sehen. Diese Gefangenen waren Kriminelle. Ich hörte die Frauen miteinander diskutieren. Sie wussten alles über die Richter, die Anwälte, das Leben im Gefängnis, wie man mit gewissen Aufsehern umging, wie man sich verständigen konnte, ohne erwischt zu werden. Sie hatten schnell begriffen, dass ich nicht ganz so war wie sie. Ihr Takt überraschte mich, als sie, oft gemein, vulgär, grob, erfuhren, dass ich mich um eine ganze Zelle kümmerte. Für die Wärter war ich die D 57. Man hörte es schreien: «Madame Bernard, die schmutzige Wäsche der D 57», und der Beamte warf mir das Bündel entgegen. Die Frauen wunderten sich alle, dass ich nicht zum Besuch berechtigt war.

«Sie müssen es beim Gericht beantragen», rieten sie mir, «das ist ein Recht.»

«Ich bin mit keinem der Häftlinge verheiratet», sagte ich.

Da empörten sie sich, und ohne sich je nach dem Grund der Haft zu erkundigen, sagten sie – ahnungsvoll oder gleichgültig: «Das wird sich wieder ändern; es sind nicht immer dieselben, die befehlen.»

War das eine Anspielung? Ich merkte, dass ich in dieser Aussenseiterwelt Verbündete entdecken konnte. Ich wusste bereits, dass Mut, gesunder Menschenverstand und Treue keine Spezialität der normalen Leute waren. Raymond hatte mir erzählt, dass es im Winter 1939/40, als er Leutnant im Elsass war, immer die Abgebrühtesten, die Dickschädel waren, die freiwillig die lebensgefährlichen Aufträge übernahmen.

Als wir dieses Jahr in den Februarferien mit d'Astier, dem Anführer unseres *Mouvement*, in Paris waren, wohnten wir zwischen der Rue de la Paix und der Avenue de l'Opéra in einem Stundenhotel! Ich schlief in einem Zimmer, das mit Spiegeln tapeziert war, sogar an der Decke. Ich wurde seekrank davon! Ein Zuhälter, den d'Astier kannte, hatte ihm die Sicherheit des Ortes garantiert. Wenn die Welt der Ganoven und Puffmütter mit Spitzeln durchsetzt ist, so kann man da doch auch Solidarität praktizieren. Der Beweis: Es gab nie einen Einbruch in diesem Haus, das die Résistance oft benutzt hat. Doch ich wollte keine weitere Nacht unter den Spiegeln verbringen, und am nächsten Tag schliefen wir bei den Norgeus in der Rue des Pyrénées.

Madame Norgeu ist die Schwiegermutter meiner Schwester. Sie hält mit ihrer Tochter die kleine Druckerei in Belleville in Gang, die ihr Mann gegründet hat. Sie waren einverstanden, die Zeitung *Libération-Nord* zu drucken, als ich sie gefragt habe. Es war eine Veränderung für sie, denn bisher waren sie auf fromme Bilder und Texte spezialisiert. Sie mussten den Vorarbeiter einweihen, denn natürlich wurde ausserhalb der normalen Arbeitszeit gedruckt. So hat d'Astier mehrere Tage bei ihnen gewohnt. Vor dem Krieg hatte er sich nie in diesem Viertel aufgehalten. Er lief also nicht Gefahr, Bekannte zu treffen.

Dazu muss man sagen, dass d'Astier mit seiner Länge von 1,92 m, seiner Magerkeit, seiner Don-Quichotte-Gestalt unmöglich zu verkleiden war. In der Résistance nannten wir ihn Bernard und dann Merlin. Vom Zauberer hatte er die verführerische, mutige, poetische, die Gefahr verkennende Seite, die prosaischen, materiellen Dinge waren nicht seine Stärke.

Wir wohnten noch in der Rue Pierre-Corneille, als er eines Tages mit einem Mantel über dem Arm ankam.

«Lucie, sagen Sie mir Ihre Meinung. Ich habe den Eindruck, dass mich alle anschauen mit diesem Mantel!»

Er hatte ihn übergezogen. Er war aus schönem dunkelbraunem Tuch, bis zur Taille eng anliegend, dann weit ausgestellt wie ein Glockenrock. Ich brach in Gelächter aus.

«Wo haben Sie den aufgehabelt?»

«Ich habe ihn auf dem Schwarzmarkt gekauft. Es ist wohl ein russischer Offiziersmantel. Aber er ging mir bis zu den Knöcheln. Ich habe meine Nichte Bertrande gebeten, einen Saum zu nähen. Aber ich glaube, es ist ihr nicht gelungen.»

«Das ist das mindeste, was man sagen kann!»

Bertrande hatte den Stoff umgeschlagen. Sie muss, als sie den breiten Saum nähte, den Stoff auf der Rückseite in Höhe der Naht gefältelt haben. Man hätte es fast für ein Tutu halten können! Man musste ein Stück abschneiden und das Ganze wieder glätten. Aus den Resten habe ich mir einen hübschen Bolero und für Jean-Pierre eine schöne kleine Hose geschneidert.

Jean-Pierre ist zum Anbeissen süß. Die Italiener liegen ihm zu Füßen. Wir machen Pläne. Vielleicht kommen wir nächstes Jahr mit noch einem ganz neuen Baby wieder? Dieser Krieg

wird nicht ewig dauern! Wir werden viele Jahre des Glücks erleben und noch mehr Kinder bekommen!

D'Astiers Sekretär, Maurice Cuvillon, ist aus Marseille gekommen. Wir müssen ans Zurückkehren denken. Das *Mouvement* braucht uns, die Vichy-Polizei und die Gestapo werden immer bedrohlicher und effizienter. Es ist beschlossen, dass Raymond nicht in die Firma Chemin zurückkehren wird, bei der er seit Anfang 42 angestellt ist. Er wird ganz und gar im Dienst der Résistance stehen. Ich habe mein Gehalt, das, wenn möglich, durch eine Unterstützung des *Mouvement* ergänzt werden wird. Mein Urlaub geht zu Ende, ich muss wieder unterrichten.

Jean-Pierre nimmt ein paar Muscheln mit, ein bisschen Sand. In seiner Holpersprache sagt er «auf Wiedersehn, Meer», und dann «guten Tag, Zug». Die Rückreise ist sehr lang. Die Wirtin hat uns zwei Plätze reserviert. Wir fahren nachts, in der gleichen Hitze, dem gleichen Gedränge, dem gleichen Lärm und dem gleichen Staub wie auf der Hinreise. Wir kommen in Perache an, schmutzig, müde, aber offenbar ohne Probleme mit Polizeikontrollen. Keine Waren vom Schwarzmarkt. Wo sollte man auch welche finden an dieser ausgehungerten Küste, wo alles so teuer ist? Ordentliche Papiere. Das Kind, auf den Schultern seines Vaters, hält sich mit den verschränkten Händen an dessen Stirn fest. Welcher forschende Blick könnte in dem gebräunten, schnurrbärtigen Gesicht Raymonds den vorläufig entlassenen Häftling erkennen, der an seinem Wohnsitz nicht wiederaufgetaucht ist?

Montag, 7. Juni 1943

Unser Haus wartete schon auf uns. Überall ist das Gras gewachsen. Die Ringelblumen und die Petunien, die ich vor der Abreise gepflanzt habe, beginnen zu blühen. Der Apfelbaum im Garten hinterm Haus ist voller kleiner grüner Äpfel. Eine schöne Ernte steht bevor.

Im Gymnasium treffe ich Kolleginnen und Schülerinnen wieder. Alle finden, dass ich gut aussehe. Allmählich ergreift Ner-

vosität die Klassen: In drei Wochen sind die Prüfungen für die Mittlere Reife und das Abitur. Wir organisieren die Klassenarbeiten des letzten Trimesters und ein Probeabitur. Als ich abends heimkomme, spüre ich, dass Raymond ungeduldig ist, mit mir zu sprechen. Er hatte Besuch von Pascal Copeau.

«Ich war froh, ihn zu sehen. Er ist immer noch genauso fröhlich, lebendig und temperamentvoll. Er hat mit dem Kind gespielt; er hat eine Flasche Juliéna und drei oder vier Ziegenkäse mitgebracht. Wir haben dir etwas übriggelassen. Und er hat mich über viele Dinge informiert: Morin-Forestier ist unterwegs nach London; Frenay, der Verleger von ‚Combat‘, hat seine Ausreise durchgesetzt. Nach der Beschlagnahmung seines Archivs und der Flucht seiner Sekretärin Christine war es zu riskant, ihn in Frankreich zu lassen. ‚Bei dir ist das anders«, sagte Pascal, ‚du bist nicht gefährdet. Das leitende Gremium der MUR verwendet dich für die Kontrolle der *Armée secrète*. Du bist jetzt Generalinspekteur für die Südzone, und du wirst Toulouse besuchen. Lucie wird morgen zu Pierre-mit-den-falschen-Papieren gehen und alles holen, was deine neue Identität betrifft.» Zum Glück habe ich in Carqueiranne Fotos machen lassen mit meinem Schnurrbart. ‚Wir haben auch beschlossen«, sagte Salard (das ist der Name von Pascal Copeau) noch, ‚dass die Dienststellen der MUR nach Paris verlegt werden. In Lyon sind wir allmählich schon zu bekannt. Die Kontaktstellen für Druckerzeugnisse und für den *Maquis* bleiben natürlich hier. Möglicherweise wirst du auch in der Nordzone verwendet«, hat er hinzugefügt. Für dich, Lucie, sieht Pascal vor, dass du dich während der Schulferien in den Südreionen aufhältst.»

Wenn uns heute Morgen der Alltag eingeholt hat mit der Arbeit und den Sorgen von jedermann, so sind wir nun auch wieder in das System des Untergrunds mit seinen Treffen und Aufträgen eingebunden. Spät am Abend, als das Kind schläft, sprechen wir darüber. Wir müssen die Zeit organisieren, in der wir zur Verfügung stehen, und mindestens bis zum Ende der Sommerferien diese österreichische Frau bei uns aufnehmen, die von einer Freundin beim Sozialdienst aus dem Lager Gurs herausgeholt werden konnte. In Gurs hat Vichy alle deutschen Staatsangehörigen interniert, die vor 1939 vor dem Nationalso-

zialismus geflohen sind. Diese Frau vergöttert Jean-Pierre, und der liebt sie genauso. Wenn sie da ist, brauchen wir das Kind nicht wieder aus seiner gewohnten Umgebung herauszureissen. Es wird in Lyon bleiben, und wir sehen es, wenn wir zwischendurch hierherkommen.

Dienstag, 8. Juni 1943

Heute morgen habe ich erst um zehn Uhr Unterricht. Ich habe also Zeit, mit dem Fahrrad die neuen Papiere für Raymond abzuholen. Ich kenne die Adresse Pierres oder vielmehr die seiner Dienststelle. Das sollte nicht so sein, aber der Zufall will, dass uns seit einem Jahr eine solide Freundschaft verbindet. Wir hatten ihm unseren Freund Jean Jeanssen vorgestellt, der unser erster «Fälscher» beim *Mouvement «Libération»* war. Jeans erstes Kunstwerk, denn er besitzt das Genie und die Sorgfalt eines Graphikers, war die Kopie deutscher Dokumente, die es meinem Schwager ermöglichten, dem Stalag, wo er als Kriegsgefangener war, zu entkommen. Danach hat sich Jean entgegen seinen Moralprinzipien bereit erklärt, für die ersten verfolgten Widerstandskämpfer und für Ausländer und Juden auf der Flucht falsche Kennkarten herzustellen. Er beruhigte sein Gewissen, indem er sagte: «Natürlich, ich bin ein Fälscher, aber erstens arbeite ich umsonst und zweitens entspricht meine Art, diesen Menschen in Not zu helfen, meinen Möglichkeiten. Ich habe kein Geld, aber ich habe eine besondere Fähigkeit und setze sie ein für die anderen.»

Je grösser die Résistance wurde, um so weniger konnte Jean allein die Nachfrage befriedigen. Pierre wurde der eigentliche Erfinder der Abteilung «Falsche Papiere». Dieser junge Bourgeois, der vor dem Krieg in Paris ein Metallhandelsgeschäft leitete, konnte seinen Pariser Akzent in Lyon nie ablegen. Er organisierte sein Unternehmen ganz systematisch. Er kannte alle Kommunen, wo die Standesregister im Krieg zerstört worden waren, er hatte eine richtige Kartei mit den Personalien von Leuten, die ins Ausland gegangen oder Kriegsgefangene waren. Er hatte eine beeindruckende Menge verschiedener Ausweise,

Passierscheine, Bescheinigungen, Stempel von Gemeindeverwaltungen und Polizeirevierern gesammelt. Von den Originalen ausgehend, liess er Fälschungen herstellen, die manchmal fast zu echt aussahen, um wirklich echt zu sein. Er hatte Helfershelfer in allen Behörden und konnte uns Hinweise geben, wo wir ihm zur Hand gehen und leere Kennkarten und *Ausweise* stehlen konnten.

Als ich bei ihm läutete, prüfte Pierre-mit-den-falschen-Papieren das für Raymond vorgesehene Sortiment.

«Hier haben wir Claude Ermelin, ledig, einziger Sohn, geboren in Sedan, im April aus Tunesien repatriert, wo er Soldat war, bis die Anglo-Amerikaner kamen. Hier ist sein Demobilisierungsschein. Das ist etwas Solides. Überzeugen Sie sich, dass Raymonds Gedächtnis in Bezug auf seine neue Identität ganz automatisch funktioniert. Überprüfen Sie seine Wäsche, eventuell aufgestickte Initialen, Zeichen von Schneidern und Reinigungen. Was die vorigen Papiere angeht, so verbrennen Sie diese sofort. Kein Witz; auch die Lebensmittel-, Tabak- und Textilkarten.»

Er dachte an alles, zählte kurz, klar, mit der Autorität eines Abteilungsleiters, die zu beachtenden Vorschriften auf. Dann plötzlich ein sanftes Lächeln: «Wie geht's Ihrem Boubou?»

Seine Verbindungsfrau, die wunderschöne, immer so elegante Catherine, und Isidore, sein Mitarbeiter, kommen näher, um die Antwort zu hören. Unser kleines Kerlchen ist das einzige Kind in unseren Widerstandskreisen. Wir sind die disziplinierte Vorsicht der Kommunisten überhaupt nicht gewöhnt und kennen uns alle. Wir leben das Alltagsleben mit unserer wahren Identität, und in unsere Wohnung, zuerst in der Rue Pierre-Corneille, dann in der Avenue Esquirol, kommen ständig Freunde zu einem schnellen Imbiss oder für eine Nacht. Einsam, fern von den Ihren, nehmen sie ein bisschen an unserem Leben als Paar und Eltern teil. Boubou! Jacques Copeau, der Vater Pascals, hat, als er einmal nach Lyon kam, unseren kleinen Jungen so getauft. Da war er eineinhalb, sprach noch kaum und lutschte auf Jacques Copeaus Schoss wohligh am Daumen, während er die seidene Hemdbrust streichelte. Vor Befriedigung gab er Laute von sich: bou ... bou ... bou ... Der Beiname ist ihm geblieben. Ich muss schnell etwas finden, was ich über ihn erzählen kann. Die drei sind glücklich über diesen kleinen Augenblick der Unschuld.

Ich fahre mit dem Fahrrad zur Avenue Esquirol zurück. Wir sind entschieden sonderbare Individuen. Ingenieure, Zeichner, Lehrer, Bourgeois oder Arbeiter, alle sind wir mit grösster Seelenruhe in die Welt der Betrügerei und der Lüge eingetreten. Für einen Jeanssen, der sich zuerst sträubt und dann Gründe findet, nachzugeben, sind wir viele, die meinen, dass unser Handeln uns ganz selbstverständlich dazu verleitet, unsere Moral ins Gegenteil zu verkehren. Wieviele von uns werden, wenn der Krieg erst vorbei ist, die Achtung vor der Legalität wiederfinden?

Ich nehme die letzte Steigung zwischen dem Grange-Blanche-Hospital und dem Gerichtsmedizinischen Institut; ein Polizeikastenwagen lässt sich das Tor öffnen; hier enden diejenigen, die auf der Strasse niedergeschossen werden, wenn die Gestapo erlaubt, dass man die Leichen mitnimmt. Hier fotografieren die Angestellten heimlich anonyme Gesichter für eine spätere Identifizierung, und hierher kommt auf die Nachricht hin heimlich eine Frau, um zu versuchen einen toten Angehörigen wiederzuerkennen.

Trotz der Hitze eines kontinentalen Sommers müssen wir heute Abend zu Hause die Fenster schliessen. Es ist Radiozeit. Wenn es nur Strom gibt! Jeden Abend um halb zehn Uhr ist der Augenblick der reinen Luft. Wir lauschen, das Ohr an den Radioapparat gedrückt. Zum lästigen Brummen der Röhren, die sich abnutzen, kommen noch die obligaten Störgeräusche der deutschen Dienste und Vichys hinzu. Eine französische Stimme aus London hören zu können, das ist das tägliche Problem. Manchmal spricht unter seinem Namen oder unter dem Decknamen, den er uns verraten hat, einer unserer Freunde, der eine Nacht oder einen Moment in unserer Wohnung verbracht hat.

Heute Abend, am 8. Juni, dem «1080. Tag des Kampfs des französischen Volkes um seine Befreiung», spricht Pierre Brossette. Ich habe ihn an der Sorbonne kennengelernt, ein glänzender Staatsexamenskandidat im Fach Geschichte. Er war älter als ich und aktives Mitglied der Sozialistischen Jugend; ich bin ganz gerührt, seine harte und präzise Stimme zu erkennen. Sie hat heute Abend eine Intonation, die ich an ihm nicht kenne: Es ist wie ein Ausbruch von siegesgewissem Stolz.

Er liest und kommentiert den Text, «die Ordonnanz» – wie

man bei de Gaulle sagt –, über die Gründung des *Comité français de libération nationale*¹. Wir machen so schnell wir können Notizen. Ach, wenn es eine Maschine gäbe, mit der man das Gesagte aufzeichnen könnte! Was für ein wunderbares Propagandainstrument würden wir daraus machen! Sein Fazit: Vom *Comité français de libération nationale* geht die einzige zentrale Macht Frankreichs aus. Er fügt hinzu: «Hier ist von nun an für uns alle, für Sie alle, die Legalität, die Fahne, die Pflicht: Jenseits davon gibt es nur Gewalt und Usurpation.»

Wir sehen uns an, Raymond und ich, wir haben das Gefühl, dass in dieser Schlacht etwas zu erhoffen und auch schon etwas gewonnen ist.

Mittwoch, 9. Juni 1944

Freitags habe ich keinen Unterricht und am Donnerstag, dem schulfreien Tag der Woche, natürlich auch nicht. Seit mehreren Tagen wollte ich eine «Lebensmittelexpedition» zu meiner Familie im Departement Saône-et-Loire machen und das Nötige mitbringen, um am Sonntag, dem 13., Raymonds Eltern und Schwester zu empfangen, die ihn seit seiner Entlassung aus Saint-Paul kaum gesehen haben.

Wie durch ein Wunder verfügt Raymond über einen Baustellenwagen. In den letzten Tagen hat er die Firma Chemin aufgesucht, bei der er bis zu seiner Verhaftung im März als Ingenieur arbeitete. Ich hatte natürlich die Wahrheit verschwiegen und seine Abwesenheit mit ärztlichen Attesten gerechtfertigt. Raymond hat beschlossen, bei seinem direkten Vorgesetzten, seinem ehemaligen Kommilitonen an der *École des ponts et chaussées*, und bei Vater Chemin, dem Firmenchef, einem al-

¹ Das CFLN wurde am 3.6.1943, unmittelbar nach de Gaulles Ankunft in Algier, gegründet, um bis zur Befreiung die Hoheitsgewalt über die befreiten Gebiete auszuüben; es setzt sich aus Vertretern des «freien Frankreichs», der Résistance und der politischen Parteien, ab März 44 auch der Kommunisten zusammen; im Juni 44 wird daraus die Provisorische Regierung der französischen Republik. (A.d.Ü.)

ten Radikalsozialisten und Freund von Herriot, auf Vertrauen zu setzen. Er kam ganz begeistert zurück:

«Sie haben bass erstaunt meine Geschichte angehört. ‚Wie haben Sie als Jude den Mut, da mitzumachen?« – ‚Jude oder nicht Jude, das ist eine Frage der Ehre und des Überlebens. Sie werden sehen, dass Ihr Herriot‘ nicht immer unter der Kontrolle Vichys bleiben wird, sondern dass ihn eines Tages die Deutschen übernehmen werden. Und dann werden die drankommen, die seine Freunde sind.» Da sagte Chemin: ‚Gut, wir behalten Sie in der Firma mit Ihrem richtigen Namen auf unserer Personalliste und in der Funktion eines Bauleiters. Sie können ab und zu einen Firmenwagen benutzen; Vorsicht mit dem Benzin, die Zuteilungen werden immer knapper. Wir werden Ihnen weiter Ihr Gehalt zahlen; holen Sie jeweils am Monatsende Ihren Umschlag und Ihren Lohnzettel ab. Falls es Schere-reien gibt, wissen wir natürlich von nichts. Ach, wenn Sie uns einen Taufschein verschaffen könnten, wären wir im Fall einer Kontrolle abgesichert!« Ich habe mich sehr bedankt. Am Mittwochabend nach deinem Unterricht fahren wir alle drei mit dem Wagen nach Salornay.»

Meine Eltern sind überrascht über unser Kommen und entzückt, ihren Enkel zu sehen. Sie wissen überhaupt nichts von unseren Aktivitäten. Ich bin Lehrerin, Raymond ist Ingenieur und bringt meinem Vater einen halben Sack Zement für das Dach seiner Kaninchenställe mit. Morgen früh wird mein Vater in seinen Weinberg gehen, um die paar verspäteten Spargeln zu stechen, die zwischen den Reihen aus dem Boden schauen: «Ihr werdet Sie am Sonntag essen und an uns denken. Die da werden nicht auf Lastwagen und in Auslagen herumgelegt haben.»

Lieber Papa! Er kann sich nicht vorstellen, dass Spargeln, eine Luxusware, schon seit drei Sommern aus den Geschäften verschwunden und nur noch in den Schwarzmarktrestaurants oder auf den Tischen der Besatzer zu finden sind. Er holt für

i Édouard Herriot (1872-1957), Politiker der Linken, der 1940 zunächst zur Einigung um Pétain aufrief, sich dann aber vom Vichy-Régime trennte; er wurde unter Hausarrest gestellt und 1944 nach Deutschland deportiert. (A.d.Ü.)

uns die ersten neuen Kartoffeln aus der Erde. Eine Delikatesse. Ich hatte ihre Honigfarbe und das Seidige ihrer dünnen Haut ganz vergessen.

Donnerstag, 10. Juni 1943

In Besanceuil, an der Grenze des Charolais, hat meine Tante Jennie einen Hof mit Vieh und Geflügel. Sie, die sonst nicht so freigiebig ist, verkauft mir zu einem angemessenen Preis ein Dutzend Eier, einen Liter Rahm, ein grosses Kaninchen und ein schönes Stück Speck aus dem Pökelfass. Als Zugabe fügt sie einen kleinen Sack Weizen hinzu. «Sag nur nichts deinen Eltern, ich kann nicht anfangen, die ganze Familie zu versorgen. Das würde sich sofort verbreiten wie ein Lauffeuer. Meine Erzeugnisse sind für mich bare Münze, um Dünger und Kleidung für meine Jungs einzutauschen. Du, Lucie, du kommst nicht oft, und du gleichst so sehr meiner armen Mutter, deiner Grossmutter, die du so wenig gekannt hast!»

Von dort kehren wir zurück, um die Kartoffel- und Spargelernte zu holen. Mein Vater hat noch ein gutes Kilo Erdbeeren aus dem Garten dazugetan, schön kühl in Platanenblätter eingepackt. Dann fahren wir nach Vinzelles bei Mâcon zu Onkel Carrage, wo der Empfang, wie wir schon wissen, herzlich sein wird. Anfang des Jahres hat er uns in Lyon besucht, ganz ausser sich: Sein Marschall Pétain, sein Sieger von Verdun, hatte schändlichen Verrat geübt. Die Wirtschaftsprüfer Vichys waren durch alle Keller gegangen, um die Weinvorräte zu zählen und zu beschlagnahmen. Dann hatten sie ein Glas Heizöl in jedes Fass geschüttet, um den Wein zu vergällen und ungeniessbar zu machen. So waren sie sicher, ihn geliefert zu bekommen.

«Der Wein, das macht nichts, wir alle hatten unsere Vorkehrungen getroffen und versteckt, was wir brauchten, und zwar vom besten. Aber die Fässer! Sie waren schon zurzeit meines Vaters da. Je älter sie sind, um so besser ist der Wein! Jetzt sind sie kaputt. Dieses verdammte Heizöl, das ist ein Gestank, der nie wieder weggeht. Man kann sie nur noch verbrennen!» Und er weinte, der Onkel, über diesen Vandalismus.

«All das, damit der Wein in die Brennerei kommt und Treibstoff für die Boches abgibt. Sie werden damit vielleicht bis tief nach Russland gelangen, aber für die Rückfahrt wird es nicht reichen, sie werden dort verrecken. Ah, unser schöner Marschall. Zwölf Kugeln, das verdient er!»

Es war nicht leicht gewesen, ihn zu beruhigen und dazu zu bringen, weniger laut zu reden. Mehr als alle Argumente, mehr als alle patriotischen Erklärungen hatten diese Gläser Heizöl, die einen *Pouilly fuissé* vergällten, die Winzer des Mâcon endgültig auf die Seite der Résistance umschwenken lassen.

Alle diese steinigen Hänge, wo ich jeden Pfad kenne, seit ich als kleines Mädchen meine Grossmutter Vincent von Chaintré nach Solutré begleitete, sind ausschliesslich dem Weinbau vorbehalten. Es gibt keinen Platz für Wiesen, aber Milch war nie das Lieblingsgetränk der Gegend! Eine Ziege, die die Hecken geradefrisst, ein Schwein, Hühner und Kaninchen, das sind die einzigen Tiere, die man sich hält. Auf den kleinen eingezäunten Landstücken, in den wie Gärten gepflegten Weinbergen ein bisschen Gemüse für diese an ein hartes Leben und Kargheit gewohnten Weinbauern. Zur Zeit sind die Pfirsiche reif, die kleinen pelzigen Weinbergpfirsiche mit dem roten Fleisch, die sich so gut teilen lassen. Ich esse mich satt und fülle einen Korb damit. Als ich ein Kind war, habe ich nach der Schule Stunden damit verbracht, sie für das Schweinefutter zu entsteinen. Was hier am meisten fehlt, ist Brot. Es gibt kein Getreide, und die Rationierung ist streng.

«Wie soll man den ganzen Tag im Weinberg arbeiten mit einer Scheibe Brot, der Ration eines Schwindsüchtigen?» klagt meine Tante.

Ich gebe ihr eine meiner Brotkarten; mit der neuen Identität habe ich wieder drei für zwei.

«Das muss begossen werden!» sagt der Onkel und nimmt Raymond mit in seinen Weinberg.

Sie bleiben lange fort. Als sie dann fröhlich, mit glänzenden Augen wiederkommen, essen sie die roten Bohnen auf, die die Tante auf ihrem Herd hatte köcheln lassen.

Es ist Zeit aufzubrechen, wenn wir vor der Ausgangssperre in Lyon sein wollen. Jean-Pierre, gesättigt von einem enormen Eierkuchen, der bei uns *matefaim*, «Hungerbezwinger», heisst

und den wir als Kinder mit Brot assen, schläft auf dem Rücksitz ein. Der Baustellenwagen ist ein guter Pass für die Polizeikontrollen, und das schlafende Kind verhindert indiskrete Durchsuchungen. Raymond ist ganz aufgekratzt.

«Man kann sich nicht vorstellen», sagt er, «was in einer kleinen Weinberghütte hinter den Geräten und dem Reisig alles Platz hat. Ich kann dir versichern, dass sie innen grösser ist als von aussen! Der Onkel hatte seine Pipette, und er entnahm den sieben Fässern, ja, du hast richtig gehört, den sieben Fässern, herrliche, trockene und frische Weissweine von blassgelber Farbe mit grünen Reflexen und liess sie mich probieren. Jedesmal stiessen wir an: ‚Noch einer, den Pétain nicht den Boches geben wird.› Plötzlich wurde er ernst und sagte: «Sehen Sie, Raymond, wenn Sie Ärger haben, können Sie sich hier in diesem Kabuff verstecken. Niemand wird Sie stören. Lucie und der Kleine bleiben bei uns. Wenn ich mit dem Essen auf mich warten lasse, haben Sie immer etwas, um den Durst zu löschen.» Ich antwortete: «Danke, das kann ein vorläufiges Versteck sein, bevor ich mich dem *Maquis* anschliesse, wo es nicht an Platz und Aktivität fehlt.» Aber sieh, wie die Propaganda Vichys ihn dennoch beeinflusst hat, er erwiderte: «Ja, aber ihr Juden, ihr müsst doppelt vorsichtig sein.» Als ich sagte: «Also doppelt aktiv», gibt er zurück: «Ah, ich habe mir schon gedacht, dass Sie im Widerstand sind, und Lucie ist nicht diejenige, die Sie zurückhalten wird! Sie werden es beide weit bringen. Sie werden sehen, eines Tages wird sie noch Abgeordnete, die nötige Frechheit hat sie.»»

Ich gurre vor Eitelkeit neben meinem redseligen Mann. Raymond fährt langsam, es geht gar nicht anders mit diesem alten Renault und seinen runderneuerten Reifen.

Ein kurzes Schweigen mit gerunzelter Stirn, dann bricht es aus ihm heraus:

«Was machen wir mit dem Kaninchen? Wenn das wieder so enden soll wie mit der Gans, lass ich es laufen.»

«Mach dir keine Sorgen, während deiner Zecherei im Weinberg habe ich die Tante gebeten, es zu schlachten, abzuziehen und auszunehmen. Es ist in ein sauberes Tuch eingeschlagen, küchenfertig.»

An Allerheiligen 1942 hatte ich von einem Besuch in Luçay im Département Indre eine lebende Gans nach Lyon mitgebracht, die wir mästen wollten, um zu Weihnachten die vereinsamten Freunde einzuladen. Diese Gans war unser Kreuz! Nie satt, laut und bissig. Ich sammelte für sie bei den Nachbarn Kartoffelschalen und Abfälle aller Art und bereitete daraus ihr Futter, das sie in aller Eile verschlang. Sobald sie fertig war, schrie sie aus vollem Hals. Die Nachbarn wussten von ihr, und über den Gartenzaun fragte man mich: «Na, essen Sie sie bald, diese Gans?»

Nachts sperrte ich sie in den Keller, damit sie nicht gestohlen wurde; morgens kam sie schimpfend heraus, schwarz vom Staub der Eierkohle, unserer Zuteilung für den Winter, die sie durch den ganzen Keller hatte rollen lassen. Sie hatte es auf das Kind abgesehen, das eine Heidenangst vor ihr hatte, seit sie es mit ihrem kräftigen Schnabel böse in den Arm gezwickt hatte.

An Weihnachten war d'Astier nicht aus London zurück, Copeau und die Hervés waren nicht in Lyon. Wir beschlossen, ihre Rückkehr abzuwarten, und während dieses Jahresendes hat die Gans unsere Steckrübenvorräte und unsere Nudelration gefressen. Das Festmahl wurde für Anfang Januar anberaumt, für Dreikönig.

«Wir werden ihr den Kopf abschneiden», sagte Raymond. Wir legten im Garten einen grossen Stein zurecht. Ich fing das Tier und hielt es mit beiden Händen so, dass der Hals auf dem improvisierten Hackklotz lag. Und zack! köpfte Raymond sie mit einem Axthieb. Sie zuckte zusammen, ich liess sie los; o Graus! Wir sahen unsere Gans den Gartenweg hinunterlaufen; aus ihrem Hals schoss ein kräftiger Blutstrahl, der allmählich schwächer wurde. Es schien uns eine Ewigkeit zu dauern. Dann floss nichts mehr heraus, und das Tier sank um.

Wer nie eine Gans gerupft hat, kann diese Schufterei nicht beschreiben. Es gibt drei Sorten Federn: Die dicksten gehen, mit blutigem Schleim am Ende, immerhin raus, wenn man kräftig zieht; die mittleren sind verhältnismässig leicht auszureissen, aber dann bleibt noch eine unwahrscheinliche Menge von Flaum. Je mehr man rupft, um so mehr Federchen fliegen überall umher, man atmet sie ein, sie haften an den Kleidern, verfangen sich im Haar.

Beim Ausnehmen eine Enttäuschung: Die Leber war kleiner als die eines Huhns! Wir hatten uns eine Fettleber vorgestellt, nicht dick, gewiss, aber auf jeden Fall fett. «Lebern sind nur fett, wenn sie dick sind», sagte Pascal nachher mit Bestimmtheit. Im nackten Zustand war unsere Gans mager und brauchte lange, lange, bis sie gar war. Doch wir hatten ja alle junge Zähne. Die ältesten, die d'Astiers, waren nur vierzig Jahre alt. Es war ein gelungenes Essen! Copeau und Farge hatten Wein aufgetrieben und erzählten tausend derbe Geschichten. Wir waren alle lustig, als ein unerwarteter Gast kam: Jean Cavailès! Unser Freund Jean, dessen Spitzname Sully war, mein Philosophie-Kollege in Amiens – wiedergetroffen als Universitätsprofessor in Strassburg und dann, im Herbst 1940, in Clermont-Ferrand. Als unser *Mouvement* gegründet wurde, war er für mich die Verbindung zwischen d'Astier und Rochon gewesen. Im Sommer 42 war er mit Christian Pineau nach einem gescheiterten Flug nach London an der Mittelmeerküste von der französischen Polizei verhaftet worden. Man hatte sie ins Militärgefängnis von Montpellier gebracht. Zu der Zeit war General de Latre de Tassigny Ortskommandant.

Jeans Schwester, die ich aus der Vorkriegszeit kenne, hatte mich benachrichtigt. Vincent Badie, der unsere Ideen unterstützte, hatte mich in Montpellier empfangen und für mich als angebliche Verlobte von Cavailès eine Besuchserlaubnis erlangt. Ich hatte mit den Kameraden der lokalen Resistance einen Fluchtplan ausgearbeitet. Beim ersten Besuch brachte ich Metallfeilen mit, damit sie die Gitterstäbe ihres Zellenfensters im ersten Stock des Gefängnisses durchsägen konnten, das an dieser Seite auf einen Garten hinausging. Als Cavailès und ich uns ganz nah waren für einen, ach, so keuschen Kuss, wanderten die Feilen von meinem Schoss in seinen. Er begriff, dass wir mit zwei Fahrrädern für unsere zwei Ausbrecher nachts an der Mauer warten würden. Doch der Ausbruch fand nicht statt; das Schlafmittel, das ich ihm besorgt hatte, um den von der Polizei bei ihnen eingeschmuggelten Spitzel einzuschläfern, hatte nicht verwendet werden können.

Eine Woche später wurden Cavailès und Pineau mit dem Zug in das Internierungslager Saint-Paul-d'Eyjeaux bei Limoges überstellt. Pineau konnte während der Fahrt fliehen. Mit

Jeans Pariser Kameraden planten wir ein neues Unternehmen, um ihn endlich wirklich herauszuholen.

Überraschung! Er kam ohne Vorwarnung zu uns nach Lyon, er hatte die gelockerte Bewachung im Lager während des Neujahrssessens ausgenützt und war auf eigene Faust entflohen.

Er sah unglaublich aus, goldorangefarben, unrasiert, mit blauen Flecken im Gesicht.

«Nach dem Krieg werde ich mich als Berater für rasche und unvergängliche Bräunung niederlassen! Man hat uns drei Monate lang mit Karotten ernährt. Alle im Lager haben die gleiche Farbe, ich habe ausserdem noch Eitergrind. Im Krankenrevier hat man mich mit Methylenblau eingepinselt. Das ist das Ergebnis! Unauffällig sein – das ist mir misslungen! Aber bei euch riecht es gut, was esst ihr denn?»

Wir schilderten ihm die letzten Augenblicke der Gans und lachten alle herzlich.

Auf unserer Rückfahrt heute haben wir nicht das gleiche Problem wie mit der Gans: Das Kaninchen ist geschlachtet, richtig geschlachtet und küchenfertig. Wir fahren am linken Ufer der Saône entlang nach Lyon. Diese Strecke ist weniger frequentiert als die Nationalstrasse, auf der die deutschen Kolonnen fahren und die Banden der *Milice* auf eigene Rechnung und ungestraft anhalten, plündern und töten. Wir überqueren die Saône in Romanèche und tuckern friedlich durch die Bresse mit ihren trotz der Sommerhitze immer grünen Wiesen.

In Bron hält Raymond einen Augenblick an der Baustelle an, die er vor seiner Verhaftung beaufsichtigte. Er erkundigt sich bei einem Arbeiter, der bei uns engagiert ist, was es Neues gibt. Nichts in den letzten vierundzwanzig Stunden. Zu Hause laden wir unsere Schätze aus, ich trage Jean-Pierre in sein Bett, ohne dass er aufwacht.

Raymond bringt das Auto in die Firmengarage zurück und fährt auf dem Weg bei seinen Eltern vorbei, um sie einzuladen. Aus Dijon kommend, leben sie jetzt in Villeurbanne in einem riesigen Schuppen, den der Geschmack seiner Mutter in eine gastliche Wohnung verwandelt hat. Die grossen Schränke sind Trennwände geworden, und der Flügel wirkt keineswegs unpassend auf dem Orientteppich, der den Zementboden bedeckt. Sie

leben dort unter ihrem richtigen Namen. Wir wollten sie gleich bei ihrer Ankunft in Lyon mit einer neuen Identität und obendrein einem Taufschein schützen. Sie haben abgelehnt: «Meine Eltern stammen seit fünf Generationen von Lothringern ab», hat mein Schwiegervater gesagt, «ich war 1914 im Krieg, ich habe zwei Söhne, die Offiziere sind, einer ist Militärarzt und Kriegsgefangener, wir haben nichts zu befürchten.»

Sonntag, 13. Juni 1943

Man muss auch verrückt sein können! Heute keine Einschränkungen für dieses Familienfest, an dem wir mit Verspätung den zweiten Geburtstag des am 3. Mai 1941 geborenen Boubou, die Entlassung Raymonds am 14. Mai und im Voraus meinen Geburtstag am 29. Juni feiern.

Tante Jennie hat elf Eier statt zwölf eingepackt! Das sieht ihr ähnlich! Es reicht trotzdem für ein grosses Soufflé mit Spargelspitzen: ein königliches Gericht! Danach kommt das im Speck gebratene Kaninchen mit den kleinen neuen Kartoffeln. Und für die Erdbeeren aus dem väterlichen Garten habe ich den Rahm zu Schlagsahne geschlagen. Meine nette Schwiegermutter hatte einen Pullover aufgezogen und dem gehätschelten Enkel einen Anzug für den kommenden Winter gestrickt. Er wollte natürlich die Hose anziehen, und dann hat er so viel Schlagsahne gegessen, dass das Unglück passiert ist. Die Hose ist verschandelt! Das Kind und ich verschwinden beschämt, um die Bescherung zu beseitigen, während mein nachsichtiger Schwiegervater zärtlich seine Frau und seine Kinder betrachtet, die lachend diese Minikatastrophe kommentieren.

Wie glückliche und sorglose Menschen geniessen wir alle sechs diese ruhige, aussergewöhnliche und so warme Atmosphäre gegenseitiger Zuneigung. Wir machen Fotos mit der Tenax – der ersten Kleinbildkamera –, die ich im Dezember 1939 zur Hochzeit bekommen habe. Ein Film mit 36 Bildern. Meine Familie, Raymonds Familie. Ich nehme mir vor, ihn morgen nach der Schule zu dem auf Kleinformat spezialisierten Fotografen neben der Buchhandlung Lardanchet zu bringen.

Abends im Bett hat Raymond Gewissensbisse: «Meinst du nicht, dass wir den Film vernichten sollten? Und zwar sofort. Stell dir vor, uns passiert etwas. Wenn wir gefasst werden, sitzen unsere Eltern, sitzen die beiden Familien auch in der Tinte!»

Ich bin ein bisschen müde von diesem schönen Tag, von all den guten Dingen, an die ich nicht mehr gewöhnt bin, der Schlaf überkommt mich. Ich fühle mich schlaff.

«Was soll denn passieren? Du weisst doch, dass wir immer Glück haben. Ich weiss nicht warum, aber heute Abend jucken meine Brustwarzen so. Vielleicht bin ich schwanger?»

«Lass mal sehen», sagt Raymond und nimmt mich in seine Arme.

Montag, 14. Juni 1943

Pfingstmontag, Feiertag. Heute habe ich keinen Unterricht. In der häuslichen Ruhe beschäftigt sich Jean-Pierre ganz allein. Das ist selten bei einem Einzelkind! Unter dem Esszimmertisch hat er die Holzpferde seiner Menagerie aufgestellt. An Weihnachten hatte ich, grob aus Ton geformt, Ochsen und Esel gefunden, die Tiere der Krippe. Sie ergänzen die Kollektion wilder Tiere. Auf den Querstangen, die die schweren verzierten Tischbeine verbinden, hat er eine Schlacht nach seiner Art aufgebaut: auf der einen Seite die Ochsen, die Esel, das Krokodil, das er hartnäckig Eidechse nennt, der Löwe, den er Hund nennt; auf der anderen Seite diejenigen, die besiegt werden, weil er sie nicht mag: die Ziegen, die Affen, die Giraffen und die Nilpferde, die die Bösen sind. Er befiehlt abwechselnd die beiden Armeen. Manchmal stösst er sich im Eifer an der Tischkante. «Nicht schlimm, nicht schlimm», sagt er und reibt sich den Kopf.

Ich mische mich nicht ein; in der Zimmerecke steht mein Schreibtisch. Ich suche in meinen Unterlagen nach Bildmaterial, um damit morgen in meiner Sexta eine Stunde über die Pharaonen zu gestalten. Eine Traumstunde. Wir werden zu den Ufern des Nils aufbrechen, zu den Pyramiden, der Sphinx und

all den Göttern mit Tiergesichtern, jenen Erben primitiver Totems. Die elf- bis zwölfjährigen Mädchen bezaubert diese an den Wänden der Gräber in Bildern erzählte Welt. Vielleicht wird diese Art, Geschichte zu erzählen, eine moderne Lehrmethode sein, wenn mein kleiner Junge in die Sexta kommt? 1938 habe ich ein Bilderbuch gesehen, das aus den USA kam, man nannte es «cartoon». *Der Krieg um das Feuer* ist eine Folge von Zeichnungen; aus dem Mund der Figuren kommen Blasen, in denen kurze, leicht zu lesende Sätze stehen. Werden wir diese Art zu lesen akzeptieren müssen? Eine Art, bei der es so wenig auf Stil ankommt!

Dienstag, 15. Juni 1943

Raymond hat heute morgen André Lassagne getroffen. Es gibt – ernste – Neuigkeiten bezüglich der Organisation der *Armée secrète*. Die *Mouvements* hatten als Chef dieser vereinigten AS General Delestraint anerkannt, der von General de Gaulle eingesetzt worden war. Eine Reihe von Verhaftungen in Marseille, ein Verantwortlicher von «Combat», der durch die Gestapo umgedreht worden war, die Unvorsichtigkeit und der Leichtsinns eines anderen Widerstandskämpfers, der einen enttarnten «Briefkasten» nicht sofort neutralisiert hatte, eine unverschlüsselte Botschaft in diesem Briefkasten hatten in Paris zur Verhaftung von General Delestraint, seinem Stabschef Gastaldo und seinem Verbindungsmann Théobald geführt, von dem man sagt, er sei der Sohn eines höheren Offiziers. Raymond und André machen sich auf Maxens Bitte hin Gedanken über die beste Art und Weise, eine neue Führung der *Armée secrète* zu bilden, die von allen *Mouvements* akzeptiert werden kann. Das war nicht unbedingt leicht!

Raymond kommt zum Mittagessen zurück, in Begleitung von Vergaville. Sein richtiger Name ist Robert Ducasse. Wir nennen ihn weiter Kari, wie wir es schon vor dem Krieg im Quartier Latin taten. Er gehörte zu einer Bande talentierter Schüler der Mathematikklasse, die dann in die *École polytechnique*, die *École normale supérieure*, die *École des ponts et*

chaussées oder die École centrale eintraten. Zu Beginn des Krieges waren sie junge Offiziere, wir haben sie alle in der Résistance wiedergetroffen. Barel, der Sohn eines kommunistischen Abgeordneten aus Nizza, ist in einer Gruppierung der kommunistischen Partei, die Physiker und Chemiker umfasst. Er ist Theoretiker, verschwiegen und vorsichtig, und wir wissen nicht viel von seinen Aktivitäten. Neben der Propagandatätigkeit bei seinen Ingenieurkollegen, die in den Fabriken arbeiten, haben wir den Eindruck, dass er die Labors der naturwissenschaftlichen Fakultät benutzt und sich auf die handwerkliche Herstellung von Sprengstoff versteht. Allerdings erhalten die Kommunisten weniger Fallschirmabwürfe^{1 2} als wir. Seit General de Gaulle sich in Algier niedergelassen hat, sind die 1940 in El Harrach eingesperrten kommunistischen Abgeordneten befreit worden. Fernand Grenier, kommunistischer Abgeordneter von Saint-Denis, aus Châteaubriant¹ entflohen, mit Hilfe von Oberst Rémy im Januar dieses Jahres in London eingetroffen, hat den Alliierten die Bedeutung der kommunistischen Partei für die Résistance erklärt. Nun ist die Versorgung des kommunistischen Widerstands besser.

Unsere Kameraden aus dem Quartier Latin waren in den südlichen Regionen Frankreichs oft die ersten Verantwortlichen der Verbände der *Armée secrète* von «Libération». So fand sich unser Freund Kari, Student der École centrale, Marineoffizier, Sohn eines Pastors, der sein Amt in Dieuze an der Mosel ausübt, nach dem Zusammenbruch irgendwo im Département Gard wieder, zusammen mit seiner Familie. Ich kenne alle ihre Mitglieder, drei Schwestern und zwei Brüder, er ist der älteste. Der schweigsame, athletische, selbst für seine Nächsten ein wenig geheimnisvolle grosse Junge hat alle unsere Studentenabenteuer mitgemacht. Mit ihm und seinem Freund Maurice Rousselier, Absolvent der École polytechnique und jetzt Chef der *Armée secrète* in Limoges, sind wir im Kajak die Tarnschlucht hinuntergefahren. Mit ihm erstürmten wir, gut zehn

1 Die Résistance im Inland wurde durch englische Fallschirmabwürfe mit Waffen und Material versorgt. (A.d.Ü.)

2 In Châteaubriant im Département Loire-Atlantique hatten die Nazis ein Lager für politische Gefangene eingerichtet. (A.d.Ü.)

Leute, Robbenfelle unter den Skiern, die schneebedeckten Gipfel des Queyras, um in einer Wolke von Pulverschnee wieder hinunterzufahren. Er war es, der uns nachts unter der Kuppel des Observatoriums in Paris zusammenrief, um uns in die Himmelskunde einzuführen. Er machte wunderbare Fotos. Er war ein ebenso guter Seemann wie Wanderer und der beste Freund, den es gab. Doch er hatte seine Geheimnisse, die wir nicht ergründen konnten.

In Toulon zum Zeitpunkt der Selbstversenkung der Flotte demobilisiert, wurde er Raymonds Stellvertreter bei «Libération». Zusammen haben sie die Übereignung von Waffen der Waffenstillstandsarmee an die Résistance organisiert, als die Deutschen im November 1942 in die Südzone eingefallen sind. Sie verstanden es beide, die Offiziere zu überzeugen, zu denen sie General Frère, der ehemalige Militärgouverneur von Strassburg, schickte. Das ging natürlich nicht immer ganz von selbst. Einmal kam Raymond enttäuscht und wütend aus Grenoble zurück. Von dem Obersten empfangen, dem die Kaserne mit dem Waffenlager unterstand, hatte er zuerst alle Argumente vorgebracht, die seinen Gesprächspartner dazu bringen sollten, seinen Bestand zu übergeben. Als er fertig war, hatte der Oberst gesagt: «Mein Herr, ich müsste Sie wegen Ihrer beleidigenden Äusserungen über den Marschall verhaften lassen, doch unter Offizieren tut man so etwas nicht. Ich ziehe es vor, Sie nicht gesehen zu haben und nichts von den Ansichten General Frères zu wissen, und ich bitte Sie, sofort zu gehen.»

Ein andermal kam Kari mitten in der Nacht mit einem Lastwagen voller Kisten mit Maschinengewehren und Munition vor unserem Häuschen an. Er weckte uns wütend: Die Adresse der Lagerhalle, wo er seine Fracht verstecken sollte, stimmte nicht. Eine schöne Geschichte! Raymond und er suchten lange und fanden schliesslich in einer kleinen Strasse von Villeurbanne den Besitzer der Fabrik, der diese gefährliche Ladung annahm.

Raymond und Kari hatten grosse Achtung vor General Frère. Zusammen erzählten sie ihm von ihren Besuchen in den Kasernen und gaben ihm damit wertvolle Hinweise für die Widerstandsorganisation, die er in der Armee aufzubauen versuchte.

Dieser General Frère ist ein bewundernswerter Mann von grosser Aufrichtigkeit, einer der wenigen Generäle, die zur Ré-

sistance stehen, und er macht keinen Hehl daraus. Ich habe ihn im März in Chamalières bei Clermont-Ferrand besucht, wo er wohnte. Er schätzte Raymond und war erschüttert, von seiner Verhaftung zu erfahren. Er versprach mir, unter seinen Bekannten zu schauen, welcher Militärrichter beim Untersuchungsrichter in Lyon vermitteln könnte, um eine vorläufige Entlassung zu bewirken. Schon betagt, nicht sehr gross, hager, mit einem steifen Bein, einem Andenken aus dem Krieg 14-18, zeigte er mir an der Wand eine grosse Weltkarte. Er verfolgte die Entwicklung des Weltkonflikts und deutete auf die Kriegsschauplätze. Er redete über die Zersplitterung der japanischen Streitkräfte im Pazifik mit den überall verstreuten und so weit auseinanderliegenden Inseln. Er freute sich über das, was in Osteuropa vor sich ging mit den vor Stalingrad und Moskau steckengebliebenen und zum Teil aufgeriebenen deutschen Armeen. Er hatte in mir eine aufmerksame ZuhörerIn, und als ich nach Lyon zurückkam, gab ich diese Strategiektion sofort an meine Freunde weiter.

Während wir die Reste des gestrigen Mahls essen, sprechen wir natürlich über unsere Untergrundtätigkeit. Wir stellen fest, wie sehr sich unsere Bewegungsfreiheit seit Jahresbeginn verringert hat. Jetzt sind die Deutschen in Lyon fest etabliert. Sie haben die Sperrstunde eingeführt, was unsere nächtlichen Aktionen unmöglich oder schwierig macht. Sie kontrollieren alles: Verkehr, Versorgung, kommunales Leben; zensieren die Zeitungen, das Kino, haben die Befehlsgewalt über französische Polizei und Beamten. Ihre Macht ist total, und sie bezahlen die Spitzel gut. Wir lernen das Untergrundleben, indem wir es praktizieren, und unsere Mitglieder sind sich nicht immer klar darüber, dass Schweigen unser erster Schutz ist. Man spricht davon, die grossen nationalen Dienststellen der Résistance nach Paris zu verlegen. Die Stadt und ihre Peripherie eignen sich besser für Untergrundaktivitäten. Max macht diesen Vorschlag, sagt Raymond. Nur die Sozialdienste, die Untergrundpresse und selbstverständlich die Nachrichtendienste sollen dezentralisiert bleiben.

Die ganze Monatsmitte wird damit ausgefüllt sein, die Folgeschäden der Verhaftungen von Marseille zu beheben. Die Freunde von «Combat» wissen, dass Multon geredet hat: er ist

Gestapospitzel geworden, mit seiner Hilfe sind über fünfzig ihrer Kameraden geschnappt worden, und der «Briefkasten», den er in Lyon kennt, ist enttarnt.

Samstag, 19. Juni 1943

Wenn man in einen Ameisenhaufen tritt, beeilen sich die überlebenden Ameisen, die Ordnung und alle Verbindungen ihrer Gesellschaft wieder herzustellen. Genauso ist es bei uns jedesmal, wenn uns ein schwerer Schlag trifft. In unserer Schattenwelt muss oft von vorn angefangen, alles neu organisiert werden.

Raymond hat lange Gespräche mit Pascal Copeau geführt. Man muss die Treffpunkte wechseln, prüfen, ob die Büros, die Wohnungen, die «Briefkästen» immer noch sicher sind. Wahrscheinlich wird man Verbindungsleute und möglicherweise auch regionale Verantwortliche austauschen müssen. Raymond macht eine kurze Reise nach Montpellier und Toulouse. Heute hat er Aubry und Lassagne bei einem Freund des letzteren am Quai de Serbie getroffen.

Abends zu Hause sagt Raymond:

«Lassagne hat heute Morgen Max gesehen, er hat uns gesagt, dieser plane ein nächstes Gipfeltreffen, um den neuen Führungsstab der *Armée secrète* aufzustellen. Lassagne übernimmt die Organisation. Er hat mir auch gesagt, Max wolle mich morgen Nachmittag sehen und er wünsche, dich kennenzulernen. Wir sind um drei Uhr im Parc de la Tête-d'Or, auf dem Weg, der zum Marionettentheater führt, verabredet. Wir nehmen Boubou mit, das sieht normaler aus.»

Sonntag, 20. Juni 1943

Nach dem Mittagessen, während das Kind schläft, mache ich mich fein,bürste sorgfältig mein kastanienbraunes Haar. Es ist ein strahlender Sommertag. Ich trage einen hübschen ausge-

stellten Rock aus einem Dekorationsstoff mit grossem Rankenmuster. Ich habe im «alten Trödel» meiner Mutter eine Bluse gefunden, eine Art ausgeschnittenes, eng anliegendes, ärmelloses Mieder aus besticktem Kaliko. Gewaschen, gestärkt und gebügelt, sieht es prächtig aus. Mit dreissig kann man sich alle Spielereien erlauben.

«Du bist zum Anbeissen, meine Lucette», sagt Raymond schmeichlerisch. «Du kannst damit rechnen, dass Jean-Pierre und ich dich heute Nachmittag nicht aus den Augen lassen werden.»

Ich bin sehr beeindruckt von der Vorstellung, den Gesandten General de Gaulles kennenzulernen. Durch d'Astier haben wir von seinen schwierigen Unterredungen mit den Führern der *Mouvements* erfahren. Akzeptierten sie den Gedanken der Vereinigung, so gab es Reibereien auf der Ebene der Realisierung. Das grosse Problem war die *Armée secrète*. Die gesamte Résistance im Inland legte Wert darauf, die Kontrolle über sie zu behalten, während Max dachte, dass sie von einem Offizier geführt werden sollte, der ausserhalb der *Mouvements* und unter dem direkten Befehl Londons steht. Ebenso gab es unterschiedliche Auffassungen bezüglich der Vertretung der politischen Parteien im Nationalrat der Résistance. Die Bewegungen akzeptierten schliesslich die Argumente der Vernunft und der politischen Strategie, die Max ihnen vorlegte, gründeten parallel dazu aber trotzdem ein Zentralkomitee der *Mouvements*.

Max hat keine leichte Aufgabe. Raymond achtet und bewundert diesen Mann, der gut zehn Jahre älter ist als er. «Er hat sicher Erfahrung als hoher Staatsbeamter», sagte er, «bei diesem Sinn für Organisation und Effizienz.»

Um drei Uhr spazieren wir mit Jean-Pierre, der glücklich zwischen unseren Beinen hopst, auf dem verabredeten Weg des Parc de la Tête-d'Or. Aus zwanzig Meter Entfernung kommt, freundschaftliche Überraschung ausdrückend, ein Mann auf uns zu, begrüsst mich zuerst, bevor er meinem Mann die Hand gibt. «Das ist Max», sagt Raymond. Max, ein Mann mittlerer Grösse, brünett, mit sehr schönen dunklen Augen in einem beweglichen Gesicht, versichert mir mit vollkommen überzeugender Höflichkeit, er freue sich sehr mich kennenzulernen.

«Ich komme aus einem Umfeld von Lehrern», sagt er zu mir,



Jean Moulin. Foto: Süddeutscher Verlag

«meine Eltern sind pensioniert, meine Schwester ist im Schuldienst. Aber morgen Abend werden wir uns ausführlicher unterhalten. Ich möchte Sie beide zum Essen einladen und Ihnen den Mann vorsteilen, der mit mir zusammenarbeitet. Man nennt ihn ‚Sophie‘. Ich hoffe, Sie werden mir auch das positive Ergebnis der Unterredung mitbringen, die Sie heute Abend mit Ihrem Mann haben werden. Ich werde mit ihm überlegen, wo wir uns treffen. Haben Sie Zeit?»

Eine solche Gelegenheit lässt man nicht aus, und was könnte ich abends zur Essenszeit auch anderes zu tun haben? Ich habe die Anspielung auf ein Gespräch, auf eine Zustimmung regi-

striert. Worum handelt es sich? Ich hole mein kleines Kerlchen ein, das uns vorausläuft, und überlasse sie ihrer Unterhaltung. Eine Mutter und ihr Kind am Sonntagnachmittag im Park, was gibt es Unverfänglicheres? Ich freue mich, diesem Treffen zwischen zwei engagierten Männern als Tarnung zu dienen. Ich freue mich um so mehr, als Max mir diplomatisch zu verstehen gegeben hat, dass mein Platz neben ihnen ist. Er weiss, dass unser beider Engagement immer von unserer Eintracht als Paar ausgegangen ist.

Sie folgen uns im hüpfenden Rhythmus unseres Kindes, bleiben stehen, um ihm einen weissen Kieselstein zu geben, nehmen ihn eine Weile zwischen sich an der Hand. Er wird es schnell müde und zieht sie zu dem kleinen Marionettentheater, das jede Stunde eine zwanzigminütige Vorstellung gibt. Mit Humor, Keckheit und Gewandtheit verhaut seit jeher ein Lyoner Schuster einen ungeschickten, ungebildeten und hässlichen Polizisten. Die Szenen sind nicht ohne Brisanz in diesen Zeiten, und die Erwachsenen lachen genauso wie die Kinder. Als die Geschichte zu Ende ist, sehe ich meine beiden Verschwörer vergnügt tosenden Beifall spenden. Für einen Moment haben sie die fröhliche Unbekümmertheit ihrer Kindheit wiedergefunden.

In unseren Stimmen schwingt noch der aufsässige Übermut des Marionettentheaters, als wir mit einem «Bis morgen Abend» auseinandergehen.

Zuhause sagt Raymond, während er seine Pfeife stopft:

«Setz dich und hör zu: Max hat mich gebeten, dich zu informieren. Das ist eine Entscheidung, mit der wir beide einverstanden sein müssen. Wie du dir denken kannst, muss der Führungsstab der *Armée secrète* umgebildet werden. Max schlägt vor, André Lassagne die Generalinspektion der Südzone anzuvertrauen, und bittet mich, die gleiche Verantwortung in der Nordzone zu übernehmen. Seine Argumente: Ich bin in der Nordzone unbekannt; meine Erfahrung in den Regionen und mein Kontakt zu den Menschen, wie er sagt, um mir zu schmeicheln, sollten es ermöglichen, da oben eine *Armée secrète* nach dem gleichen Muster zu strukturieren wie im Süden: einerseits die grossen Verbände des *Maquis*, wenn die Geographie dafür geeignet ist, andererseits die kleineren Einheiten, hierarchisch aufgebaut und fest in den Städten verankert, also das, was wir

Groupes-Francs und *Action ouvrière* nennen. Das setzt natürlich voraus, dass wir von Lyon Weggehen. Ich sage bewusst «wir». Du bist noch legal, ein normales Heim ist natürlich die beste Tarnung, wir müssen versuchen, sie zu erhalten. Das Schuljahr geht zu Ende. Dein Wechsel sollte kein Problem sein. Man reisst sich zurzeit nicht gerade um die Stellen in Paris. Mit deinen Titeln und deinem Dienstalter und bei dem Fehlen zahlreicher Lehrer, die Kriegsgefangene sind, wirst du leicht etwas in Paris finden. Nun, was meinst du?»

Ich schweige einen Augenblick. Ich habe hier ein Haus, Gewohnheiten, Freunde, die Familie in der Nähe. Eine Umgebung, in der ich mich eingerichtet habe. Ich kenne die Händler, das ist viel wert in diesen Notzeiten, und für zusätzliche Lebensmittel ist auch das Département Saône-et-Loire nicht weit. Ich bin seit 1940 in enger Berührung mit der Resistance. Das ist ein Teil meines Lebens. Ich habe auch Freunde in Paris. Unsere Sicherheit hier kann von einem Tag auf den anderen gefährdet sein. Ich weiss, dass meine Phantasie, meine Neigung zum Risiko, mein Spieltrieb, selbst und gerade wenn es gefährlich wird, mich zu neuen Verpflichtungen drängen. Doch vor allem ist es undenkbar, dass Raymond eine solche Verantwortung ablehnt: Wenn man sich engagiert, dann bleibt man nicht auf halbem Weg stehen.

Und mit lauter Stimme ziehe ich den Schluss: «Also, du machst es, doch es kommt nicht in Frage, dass wir uns trennen. Wir sind zu dritt, nächstes Jahr werden wir vielleicht zu viert sein, gehen wir also.»

Raymond küsst mich, keineswegs überrascht, und sagt:

«Ich hatte recht, Max zu sagen, deine Zustimmung sei sicher. Morgen Abend werden wir das mit einem guten Essen feiern. Er geht mit uns zu Mutter Brasier, wir treffen uns um halb sieben auf der Place Tolozan.»

Während wir auf die Radiozeit warten, lese ich noch einmal ein kleines Buch: sechzig Seiten, auf grobem grauem Papier gedruckt. Es heisst *Le silence de la mer* (Das Schweigen des Meeres), sein Verfasser: Vercors; sein Verlag: Minuit. *Le Silence*, Minuit, zwei Wörter unseres Alltags, zwei Wörter des Einverständnisses bei unseren Treffen und unseren Aktionen, verbunden mit dem schönen Namen des Vercors mit den grossen Kalk-

plateaus vor der Rhône, unterhalb der Alpen, wo die Täler tiefe Schluchten einschneiden. Von diesem Vercors habe ich herrliche Fotos, um meinen Geographieunterricht im Gymnasium anschaulich zu machen.

In diesem Buch haben ein Vater und seine Tochter, bretonische Landjunker, die sich dem Besatzer gegenüber würdig verhalten, auf Verlangen einen deutschen Offizier bei sich einquartiert. Er ist kein Haudegen. Er gleicht den jungen Studenten, denen ich vor dem Krieg in den Jugendherbergen im Schwarzwald begegnet bin: musikalisch, poetisch, romantisch, voll guten Willens. Zu jener Zeit waren wir es, die jungen Franzosen, die für die Anerkennung des Sieges von 1918 und des Versailler Vertrags warben!

Heute Abend spricht Grenier in der BBC, ein kommunistischer Abgeordneter, der aus dem Lager Châteaubriant entflohen ist; von dort hatte der Unterpräfekt die von den Deutschen für Vergeltungsexekutionen geforderten Geiseln genommen. Wir kennen einen erschütternden Text über siebenundzwanzig Häftlinge dieses Lagers, die erschossen wurden, darunter ein siebzehnjähriger Junge. Es heisst, Aragon habe ihn geschrieben.

«Seit 1'095 Tagen ist Paris besetzt», sagt Grenier. Er, der kommunistischer Abgeordneter in Paris war, spricht über die ausgehungerte, geknebelte Stadt mit ihren Gefängnissen voller Patrioten, ihrem *Vélodrome d'hiver*, der Radrennbahn in der Nähe des Eiffelturms, wo man die während des Tages verhafteten Juden sammelt. Er sagt: «Man hört dort das herzergreifende Weinen der Mütter, denen man ihre Kinder, selbst die Neugeborenen, entreisst, um sie ohne jedes Erkennungszeichen in die Umerziehungsheime des verfluchten Reichs zu schicken.»

Mich überläuft es kalt vom Nacken bis zu den Fersen, mein Magen krampft sich zusammen. Plötzlich stelle ich mir vor, dass mein Wunderding, mein Baby von achtundzwanzig Monaten, seinen Namen und seine Eltern vergisst, dass es in dieser eisigen Welt aufwächst und lernt, die Gewalt zu respektieren, dass ihm «Deutschland über alles» geht, wie es in ihrer Nationalhymne heisst.

«Ja, Raymond, morgen sagen wir Max: Wir sind einverstanden mit Paris, und wir werden uns beide ganz darauf einlassen, um zu gewinnen.»

Montag, 21. Juni 1943

In der Schule hat man mir einen Stundenplan gemacht, der mir erlaubt, mich morgens, in der Mittagszeit und dann wieder am späten Nachmittag um den Kleinen zu kümmern. Die zwölf Stunden Unterricht sind sehr gut über die Woche verteilt. Heute bin ich von zehn bis zwölf und von drei bis fünf Uhr im Gymnasium. Für die Sexta stelle ich eine hübsche Stunde über Ägypten zusammen, und indem ich den offiziellen Lehrplan wieder einmal umstosse, passe ich den Geographieunterricht dem Geschichtsunterricht an. Wir werden uns zusammen die Wüsten anschauen. Die Kleinen in der Sexta entdecken gern ein Land, das sie bereits in Geschichte kennengelernt haben. Ägypten und sein Klima, die lange Oase, die der Nil entstehen lässt, das Sedimentgestein mit all dem Sand, die Dünen mit den Winden. Ich bin gut vorbereitet. Heute Nachmittag werden sie begeistert aus unseren zwei Stunden kommen.

Der Unterricht mit diesen Jugendlichen ist zurzeit nicht einfach. Mittags und gegen fünf Uhr lässt das Interesse nach. Manchmal ist eine Schülerin kurz vor dem Einschlafen. «Hungerbedingte Müdigkeit», sagt der Schularzt. Das Schälchen Magermilch zu einer spärlich mit Butter beschmierten Scheibe Brot, die Mahlzeit mit so wenig Fleisch und Gemüse, das ist am späten Vormittag und Nachmittag längst vergessen. Um zehn Uhr werden in den Klassen zwei Kekse pro Kind ausgeteilt. Angeblich sind sie mit Vitaminen angereichert. Die Schülerinnen finden, dass sie nach Fisch riechen. Sie sollen tatsächlich aus Lateinamerika importiertes Fischmehl enthalten, behauptet eine. Ihr Vater hat es ihr gesagt. Wir, die Lehrer, verlangen, dass sie sie essen, immerhin ist es ein bisschen Zusatzkost für diese jungen Organismen.

Als ich morgens komme, sind die Abiturklassen des naturwissenschaftlichen Zweiges, die eine zweistündige Arbeit schreiben sollen, in Aufruhr.

«Schauen Sie die Zeitung an, Madame. Heute Nacht gibt es in Deutschland eine grosse Sommwendfeier. Überall zünden die jungen Leute grosse Feuer an und tanzen. Und in den Jugendlagern in Frankreich soll es auch gemacht werden. Der Philosophielehrer hat uns vorhin gesagt, das sei die Rückkehr zu alt-

überlieferten Traditionen in Westeuropa und so finde ein Volk seine Ursprünge wieder.»

Es macht mich krank! Wo sind die fröhlichen Johannisfeuer meiner Kindheit? An manchen Kreuzungen unserer Weinbergwege häufte man Rebenreisig auf, und schnell flammte ein knisterndes, helles Feuer in den gestirnten Himmel empor. Genauso rasch fiel es wieder zusammen. Man sagte, dass die Mädchen, die mit einem Satz über den brennenden Haufen sprangen, ohne ihren Rock zu versengen, im gleichen Jahr noch einen Geliebten haben würden. Meine unschuldigen Johannisfeuer! Nun werden sie in den Dienst des Nazi-Rassismus gestellt. Ich verspreche meinen Schülerinnen eine ausführliche Erläuterung zum Mythos des Feuers in der Geschichte. Ich glaube, ich werde hauptsächlich über Moses' brennenden Dornbusch sprechen.

Am Mittag, nachdem ich die Arbeiten eingesammelt habe, sause ich auf meinem Fahrrad los, um meine Brotmarken gegen die tägliche Ration einzutauschen. Für alle Fälle sehe ich an der Tür der Metzgerei nach: 70 Gramm Fleisch für die Ji. Jean-Pierre wird heute sein Beefsteak bekommen. Von der Tour zu meinen Eltern letzte Woche sind noch Kartoffeln da. Der Kleine wird zufrieden sein und einen guten Mittagsschlaf halten. Am Cours La Fayette bekomme ich ein Kilo Kirschen und gehe in den Kräuterladen. Maria, die Gerstenkaffee verabscheut und den nicht aufzutreibenden Tee liebt, hat Pfefferminz- und Kamillentee entdeckt. Sie wird glücklich sein, dass ich an sie gedacht habe.

Raymond ist da. Heute Morgen hat er einen Artikel für *Libération* fertiggeschrieben und ihn Ségolène, seiner Sekretärin, gegeben, die pro forma eine kleine Kurzwarenhandlung führt; diese stellt im Augenblick ein sehr sicheres Büro dar. Ségolène wird den Artikel einem Verbindungsmann geben, der ihn zur geheimen Druckerei bringen soll.

«Lass uns schnell etwas essen», sagt Raymond. «Ich bin um Viertel vor zwei mit Max an der Place Carnot verabredet. Laspagne wird ihm heute Morgen gesagt haben, wo unsere Versammlung am Nachmittag stattfindet.»

Raymond ist ganz glücklich bei dem Gedanken an diese Versammlung: Systematisch und ordnungsliebend, wie er ist, er-

wartet er viel von einer Reorganisation der Resistance. Er ist auch glücklich über das eheliche Plazet zu unserer Zukunft in Paris, das er Max geben kann. Er ist gleich fertig.

«Auf Wiedersehn, mein Liebling, bis heute Abend um halb sieben an der Place Tolozan. Komm nicht zu spät, aber auch nicht zu früh. Bei den Quais treffen sich zu viele Leute. Bleibe eher auf der Seite der Rue Puits-Gaillot.»

Er nimmt Boubou auf die Schultern – das ist ein tägliches Ritual –, trägt ihn in unser Zimmer hinauf und lädt ihn auf unserem Bett ab zum üblichen Mittagsschlaf. Schneller als sonst löst er sich von den Liebkosungen des Kindes.

«Wir treffen uns direkt auf der Place Tolozan», wiederholt er, während er seine Jacke überzieht. «Wenn wir früher fertig sind, gehe ich in das Zimmer an der Place des Jacobins, bei den Gros'. Bis heute Abend.»

Nach seiner Freilassung am 14. Mai hat Raymond sich eine neue Identität zugelegt; es kam natürlich nicht in Frage, in die Wohnung auf der Croix-Rousse zurückzukehren. Eine Freundin aus dem Quartier Latin, deren Mann Arzt in der Bresse ist, hat mir die Adresse ihres Bruders gegeben: Jean Gros, Architekt, der mit seiner Frau und seinem kleinen Jungen eine Wohnung im obersten Stockwerk, dem 6., an der Place des Jacobins bewohnt. Sie waren einverstanden, uns ein Zimmer zu vermieten, das eine eigene Tür ins Treppenhaus hat. In diesem Zimmer darf man natürlich nicht geschnappt werden: eine wahre Mausefalle, keine Möglichkeit, da herauszukommen. Aber Raymonds Besuche machen die Bewohner des Hauses nicht stutzig. Ein Architekt bekommt Besuch. Ausserdem hat er Telefon, was sehr bequem ist.

Ich habe noch eine Stunde Zeit. Mit dem Fahrrad brauche ich eine knappe Viertelstunde bis zur Schule. Was werde ich heute Abend anziehen? Nachts kann es kühl sein. Ein leichtes Kleid, das aus dem letzten Sommer stammt, aber Max hat es schliesslich nie gesehen. Ich werde auch den Bolero mitnehmen, den ich aus dem Saum von Bernards Mantel genäht habe. Was die Schuhe angeht, so habe ich keine Wahl: die Sandalen mit dem hölzernen Keilabsatz; Raymond hat zwei Stücke eines alten

Fahrradschlauchs daruntergenagelt. Das klappernde Geräusch auf den Gehwegen machte einen so nervös. «Um sich still davonzumachen, sind sie ausgezeichnet», sagt Raymond.

Ich gehe ein bisschen ziellos im Haus umher. Maria, der Raymond zwei gute Prisen Tabak geschenkt hat, hat sich eine so dünne Zigarette gerollt, dass es aussieht, als rauche sie nur Papier. Jedenfalls zündet sie sie ständig neu an. Ausserdem hat sie mit einem erstaunlichen Unternehmen angefangen: Sie weicht in einem Eimer zerrissene Zeitungen ein und rührt sie zu einem dicken Brei. Im Keller hat sie zwei grosse Schaufeln Kohlenstaub zusammengekehrt, den sie mit dem Brei vermischt. Dann presst und formt sie in ihren Händen eigrosse schwarze Kugeln, die sie auf den Stufen zum Garten in die Sonne legt.

«Lachen Sie nicht, sagt sie, im Winter werden Sie froh sein, wenn Sie es damit schön warm haben.»

Der Nachmittag verläuft bestens. Die Schülerinnen sind begeistert und ich auch. Als ich mein Fahrrad vom Schultor losmache, scheint es eine meiner Kolleginnen, die Deutschlehrerin Mademoiselle Vialtel, der ich schon auf Wiedersehen gesagt habe, nicht eilig zu haben.

«Ich warte auf einen jungen Verwandten, der auf der Durchreise in Lyon ist», sagt sie und schaut nach allen Seiten.

Sieh an! Sollte sie auch dazugehören? Die jungen Verwandten auf der Durchreise, das riecht nach Untergrund! Jemand, der sich versteckt, oder jemand, der mit uns zusammenarbeitet. Doch das geht mich nichts an. Ich habe einen schönen Abend vor mir. Von heute Abend an wird sich unser Schicksal wandeln, und wir werden verdammt beschäftigt sein mit diesem Umzug nach Paris.

Auf dem Heimweg finde ich eine Konditorei, die Fruchtgelee in der Auslage hat! Ein Luxus! Ich bekomme 250 Gramm, über die Jean-Pierre und Maria sich freuen werden.

«Wohin gehst du, Mama?»

«Ich besuche Freunde, mein Schätzchen. Du bleibst schön brav bei Maria, du bekommst eine gute Sagosuppe, und in dieser Tüte ist eine Überraschung. Maria, vergessen Sie nicht, ihn die Zähne putzen zu lassen, er weiss sehr gut, wie man es anstellt, das Wasser nicht zu schlucken. Und vergessen Sie nicht, ihn Pipi machen zu lassen, bevor er ins Bett geht. Schmusen Sie

nicht zu lange mit ihm! Ach ja, und heute Abend gehört er Ihnen ganz.»

Ich ziehe mich rasch um und laufe voller Unternehmungslust zur Strassenbahn vor dem Grange-Blanche-Hospital. Am Theater steige ich aus. Ich begrüsse kurz meine Tante Marcelle und meinen Cousin Maurice in ihrem Geschäft in der Rue Puits-Gaillot. So komme ich von der Stadt her und kann sehen, ob am Rhônequai die Luft rein ist. Raymond hat mich schliesslich beeindruckt mit seiner Unruhe!

Ich bin pünktlich. Halb sieben: niemand ... Zehn Minuten später: niemand. Sieben Uhr: niemand. Ich will nicht in Panik geraten! Zuerst weigere ich mich immer, schlechte Nachrichten zu glauben! Ich bemühe mich, vernünftig zu sein. Gehen wir bis zu Maurices Geschäft, bevor er zumacht. Ich werde bei Gros' anrufen, um zu hören, ob Raymond dort war. Maurice sitzt da, allein, rot, schwitzend, mit weit aufgerissenen Augen.

«Da bist du ja! Es ist schrecklich! Die Gestapo war bei Dugoujon! Da waren noch andere Leute ausser den Patienten der Sprechstunde. Der Strassenarbeiter, der mich kennt, hat gerade angerufen! Sechs oder sieben Männer sollen dort gewesen sein, und einer von ihnen hat fliehen können.»

Ich habe schon verstanden.

«Raymond hatte ein Treffen mit Max, das ist der Stellvertreter de Gaulles, und Lassagne hat es organisiert. Sie sind sicher alle verhaftet worden.»

Wir rufen bei Gros' an, mit denen wir eine Art Code haben. Ich sage: «Hier Suzanne, wie geht's dem Kind heute?» Wenn keine Gefahr besteht, antwortet sie: «Guten Tag, mein Liebes», und fährt fort. Andernfalls sagt sie: «Guten Tag, Suzanne.» «Mein Liebes» und die normale Stimme beruhigen mich, doch Raymond ist nicht gekommen. Ich kündige meinen baldigen Besuch an.

Mit Maurice gehe ich zum Cours La Fayette, und wir streifen um Lassagnes Haus herum. Der Mann von der Fahrradwerkstatt gegenüber hat nicht das «Gefahr»-Signal aufgestellt: ein Kinderdreirad auf dem Gehweg.

«Maurice, wir müssen sofort alle informieren. Du klapperst die Restaurants ab, in denen du eine Chance hast, Kameraden zu finden, und sagst ihnen Bescheid. Ich mache es genauso.

Aber vorher werde ich das Zimmer an der Place des Jacobins räumen.»

Als ich zu Madame Gros komme, hat sie schon alle Kleider von Raymond herausgeholt und sie unter die ihres Mannes gemischt. Sie hat seine Pfeifen ins Wohnzimmer und seine Toilettenartikel ins Bad geräumt, im Zimmer steht ihr Bügelbrett, ein grosser Korb Wäsche auf dem Boden, ein Nähkasten und Wollsachen zum Stopfen auf dem kleinen Schreibtisch. Das Bett ist abgezogen, über die zusammengelegte Decke in einer Schutzhülle hat sie ein Kleid von sich gebreitet.

«Ausgezeichnet», sage ich. «Jetzt ist nur noch dieses kleine Bändchen mit ausgewählten Briefen von Madame de Sévigné da, stellen Sie es in Ihren Bücherschrank.»

Ich erkläre ihr nicht, dass es das Buch ist, das Raymond benutzt, um seine Botschaften und Berichte zu verschlüsseln. Ein Code, der nicht zu knacken ist, wenn man den Schlüssel nicht besitzt.

«Sie haben nie einen Mieter gehabt, nicht wahr? Ermelin kennen Sie nicht. Bei der Stellung Ihres Mannes und der Ihren (sie ist Lehrerin) brauchen sie kein zusätzliches Einkommen.»

«In Ordnung!»

Ich mache die Runde durch ein paar Bistros. Ich erwische Pascal. Wir verabreden uns für morgen früh zehn Uhr beim Grange-Blanche. Während der Sprechstunden herrscht vor einem Krankenhaus ein ständiges Kommen und Gehen.

Ich treffe Maurice wieder. Es ist neun Uhr. Es ist noch taghell. «Komm mit zum Essen», sagt er zu mir.

Wir lassen uns in einem kleinen Restaurant an der Place Morand nieder, und während wir einen Teller Kohl, der mit einem Stück Speck gekocht wurde, essen – erstaunlich, dass ich Hunger habe –, versuchen wir, klar zu sehen.

«Ich werde gleich nach Caluire gehen», sagt Maurice.

«Sie werden dich festnehmen.»

«Nein, nein, wenn sie alle mitgenommen haben, heisst das, dass sie eine gezielte Operation durchgeführt haben; und mit so viel Lärm, hat mir der Strassenarbeiter gesagt, dass sie keine Falle daraus machen können.»

«Dann komm morgen um zehn Uhr zum Grange-Blanche und berichte uns.»

«Wo wirst du schlafen?»

«Zu Hause natürlich, das ist der sicherste Ort. Gewiss wird Raymond niemals unsere Adresse angeben.»

Es ist zu spät, als dass Maurice mich begleiten und noch vor der Sperrstunde bis in seine Wohnung kommen könnte. Ich fahre allein heim, mit der letzten Strassenbahn. Das Haus ist still. Im ersten Stock ist das Fenster von Jean-Pierres kleinem Zimmer auf die Sommernacht geöffnet. Maria, die unten schläft, hört mich kaum, als ich im Vorbeigehen nur sage: «Ich bin's, Maria, gute Nacht.»

Rasch ausgezogen, liege ich nun allein im grossen Bett. Unter Raymonds Kopfkissen sein Schlafanzug. Ich drücke ihn an mich. Der Geruch seines Körpers lässt meine Selbstbeherrschung endlich zusammenbrechen. Ich kann weinen, endlos weinen. Erschöpft schlafe ich mit meinem Kummer ein.

Dienstag, 22. Juni 1943

Ich höre von meinem Bett aus Maria mit meinem kleinen Jungen lachen. Die Sonne kommt zum offenen Fenster herein. Es ist acht Uhr. Wie habe ich so lange und so bleiern schlafen können? Ich habe also kein Herz. Ich fühle mich schuldig. Ich gehe hinunter, zerschlagen, gerädert, als wäre ich Kilometer marschiert. In der Küche stinkt es nach diesem Kamillen-Pfefferminztee, an dem Maria sich delectiert. Jean-Pierre ist mit seinem Frühstück fertig. Er klettert auf meinen Schoss, sein Atem, der nach Milch riecht, verursacht mir Übelkeit. Um es zu verbergen, gebe ich ihm kleine Küsse auf den Nacken, die Schultern und entlang der Arme. Seine frische Haut bringt mich wieder ins Lot. Er ist kitzlig und zappelt vor Wohlbehagen unter den Liebkosungen, während Maria, die nicht darauf hereinfällt, mich prüfend ansieht.

«Man könnte meinen, Ihr Gesicht sei geschwollen, ist alles in Ordnung? Haben Sie gut geschlafen? Vielleicht ist ein Schwesterchen unterwegs? Übelkeit ist ein gutes Zeichen!»

«Oh, Maria, ich bin noch ganz benommen vom Schlaf. Ich werde mich waschen, danach wird's besser gehen.»

Ich kann die Tasse schwarzen Kaffee nicht austrinken. Der Magen dreht sich mir um. Boubou folgt mir nach oben und bleibt verblüfft vor dem leeren Bett stehen: Er hatte ein Schmu-sestündchen mit seinem Vater erwartet. «Papa ist nicht da, mein Herzchen, er ist verreist.» Wenn ich wieder unten bin, muss ich wohl Maria etwas sagen. Eine Woche verreist, das wird gehen. Länger, das wäre nicht glaubhaft. Im Moment gibt es Dringenderes. Ich brauche freie Zeit, ich muss in den kommenden Tagen verfügbar sein. Heute Morgen habe ich keinen Unterricht, aber heute Nachmittag drei Stunden, am Mittwoch Nachmittag zwei Stunden und am Samstagmorgen drei Stunden. Nächste Woche habe ich nur vier Stunden mit meinen kleinen Sextanerinnen, denn die Schülerinnen der Tertia sind dann mitten in den Prüfungen, und die Abitursklassen haben frei zum Lernen.

Maurice und Pascal sind vor mir am Grange-Blanche-Hospital. Maurice ist in Caluire gewesen. Er hat die Nachbarn von Doktor Dugoujon und die Zeugen der Szene von gestern Nachmittag gesehen. Er erzählt uns, wie schnell und brutal alles vor sich ging und wie perplex die Leute sind angesichts der Flucht eines der verhafteten Männer.

«Der Strassenarbeiter hat mir gesagt, es sei unmöglich, dass er nicht mit der Gestapo unter einer Decke steckt. Er hat einen der deutschen Polizisten umgestossen und ist im Zickzack über den Platz gerannt, um auf den Weg zu kommen, der zur Saône hinunterführt. Die Polizisten haben ein paar Schüsse abgegeben in alle Richtungen, ohne auf ihn zu zielen. Einer hat ihn verfolgt. Wie soll er ihn nicht gesehen haben im Gras des Grabens? Es ist in dieser Jahreszeit eher verdorrt. Die anderen Deutschen haben ihn von den Autos aus zurückgerufen, sie sind übrigens ein zweites Mal gefahren. Das heisst, es waren viele mitzunehmen.»

Wer ist bloss der, der entkommen ist? Max' Sekretär, der Maurice heisst wie mein Cousin, ist ein sehr junger Mann, blond, vor Vitalität strotzend; er hat heute ein ernstes, bekümmertes Gesicht. Man spürt, dass er niedergeschmettert ist. Ich wundere mich nicht, dass ihn eine tiefe Zuneigung mit seinem Chef verbindet. Dieser Max lässt einen nicht gleichgültig. Nach der Beschreibung des Strassenarbeiters denkt er zuerst, es handle sich um Bruno Larat. Max hatte ihm den Versammlungsort anvertraut, damit er Oberst Lacaze informieren



Das Haus in Caluire, in dem Raymond Aubrac und Jean Moulin am 21.6.1943 verhaftet wurden. Foto: Süddeutscher Verlag

konnte. Als Max' Sekretär gestern Abend alarmiert wurde, hat er «Sophie» benachrichtigt, der vor kurzem aus London gekommen war, um ihm zu assistieren. Mit ihnen sollten wir gestern Abend essen. Wir sind uns alle bewusst, dass etwas sehr Schlimmes passiert ist. Wir wissen genau, wer dort war: einerseits Aubry, Lassagne, Bruno, Lacaze, und dann Max mit Aubrac und Oberst Schwartzfeld. Keiner dieser sieben Männer ist gestern Abend bei sich zu Hause erschienen. Alle möglichen Verstecke sind geprüft worden. Wer ist also dieser Flüchtige? Es ist nicht Bruno, denn er ist in keinem seiner Verstecke.

Doktor Dugoujon? schlägt Pascal vor. Unmöglich, er wäre gleich bei einem seiner zahlreichen Lyoner Kollegen und Freunde aufgetaucht. Mein Cousin Maurice fügt hinzu, er sei ein ruhiger Mensch; er gehörte nicht dazu, wenn er davongelaufen wäre, hätte es ausgesehen, als wäre er ein Mitglied der Versammlung. Im Übrigen hat der Strassenarbeiter von Caluire ihn erkannt, als er in eines der Autos der deutschen Polizei gestossen wurde. Also? Ein achter Mann? Noch ein Geheimnis! Wir fragen uns auch schon, wie die Gestapo von dieser Versammlung hatte wissen können. Denn sie war ganz geheime-

halten worden. Das Haus von Doktor Dugoujon war noch nie benutzt worden. Er selbst, von zarter Gesundheit, war von seinem Beruf als praktischer Arzt in Anspruch genommen, und obwohl er unsere Ideen teilte, war er nicht engagiert.

Diese Verhaftungen sind ein neuer schwerer Schlag zu jenen hinzu, die die erste Junihälfte geprägt haben. Nach der Verhaftung von Vidal (Delestraint) in Paris hat man mich beauftragt, General Frère zu informieren. Ich habe ihn dort getroffen, wo ich ihn im März besucht hatte, in der Nähe des Priesterseminars von Chamalières, das Abbé Eichinger leitete, der Geistliche unserer sozialen Stäbe in Strassburg. Bei einem Essen mit meinen Freunden von 1938/39 haben wir die verschiedenen Arten von Engagement in den *Mouvements de Résistance* verglichen, froh über die Übereinstimmung: Teitgens bei «Combat», wir bei «Libération-Sud», andere bei «Témoignage chrétien».

Als ich mit dem General über die Vorsichtsmaßnahmen sprach, die er ergreifen sollte, erwiderte er kategorisch: «Ich bin Soldat. Ich bin Offizier. Ich werde den Kampf nicht aufgeben, und ich werde mit jeder Situation fertig werden.»

Ich konnte meinen Lyoner Kameraden nur seine Entscheidung mitteilen, und ich beschrieb ihnen diesen schon betagten, aber aufrechten und hageren Mann mit seinem steifen Bein, der, als er mich an die Tür seines Büros geleitete, zu mir sagte: «Auf Wiedersehn, junge Frau, in Strassburg werden wir uns wiedersehen, um den Sieg zu feiern.»

Am 12. Juni wurde er von der Gestapo festgenommen und mit ihm eine Reihe von Militärs, die in der ORA¹ engagiert waren. Angesichts dieser Verhaftungswelle auf höchster Ebene waren wir hilflos.

Max' Sekretär hatte «Sophie» getroffen, der – da Bruno Larat, Leiter der Rundfunkoperationen, ausgeschaltet war – London auf einem anderen Kanal von der Verhaftung seines Chefs un-

1 Eine Anzahl von Berufsoffizieren hatten die totale Besetzung Frankreichs im November 1942 nicht akzeptiert und war den Generalen Frère und Revers in eine Widerstandsbewegung gefolgt: die Organisation de Résistance de l'Armée (Organisation des Widerstands der Armee).

terrichten sollte. Wo sind Max und seine in Caluire entführten Gefährten? Sind sie sofort nach Paris gebracht worden? Sind sie in der Gestapozentrale Montluc?

«Ich werde es schnell herausbekommen», sage ich.

«Wie willst du das machen?»

«Ich werde mit einem Wäschepaket auf den Namen Ermelin zur Wache des Gefängnisses gehen. Wenn es angenommen wird, heisst es, dass sie da sind. Es gibt keinen Grund, dass man sie getrennt hat. Treffpunkt um fünf Uhr in der Grünanlage vor dem Gymnasium.»

Zu Hause suche ich Unterwäsche, Socken, ein Handtuch und Rasierzeug zusammen. Aus der Zeitung *Le Nouvelliste* reisse ich die Seite mit den Kreuzworträtseln, an denen ich ein bisschen herumkritzle, und wickle das Ganze damit ein. Bevor ich zum Unterricht gehe, fahre ich mit dem Fahrrad nach Montluc. Es ist halb zwei. Die Atmosphäre auf der Wache ist um diese Zeit entspannt, die Soldaten verdauen und rauchen. Ich reiche ihnen mein Paket.

«Das ist für Claude Ermelin», und ich schreibe den Namen in Druckbuchstaben auf ein Stück Papier. Ein Soldat nimmt es, sieht in einer Liste nach und sagt: «Sie warten!» Er geht schlurfend davon.

O je, ich habe ganz schön Bammel. Wenn sie mich einsperren, geschieht es mir nur recht! Blödsinnig, selbst hierher zu kommen! Ich habe mir schon zurechtgelegt, was ich sagen werde, wenn sie mich erwischen. «Ich bin Lehrerin, wir haben eine humanitäre Organisation, die sich um Gefangene kümmert, man hat mir heute diesen Namen genannt, damit ich ein Paket bringe. (Und unverfroren:) Sie kennen mich, ich komme jede Woche.»

Nach einer sehr langen Viertelstunde kommt der Soldat zurück; im Zeitungspapier ein Hemd, schmutzige Socken und das Rasierzeug. «Das verboten», sagt er und zeigt darauf. Ich stopfe alles in meine Satteltasche und flitze in die Schule.

In der Pause schaue ich nach, ob nicht eine Botschaft zwischen der schmutzigen Wäsche steckt. Nichts. Doch mein Blick wird von den Kreuzworträtseln des *Nouvelliste* und einem deutlichen «MAXWELL» angezogen. Beschreibung: Physiker. Plötzliches Entzücken: Raymond ist bei Max, dem es gut geht.

Um fünf Uhr treffe ich die anderen in der Grünanlage. Ich teile ihnen meine Entdeckungen mit.

«Gut», sagt Max' Sekretär, «wir werden die Möglichkeiten seiner Flucht prüfen. Wir sind so gut wie sicher, dass Verrat im Spiel ist. Max hat eine Chance, mit seiner soliden falschen Identität und Tarnung seine Anonymität zu wahren, denn wenn es einen Verräter gibt, kennt dieser ihn nicht.»

«Wissen Sie, wer sie verraten hat?»

Da berichtet Pascal, dass er, bevor er uns traf, Besuch hatte von einem Widerstandskämpfer, einem Polizeiinspektor, der ihm eine sehr merkwürdige Geschichte erzählte. Am Vorabend im Kommissariat am Saônequai ein Anruf: Ein Passant gibt an, er habe einem Mann, der am Arm blutete, geholfen, bis zu einer Adresse zu gehen, die er nennt. Die Polizei eilt hin und findet dort einen jungen Mann, der behauptet, während einer von der Gestapo in Caluire durchgeführten Verhaftungsaktion entflohen zu sein. Die Polizisten bringen ihn ins Antiquaille-Hospital, damit er verarztet wird, und lassen ihn in der Häftlingsabteilung zurück, nachdem sie ihn eine Aussage haben unterschreiben lassen. Der Inspektor sagt auch, dass es sich um einen gewissen René Hardy handelt. Pascal hat verstanden: Der achte Mann, derjenige, der in Caluire nicht vorgesehen war, ist ein Widerstandskämpfer, der unter dem Namen Didot bei der Bewegung «Combat» die Sabotagegruppe Eisenbahn leitet. Pascal hat alles Bourdet erzählt, der in der Leitung von «Combat» Frenay vertritt, der in London ist. «Didot ist ein Freund», hat Bourdet gesagt. Warum war er bei dem Treffen? «Wahrscheinlich hat er Aubry getroffen, unseren Verantwortlichen der *Armée secrète*-, und dieser hat ihn gebeten, ihn zu begleiten, weil er fürchtete, allein nicht fähig zu sein, bei einer Versammlung auf höchster Ebene mitzudiskutieren.»

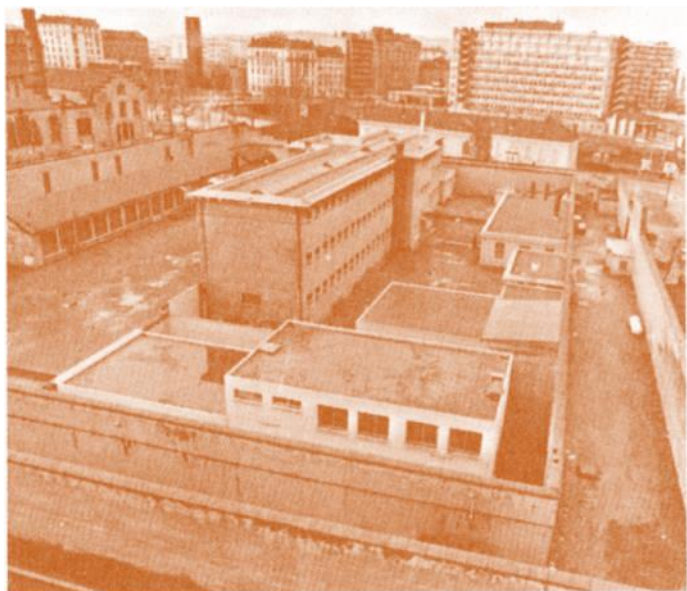
Trotzdem, diese leichte Flucht kommt uns verdächtig vor, aber in der Résistance gab es so viele unwahrscheinliche Situationen! Mut? Glücksfall? Das Dringendste im Augenblick ist, dass wir versuchen, Max zu retten.

Mittwoch, 23. Juni 1943

Am Mittwoch Morgen trifft ein etwa vierzigjähriger, breiter, dicker, gut gekleideter Mann, wie ich glaube, aus Paris ein. Wir nennen ihn Monsieur Henry. Er soll Polizeikommissar in der Präfektur gewesen sein, wo Max Präfekt war. Er kommt als Stratege, der die Befreiung von Max organisieren wird. Wir sind um eine Bank versammelt, an der Endhaltestelle der Strassenbahn, vor dem Grange-Blanche-Hospital. Da ich schon erfolgreiche Fluchthelferin war und Raymond dabei ist, lässt man mich an den Diskussionen teilhaben. Monsieur Henry nimmt die Dinge in die Hand und zieht mit uns alle Möglichkeiten in Betracht.

Ein Überfall auf das Gefängnis? Daran ist nicht zu denken, unsere Kräfte sind nicht ausreichend, und selbst wenn sie es wären: bis wir die Zelle gefunden hätten, in der Max ist, wären wir von den aus der nahen Festung und der Kaserne von La Part-Dieu herbeigeeilten deutschen Soldaten längst alle in Montluc eingesperrt. Die Verlegung ins Krankenhaus versuchen, um die Operation vom Antiquaille-Hospital zu wiederholen? Wie könnten wir ihm das Medikament zukommen lassen, das die Verlegung rechtfertigen würde? Wir werden über das Rote Kreuz ein Paket nach Montluc bringen lassen auf den Namen Martel; das ist der Name auf Max' Kennkarte. Ein Krankenpfleger, der in der Résistance ist, wird die Ankunft von Häftlingen im französischen Antiquaille-Hospital beobachten. Was das deutsche Militärkrankenhaus der Croix-Rousse angeht, so werden wir versuchen, einen Kontakt zu finden.

Die deutschen Autos oder Lastwagen überfallen, die jeden Morgen Montluc in Richtung École de santé verlassen, wo Verhöre stattfinden, und die jeden Abend denselben Weg zurückfahren? Woher sollen wir wissen, in welchem Wagen Max ist? Wir beschliessen, die Umgebung des Gefängnisses zu beobachten, um die Fahrzeugbewegungen und ihren eventuellen Begleitschutz kennenzulernen. Henry hat übrigens eine Idee, die wir genial zu finden beginnen: Er hat gegenüber von Montluc, auf der Strasse, die an den Eisenbahngleisen entlangführt, einen grossen Holzkasten entdeckt, in dem Streusand für den Winter gelagert wird; wir werden ein Loch in die Wand machen, die



Das Gefängnis Montluc in Lyon. Foto: Süddeutscher Verlag

Montluc zugewandt ist, und einen Beobachtungsposten mit Fernglas hineinsetzen. Ja, aber dieser muss Max erkennen können!

Nun, da ich am Donnerstag keinen Unterricht habe und da ich Max letzten Sonntag gesehen habe, werde ich mich also morgen früh hineinzwängen! Wir beschliessen auch, mit Hilfe der Eisenbahner eine Wachrunde im Bahnhof zu organisieren, um die abfahrenden Züge zu beobachten für den Fall einer schnellen Überstellung nach Paris. Mein Cousin Maurice isst mit mir zu Mittag. Er verkündet mir, er habe in seinem Lyon, wo er sich bewegt wie ein Fisch im Wasser, die Mama wiedergefunden, die mit ihrem Töchterchen im Sprechzimmer des Doktors war, als die Gestapo kam. Beim Hinausgehen hat sie die Leute im Wartezimmer gesehen. «Es waren drei Herren», sagte sie, «die nicht aus Caluire waren»; jedenfalls hatte sie sie noch nie gesehen. Ein Wunder! Es bleibt eine Chance, dass Max, Raymond und Oberst Schwartzfeld, von denen wir wissen, dass sie zusammen kamen, nicht identifiziert worden sind.

Ich zögere nicht lange. Was bei de Lattre de Tassigny geholfen hatte, um Cavailiès zu sehen, kann auch in Raymonds Fall klappen. Ich übernehme wieder die Rolle der Verlobten. Heute Nachmittag habe ich zwei Stunden Unterricht. Sei's drum: Ich gebe in der Schule Bescheid, dass Jean-Pierre krank ist und dass ich auf den Arzt warte. Ich ziehe ein sehr hübsches Kostüm aus Kunstseide mit grossen Karos an, wähle Ohrclips in Form von grossen Margeriten aus weissem Porzellan und ein Hütchen mit Schleier. «Du siehst ein bisschen frivol aus, mein Schatz», würde Raymond sagen, wenn er mich sähe. Ich hoffe, wie ein Mädchen der besseren Gesellschaft auszusehen.

«Maurice, du wartest in deinem Geschäft auf mich. Wenn ich wieder herauskomme, rufe ich dich an. Aber ich werde herauskommen! Nimm meine Kleider, ich werde mich in deiner Anprobekabine umziehen.»

Ich habe meinen Ehering mit einem dicken mexikanischen Ring vertauscht, und in meiner Tasche habe ich ausser Kamm und Lippenstift das Sortiment der Ausweise meiner klandestinen Identität. Ich heisse Mademoiselle de Barbentane. Auf den Lebensmittel- und Textilkarten fehlen, wie es sich gehört, die bis zum 23. des Monats verbrauchten Marken. Ich gehe!

Am Eingang ein Posten:

«Mademoiselle, was wollen Sie?»

«Ich möchte zu der Stelle, die mit der Sache in der Arztpraxis am Montagnachmittag in Caluire befasst ist.»

Er ruft eine Ordonnanz, die sich erkundigt und damit das rasche Erscheinen eines Deutschen in Zivil auslöst: «Kommen Sie.» Ich gehe klopfenden Herzens mit ihm eine schöne Stein-
treppe hinauf. Im ersten Stock bleibt er in einem langen, breiten Flur vor einer Tür stehen und klopft.

«*Herein.*»

Ich trete in ein grosses helles Zimmer. Und in die Höhle des Löwen! Hinter einem Schreibtisch zieht ein Mann rasch ein hellbeiges Jackett über sein zartgrünes Hemd. Dieser Mann, etwa in meinem Alter, mit blauen Augen, hellem Haar und Teint, blickt auf und grüsst mich knapp.

«Ich möchte mit dem Leiter der deutschen Polizeidienststellen sprechen.» Schweigen. An einem Tischchen blättert eine junge Deutsche in blaugrauer Uniform (eine von denen, die wir



Klaus Barbie. Foto: Süddeutscher Verlag

«graue Mäuse» nennen) in einer Akte. Nach einer Weile die Antwort: «Das bin ich.» Mir bleibt die Spucke weg. Wie konnte ich ahnen, dass dieser ziemlich banale, ein bisschen gewöhnliche junge Mann der allmächtige Herr der Stadt Lyon ist? Dieser Barbie, von dem schon viel geredet wird. Man erzählt, dass er in Frankreich ein Seidenhandelsunternehmen leitete, dass er deshalb Französisch spricht und Lyon so gut kennt. Ist es möglich, dass dieses Männchen allen Leuten Angst macht? In seinem Alter hat man bei der französischen Polizei noch nicht den Rang eines Oberinspektors!

Barbie steht auf. Er ist kleiner als ich. «Ich bin Obersturmführer Barbie, Sie können doch lesen, es steht an der Tür. Also, was wollen Sie?» Ich antworte schüchtern, höflich, mit ruhiger Stimme, gleichsam sicher, im Recht zu sein:

«Ich habe die Spur meines Verlobten wiedergefunden, den

ich seit Montag nicht mehr gesehen habe. Er war weggegangen, um den Arzt aufzusuchen. Er hat früher eine schwere Erstinfection gehabt, und es sind Kontrolluntersuchungen nötig. Ich war sehr beunruhigt, ich befürchtete einen Unfall, ich habe mich beim Polizeirevier erkundigt, und man sagte mir, Sie hätten bei diesem Arzt in Caluire viele Leute verhaftet. Und man sagte mir auch, er sei im Gefängnis. Ich möchte Sie also bitten, ihn schnell wieder freizulassen, er ist von zarter Gesundheit.»
«Wie heisst er?»

«Claude Ermelin.»

Sofort öffnet er mit einem verstohlenen Lächeln die Schublade vor sich, nimmt eine Brieftasche heraus und wirft sie auf diesen grossen mit gepunztem Leder bespannten Schreibtisch. Zweifellos ist es der des Allgemeinmediziners, der vor dem Krieg der *École de santé militaire* vorstand. Die Brieftasche geht auf und heraus fallen Ausweise, verschiedene Karten und ein kleines Foto von mir im Badeanzug am Strand mit einem Kleinkind an meiner Seite.

Ich bin wie versteinert.

«Seit wann kennen Sie ihn?»

«Anderthalb Monate. Wir haben uns am Mittelmeer kennengelernt, auf seiner Rückkehr von Tunesien. Ich war gleich bezaubert von seinem gebräunten Teint und seiner militärischen Vergangenheit in Afrika.»

«Er kommt nicht aus Tunesien, er kommt aus Saint-Paul», sagt er höhnisch.

«Nein, Monsieur. Er war nicht in Saint-Paul-de-Vence, sondern in Saint-Raphaël.»

Die rettende Antwort war mir spontan gekommen, das erste Glück für mich. Ich scheine nicht zu wissen, dass in Lyon ein Gefängnis Saint-Paul heisst.

«Er heisst nicht Ermelin, sondern Vallet, und kommt aus dem Gefängnis, Sie können mir glauben. Er war schon wegen Gaullismus in Haft; kommt nicht in Frage, ihn freizulassen, er ist ein Terrorist.»

Etwas in mir bricht zusammen, und ich kann meine Tränen nicht zurückhalten. Jäh habe ich die Gewissheit, dass ich schwanger bin, schwanger seit dem 14. Mai. Wir werden ein zweites Kind bekommen. Ich weine, und er sagt:

«Ich kann nichts machen, er hat Sie betrogen, das ist alles!»
«Monsieur, das ist schrecklich, schrecklich, wir wollen demnächst heiraten.»

«Mademoiselle, ich habe Ihnen schon gesagt, dass er nicht freikommen wird; er ist ein Terrorist, er wird bezahlen müssen.»

«Monsieur, das ist unmöglich, ich muss schnell heiraten, bevor meine Eltern merken, dass ich ein Kind erwarte. Es ist schrecklich, er hat mir die Ehe versprochen, ich möchte keine ledige Mutter sein.»

Ich weine, und diesmal ist es kein Theater. Das grosse deutsche Mädchen ist nähergetreten, er sieht sie an, ich auch. Ist sie ein wenig gerührt? Ich wende mich ihr zu:

«Mademoiselle, sagen Sie ihm, dass ich schnell heiraten muss.»

Mit einem Anflug von Mitleid zuckt sie die Schultern. Zweifellos hat mich das gerettet. Mein zweites Glück!

«Gehen Sie, Mademoiselle, wir können nichts machen», und sie schiebt mich zur Tür.

Ich frage mich immer noch, wie ich die Treppe hinuntergegangen, wie ich wieder auf die Strasse gekommen bin.

Ich beiße meinen linken Zeigefinger blutig, um nicht zu schreien. Ich überquere die Strasse und setze mich auf eine Bank. Ich knurre mit zusammengebissenen Zähnen, damit das Gebrüll nicht aus meinem Mund kommt. Ich rühre mich nicht, die Tränen laufen über meine Wangen und benetzen die Revers meiner Jacke. Meine Ohrclips sind mir unerträglich geworden, ich reiße sie herunter und schleudere sie auf die Strasse: keine Margeriten mehr, sondern ein Dutzend kleine weisse Splitter! Eine Frau in einer Kittelschürze nähert sich mir mit einem Glas Wasser: «Ich bin die Concierge aus dem Haus hinter Ihnen, trinken Sie und hören Sie auf zu weinen.» Dann flüstert sie: «Ich soll Ihnen etwas ausrichten. Ihr Cousin erwartet Sie in seinem Geschäft.»

Ich trinke. «Danke, Madame, es geht schon besser.» Der Cousin, das ist natürlich Maurice. Besorgt ist er hierher gekommen, um etwas zu erfahren und mich zu beschützen. Ich stehe auf, gehe zum Fluss, überquere ihn, wandere an der Rhône entlang. Ich brauche mich nicht zu zwingen, öfters stehenzubleiben. Ich erbreche all das zuvor getrunkene Wasser. Wenn ich nur keinen Bekannten begegne. Die Quais mit den

kreuzenden Brücken sind die üblichen Orte unserer Treffen. So langsam ich auch gehe, ich komme doch zum Hôtel de Ville. Ich muss ernsthaft aufpassen, dass mir niemand folgt. Ich passiere das Gittertor, durchquere die beiden Höfe und finde mich auf dem Platz wieder, inmitten der Tauben. Ich setze mich einen Augenblick auf den Brunnenrand, dann gehe ich zur Rue de la Martinière und durch eine «*Traboule*». Ich bin beruhigt, keine Beschattung.

Bei Maurice, dem «König der Hosen», lasse ich mich in der Anprobekabine auf einen Stuhl fallen. Ich nehme den Hut ab, binde mir das Haar mit einem breiten Band zurück. Maurice sagt, er sei mir auf dem Hinweg gefolgt und habe das Portal der Gestapo nicht aus den Augen gelassen. Als er mich herauskommen sah, hat er die Concierge gebeten, mir etwas auszurichten. Dann ist er mir bis zum Hôtel de Ville gefolgt, und als er sicher war, dass niemand mich beschattete, ist er in seinen Laden zurückgekehrt und hat auf mich gewartet.

«Ruh dich ein bisschen aus», sagt er, «entspanne dich. Nachher gehen wir etwas essen, und dann begleite ich dich heim.»

Im Restaurant erzähle ich ihm von meiner Unterredung mit dem Gestapochef und der Verzweiflung, die mich ergriffen hat.

«Du musst trotzdem Gewissheit haben, ob du schwanger bist. Morgen Nachmittag gehst du zu Doktor Eparvier, ich werde einen Termin für dich machen.»

Ich höre kaum zu. Ich bin vollkommen erledigt. Die Gäste machen einen Höllenlärm. Das Klappern des Bestecks auf den Tellern quält mich, das Parfüm der Bedienung verursacht mir Übelkeit. Ich bin wie gebannt durch die Masse des eisernen Rolladens, der bis auf zwei Meter über dem Boden heruntergelassen ist: Das ist sicher eine Bedrohung. Ich habe das Gefühl, dass er auf einmal fallen wird und ich in der Falle sitze.

«Los, Maurice, hauen wir ab, bevor sie schliessen. Ich habe Angst, eingeklemmt zu werden.»

Er zahlt brummend, wir hätten doch Zeit und wenn ich so launisch sei, dann sei ich gewiss schwanger.

An der Haustür:

«Möchtest du, dass ich dableibe?»

«Nein, Maria würde das sonderbar finden, und wo soll ich dich unterbringen? Ich muss mich ja doch dran gewöhnen.»

Donnerstag, 24. Juni 1943

Es ist Donnerstag Morgen, Boubou ist noch nicht wach. Ich muss um sieben Uhr in La Part-Dieu sein wegen dieses Verstecks im Streusandkasten. Ich muss einen Moment abpassen, wenn niemand vorbeigeht, und hoffen, dass das Trottoir nicht von den benachbarten Fenstern aus beobachtet wird. Monsieur Henry ist da mit einem Fernglas. Maurice ist wütend. Ich finde die Idee immer noch prima. Ich weiss nicht, wer im Morgenrauen das Loch gebohrt und etwas Sand herausgenommen hat.

«Wir kommen um zehn Uhr wieder. Dann sind die Transporte Montluc – École de santé vorbei.»

Ich sitze in dem grossen Kasten, der Deckel ist zu, durch das Loch schaue ich auf das Gefängnistor. Zwischen ihm und mir die Eisenbahngleise und der Platz vor Montluc. Die beiden Türen, die grosse und die kleine, sind geschlossen. Ich stelle das Fernglas ein und warte. Am Anfang finde ich den Sand bequem, dann werde ich allmählich steif. Bewegen kommt nicht in Frage, vom Trottoir und den Fussgängern sehe ich nichts. Ich darf nicht durch ein Geräusch auf mich aufmerksam machen ...

Zwei schwarze Citroëns kommen. Das grosse Tor geht auf und schluckt sie. Es ist sieben Uhr vierzig. Ich warte. Um halb zehn geht es wieder auf. Zuerst kommt ein kleiner Lastwagen mit Plane; zwei Soldaten im Führerhaus, der eine fährt, der andere hat ein Gewehr oder eine Maschinenpistole zwischen den Beinen. Als der Wagen abbiegt, sehe ich die Ladefläche. Sie ist voll, und auf dem Rand sitzen zwei bewaffnete Soldaten. Kurz darauf die beiden Citroëns. Zwei Personen vorn, drei hinten, wahrscheinlich wichtigere Beute für die Deutschen. Doch es ist unmöglich, die Gesichter zu sehen. Die Sonne brennt auf die Scheiben und blendet mich. Dieses Versteck ist idiotisch, wie komme ich da wieder heraus? Man würde viel besser sehen, wenn man draussen um das Gefängnis striche und die Beobachter alle Stunde auswechselte.

Als man mich herausholt, bewachen zwei Jungs des *Groupe-Franc*, Robert und Julien, die Umgebung. Wie Maurice sind sie ärgerlich. Ich auch. Die Idee mit diesem Versteck war albern. Ich mache Monsieur Henri meine «Meldung», wie er sagt, und

würze sie mit bissigen Bemerkungen. Ich werde ihn nie wiedersehen!

Der Nachmittag ist lang. Ich habe keine Verabredung mit den Kameraden. Gegen fünf Uhr kommt mein Schwiegervater, um seinen Enkel zu herzen und ihn zu einem kleinen Spaziergang im Viertel mitzunehmen. Bei der Rückkehr sagt er:

«Ich werde auf Raymond warten; er kommt hoffentlich nicht spät.»

Da haben wir's. Ich muss es erklären. Bisher ist nur mein Cousin Maurice auf dem laufenden. Wie werde ich mich aus der Affäre ziehen? Mein Schwager ist in einem Oflag¹, meine Schwiegereltern, so redlich, so stolz auf ihre Kinder, haben ihr Geschäft in Dijon aufgeben müssen. Nach Lyon geflüchtet, leben sie hier, ohne Beschäftigung, von ihren Ersparnissen und wollen sich wegen der immer möglichen rassistischen Razzien keine Sorgen machen. Wie soll ich ihnen diesen Schlag versetzen? Ihr ältester Sohn in den Händen der Gestapo! Ich versuche es:

«Hör zu, Vater, ich werde dir ein Geheimnis anvertrauen, ich hatte vor, es euch beiden morgen zu erzählen, denn um ein Uhr habe ich die Durchsage in der BBC gehört: Raymond ist in London eingetroffen, er ist jetzt bei General de Gaulle.»

Ich werde für meine Lüge belohnt. Mein Schwiegervater steht auf, zieht die linke Augenbraue hoch, wie er es zu tun pflegt, wenn er gerührt oder überrascht ist, und sagt:

«Ich ahnte schon, dass es so kommen würde. Raymond wird da drüben sehr nützlich sein, und ich danke dir, Lucie, dass du ihn hast gehen lassen. Das ist sehr mutig von dir. Ich werde es Hélène sagen, und wir werden uns um dich und Boubou kümmern.»

Ich habe Tränen in den Augen: So übernimmt dieser Mann in seiner Lage, in dieser Atmosphäre rassistischer Verfolgungen, seine Rolle als Familienoberhaupt und denkt daran, mich zu beschützen. Ich umarme ihn von ganzem Herzen. Ich muss ihm trotzdem raten, mich nicht zu oft zu besuchen, und ihm erklären, dass ich daran denke, mich noch einmal von Boubou zu trennen.

«Es wird ihm gutgehen im Gebirge; Klima und Ernährung, das ist im Sommer besser als Lyon.»

1 Kriegsgefangenenlager der deutschen Wehrmacht für Offiziere.

«Was hindert dich, mit ihm zu fahren? Du hast doch bald Ferien.»

«Ich werde darüber nachdenken.»

Nachdem er gegangen ist, fragt Maria, die alles gehört hat, ganz aufgeregt:

«Oh, Madame, werden wir ihn im Radio hören?»

«Maria, er wird nicht unter seinem Namen sprechen, wegen seiner Familie, die ja in Frankreich geblieben ist. A propos, wenn Sie meinen, dass es für Sie nicht klug ist, in einem Haus von Gaullisten zu bleiben, kann ich eine andere Familie für Sie finden.»

«Wo denken Sie hin, das ist auch mein Haus, und Jean-Pierre ist auch ein bisschen mein kleiner Junge. Wenn er in den Ferien ins Gebirge fährt, ist das normal. Aber danach wird er mich brauchen.»

Montag, 28. Juni 1943

Ich gehe ins Sekretariat der Schule, obwohl ich heute Morgen keinen Unterricht habe, um darum zu bitten, von der Aufsicht bei den Prüfungen und der Anwesenheit in der Prüfungskommission befreit zu werden. Ich habe ein kleines Kind und mache geltend, dass ich letzte Woche alle meine Stunden absagen musste, weil es krank war.

Ich habe in diesem Schuljahr noch vier Stunden bei meinen Schülerinnen der Sexta. Ich werde einen ganztägigen Ausflug mit ihnen machen, während ihre anderen Lehrer durch das Abitur beansprucht sind. Die Verwaltung ist einverstanden.

Auf dem Heimweg treffe ich Alphonse.

«Ich suche dich, Lucie. Vercingétorix möchte dich in einer Stunde in Sept-Chemins treffen.»

Ich bin ein bisschen überrascht. Georges Marrane, einer der Verantwortlichen des *Front national*¹, ist für sein *Mouvement* der Mittelsmann gegenüber den MUR. Alle Führer der MUR unterhalten häufige und unkomplizierte Beziehungen zu ihm. Er

¹ Front national, FN, im Mai 1941 gegründete, zunächst kommunistische Widerstandsbewegung in der Nord- und Südzone. (A.d.Ü.)

begreift schnell und ist sehr loyal in der Zusammenarbeit. Wir mögen ihn und kennen seinen richtigen Namen. Wie sollte er sich verstecken mit seiner o-beinigen Radfahrersilhouette und seinem andalusischen Maurenschädel? Er hat sich einen prächtigen roten Schnurrbart wachsen lassen, der ihm seinen Spitznamen eingebracht hat. Als Kommunist ist er vorsichtig und verschwiegen; vertrauliche Mitteilungen sind selten und ungenau. Sein Leben im Untergrund ist nicht einfach. Er hat sehr wenig Geld. Einmal habe ich ihm zwei Dosen Kondensmilch und ein Kilo Zucker für seinen im Frühjahr geborenen kleinen Sohn geschenkt. Uns verbindet eine frühere Gemeinsamkeit: Ich habe ihn 1932-1934 gekannt, als ich Mitglied der *Jeunesses communistes*, der kommunistischen Jugendbewegung, war. In seinem Rathaus in Ivry hatten wir 1934 während eines Kongresses erfahren, dass auf der Place de la Concorde faschistische Kundgebungen stattfanden. Alle jungen Leute, die auf dem Kongress versammelt waren, wollten schnell hingehen. «Niemand verlässt den Raum!», hatte Maurice Thorez gesagt, der den Vorsitz führte. Und wir mussten unsere Rauflust unterdrücken.

Man braucht eine knappe Stunde bis Sept-Chemins, das kurz hinter Saint-Genis-Laval liegt. Mein Fahrrad läuft gut, und ich sehe Marrane ebenfalls mit dem Fahrrad kommen. Bevor ich noch anhalten kann, ist er auf meiner Höhe und befiehlt knapp: «In zehn Minuten, der zweite Weg links», dann tritt er in die Pedale.

Wir setzen uns im Schatten einer Hecke auf eine Wiese, unsere Fahrräder liegen im Gras.

Er beginnt: «Du kennst die Sicherheitsregeln der Partei.»

Ich unterbreche ihn: «Ich bin nicht in der Partei.»

«Ich weiss, aber in euren *Mouvements* gibt es eine Anzahl Kommunisten. Die Vorschrift ist streng, sie dürfen nicht mit dir zusammenkommen. Raymond ist in den Händen der Gestapo, du bist gefährlich geworden.»

«Erstens, Raymond wird niemals reden; da bin ich absolut sicher! Willst du wissen, was ich am Mittwoch Nachmittag getan habe? Ich war bei Barbie! Natürlich bin ich einverstanden, so wenig Kameraden wie möglich zu treffen, um ihrer Sicherheit willen, gewiss, aber vor allem wegen meiner eigenen, denn ich möchte nicht in den Verdacht kommen, irgendwelchen Kontakt

zur Résistance zu haben.» Bitter füge ich hinzu: «Copeau sehe ich übrigens jeden Tag! Es ist hart, plötzlich ganz allein zu sein. Diese Mitglieder der KP, von denen du sprichst, sind schliesslich meine früheren Freunde von den *Jeunesses* und aus dem Quartier Latin. Wir kennen uns schon ewig. Seit 1940 sind sie oft zu uns gekommen; das ist der Sicherheit auch nicht zuträglich!»

Ich erzähle ihm von meiner Unterredung mit Barbie und vertraue ihm an, dass ich hoffe, schwanger zu sein.

«Mein liebes Kind», sagt er beim Gehen, «du musst ihn lieben, deinen Mann, dass du das tust. Welche Waghalsigkeit und welche Unvorsichtigkeit! Damit wirst du vielleicht auch Erfolg haben! Jedenfalls werde ich es einrichten, dich ab und an zu sehen. Und du, brich nicht gleich den Stab über die Kameraden!» Er umarmt mich. Das ist unerwartet.

«Fahr voraus.» Er fügt hinzu: «Wer wagt, gewinnt.»

Die Bitterkeit spornt mich an, und ich sause heim. Ich weiss, dass sie recht haben! Aber besteht unser Kampf nicht auch aus unvernünftigen Dingen?

Am Nachmittag komme ich mit meinem Kostüm Nr. 1 in der Tasche zu Maurice ins Geschäft und verschwinde in der Anprobekabine. Rasch umgezogen und ein bisschen geschminkt komme ich wieder heraus und bin schon an der Tür: «Ich gehe noch mal hin, Maurice. Bis gleich.» Bis er es kapiert hat, bin ich an der Haltestelle der Strassenbahn nach Bellecour.

Diesmal frage ich nicht in der Avenue Berthelot und passiere selbstsicher die Pforte; nur ein kleiner Gruss zu den Wachposten hin. Ich gehe die Treppe hinauf. An der Flügeltür ist tatsächlich ein Schild, das ich neulich nicht gesehen hatte: «Obersturmführer K. Barbie.» Ich klopfe.

«*Herein.*»

Heute ist er allein, mit einem herrlichen Hund. Ich habe die Tür noch nicht wieder zugemacht, da hat er schon sein Büro durchmessen, den Hund dicht hinter sich.

«Sie schon wieder! Ich habe Ihnen nichts zu sagen. Verschwinden Sie, Ihr Verlobter braucht nur eine Zigarette und ein Glas Rum, wie ihr in Frankreich sagt», fügt er höhnisch grinsend hinzu.

Er drängt mich hinaus – stärker, als er aussieht, dieser Kerl! – und knallt mir die Tür vor der Nase zu.

Los, Mädchen, mach dich schnell aus dem Staub, bevor er es sich überlegt und dich verhaften lässt! Auf dem Trottoir gehe ich zwanzig Meter, überquere die Strasse, betrete einen Hausflur, wo ich so tue, als müsste ich mein Strumpfband richten. Alles ging so schnell, dass es keine unauffällige Beschattung geben kann. Niemand läuft hinter mir her. Unter dem Vordach der École de Santé sucht niemand die Umgebung ab. Weiter. Ich nehme die Rue Pasteur bis zum Cours Gambetta, springe in eine Strassenbahn, um über die Rhône zu fahren bis Bellecour, und durch die Rue de Ré gelange ich zur Rue Puits-Gaillot. Maurice ist in heller Aufregung.

«Idiotin, da bist du ja. Jetzt werden wir dich anbinden müssen.»

«Es ist vorbei, Maurice, ich gehe nicht mehr hin. Es ist erledigt. Er ist verurteilt. Sie werden ihn umbringen. Jetzt muss ich ihn rächen. Morgen werde ich einunddreissig. Wir wollten den Geburtstag bei meiner Schwester in Cusset feiern. Ich fahre heute Abend. Versuch, meinen Schwager in seinem Pressebüro in Vichy zu erreichen, damit er Bescheid weiss. Sag Maria, dass ich morgen wieder da bin.»

Bahnhof Perrache. Vor drei Wochen kamen wir so glücklich aus Carqueiranne zurück. Muss man dumm und leichtfertig sein, das blödsinnige Spiel von vorn zu beginnen, wenn man sich schon einmal die Finger verbrannt hat! Morin-Forestier ist wirklich unterwegs nach London. Seine Frau ist beruhigt. In diesem Zug Lyon-Vichy, der überfüllt ist wie alle Züge, mit den Erste-Klasse-Waggons, die für die Besatzungstruppen und hohe Beamte Vichys reserviert sind, bin ich voller Empörung. Ich hasse alle: die Reisenden im Abteil – wir sind zu fünft auf einer Sitzbank zusammengedrängt –, die Polizisten, die die Personalien überprüfen, und den von der Wirtschaftsabteilung, der als erster auftritt:

«Öffnen Sie Ihre Koffer.»

«Ich habe keinen Koffer.»

Er ruft den Flic, der die Ausweise kontrolliert: «Sie hat kein Gepäck.»

Der andere wendet sich mir zu: «Warum reisen Sie?»

Es geht mir auf die Nerven: «Hier ist mein Ausweis, ich werde morgen einunddreissig, ich treffe meinen Mann bei mei-

ner Schwester und meinem Schwager in Vichy, um mit ihnen meinen Geburtstag zu feiern. Das ist doch erlaubt, oder?»

Sie sind verdutzt. Ich habe in so einem Ton gesprochen. Ein Schwager in Vichy! Die Flics sind nicht leichtfertig, man kann nie wissen. Sie gehen. Die neun anderen Reisenden, die nicht gemuckst haben, schauen mich ein bisschen schief an. In Vichy erwartet mich mein Schwager mit dem Fahrrad.

«Setz dich auf die Stange, ich trete, es ist fast eben, deine Schwester wartet auf uns. Wir werden feiern, sobald Raymond da ist. Wie kommt er denn?»

Ich konfrontiere ihn jäh mit der Wahrheit:

«Raymond ist von der Gestapo verhaftet worden; sie werden ihn erschiessen.»

Er steigt ab.

«Aber was machst du dann hier? Du wirst bestimmt beschattet.»

«Beruhige dich, es gibt keine Verbindung zwischen ihm, seiner Familie und meiner.»

Schweigend gehen wir zu Fuss weiter. Meine Schwester in Cusset wittert sofort etwas Tragisches. Ich erzähle alles: vom 21. Juni, von Barbie, den Kameraden, der Schwangerschaft. Sie umgibt mich mit all ihrer Zärtlichkeit.

«Komm, geh zu Bett, ich bringe dir einen Teller Suppe. Pierrot, schläfst du heute Nacht einmal im Zimmer der Mädchen?»

Die Nacht beginnt mit Schluchzen, Verzweiflung, Empörung. Ich kann meine Ohnmacht nicht akzeptieren. Meine Schwester liegt neben mir und hält meine Hand.

«Beruhige dich, Lucie, morgen fahre ich mit dir nach Lyon zurück und bringe Boubou in ein Kinderheim am Fuss des Vercors. Er wird gut betreut und gut ernährt werden. Wenn du diese Sorge los bist, wirst du klarer sehen.»

«Ich will nicht leben, wenn Raymond stirbt. Das ist unmöglich. Ich gebe dir mein Kind, und dann ...»

In meiner Vorstellung sehe ich mich schon bei einem Selbstmordunternehmen, sterbend in der Apotheose eines Blutbads unter deutschen Polizisten. Warum soll man sie nicht alle hochgehen lassen in der École de Santé? Ich weiss, wo ihr Chef ist, und ich werde keine Angst kriegen.

Dienstag, 29. Juni 1943

Trauriger Geburtstag. In Lyon rufen meine Schwester und ich das Kinderheim an. Es geht, Boubou wird aufgenommen. Seine Sachen sind schnell gepackt, morgen fahren sie ab.

Schon eine Woche ist vergangen seit der Katastrophe. Wir wissen immer noch nichts von Max. Pascal erzählt mir, dass Claudius Petit in der Gare de Lyon in Paris Lassagne, der in schlechtem Zustand war, Aubry, Schwartzfeld und Dugoujon unter strenger Bewachung aus dem Zug hat steigen sehen. Weder Max, noch Raymond, noch Bruno sollen dabeigewesen sein. Aber eine Frau: Madame Raisin, Aubrys Sekretärin.

Pascal hat wieder seinen Polizeieinspektor getroffen, der im Widerstand ist: Gestern hat die Gestapo Didot-Hardy aus dem Antiquaille-Hospital geholt und ins deutsche Militärkrankenhaus der Croix-Rousse gebracht. Sonderbare Behandlung für jemanden, der ihnen in Caluire entwischt ist! Es gibt viele Verletzte, Eingegipste, Todkranke, denen so etwas nicht zuteil wird und die in den Kellern der Avenue Berthelot und dann in einer Zelle von Montluc im Sterben liegen! Uns wird immer unwohler mit dieser Didot-Hardy-Geschichte. «Nächste Woche», sagt Pascal, «sind Claude Bourdet und Claudius Petit in Lyon. Wir werden zusammen darüber sprechen.»

All diese Informationen gehen mir durch den Kopf. Wenn Max, Bruno und Raymond nicht dabei waren, was ist dann aus ihnen geworden? Sind sie mit einem anderen Zug gefahren? Man wüsste es. Auf den Bahnhöfen hat die Überwachung der Züge nach Paris nicht nachgelassen. Sind sie auf der Strasse transportiert worden? Warum gerade sie? Bei Max ist es verständlich. Wenn er identifiziert worden ist, muss diese fette Beute der höchsten Gestapoebene ausgeliefert werden. Doch die beiden anderen? Barbie hat mir gestern gesagt, Raymond sei verurteilt, er hat mir nicht gesagt, er sei nicht mehr da. Es gibt also nur zwei Möglichkeiten: entweder sie sind noch in Montluc oder sie sind tot. Ich muss es wissen. Um ein Uhr stehe ich mit einem Paket für jeden von ihnen vor Montluc. Ich habe auch – für teures Geld – eine kleine Steige gute Pfirsiche gekauft. Zum Wachposten:

«Hier sind Päckchen für Monsieur Ermelin, Monsieur Martel und Monsieur Larat. Die Pfirsiche sind für Sie.»

«Danke, Mademoiselle. Sie warten.»

Drei Minuten später gibt mir derselbe grauhaarige Soldat, dessen Augen unter seinen schweren Lidern verborgen sind, die Päckchen zurück und sagt: «Keine Päckchen mehr, Mademoiselle, bitte, Sie nicht mehr kommen, nie mehr.»

Die Pfirsiche hat er behalten. Schlechte Nachricht? Warnung? Er hat faktisch nicht die Zeit gehabt, auf der Wache in der Liste nachzuschauen, er ist nur hineingegangen, um die Pfirsiche abzustellen. Aber diese Soldaten sind auch nicht alle verkommen. Vielleicht hat er mir grossen Ärger erspart. Gut. Bleibt noch das Gerichtsmedizinische Institut, das nicht weit ist. Dorthin bringt die Polizei oft diejenigen, die in Montluc sterben oder die auf der Strasse getötet werden. Wenn sie in der Nähe von Bron erschossen werden, begräbt man sie an Ort und Stelle. Ich läute und trete ein.

«Ich möchte wissen, ob Sie hier nicht identifizierte Leichen haben.»

«Daran fehlt es nicht in diesen Zeiten. Suchen Sie jemanden?»

«Ja. Kann ich sie sehen?»

«Das ist nicht erlaubt ohne einen Polizeioffizier. Aber beschreiben Sie mir die Person, die Sie suchen.»

Entsetzlich! Ich stelle mir Raymond vor, wie er da liegt, steif, die Brust von Kugeln durchsiebt, das Gesicht unversehrt mit seinem Verschwörerbärtchen, seinen so anziehenden, schönen Lippen. Ich habe das Gefühl, ihn zu töten, indem ich ihn beschreibe. Es ist, als akzeptierte ich seinen Tod.

«Nein, Madame, diese Beschreibung trifft auf niemanden zu. Es ist verboten, aber wenn Sie es aushalten, werde ich Ihnen den einzigen mit Schnurrbart zeigen.»

Wir steigen ein paar Stufen hinunter und kommen in einen Raum, dessen Wände bis in halber Höhe wie mit grossen Platten bedeckt sind, die Griffe haben. Er zieht an einer, es ist die Vorderseite eines langen Kastens. Er zeigt mir ein Gesicht. Wie weiss er ist, dieser unbekannte junge Tote, und wie dankbar ich ihm bin, dass er nicht Raymond ist!

«Falls Sie wiederkommen, ist das eine gute Zeit. Morgens ist oft die Polizei da. Nachmittags finden Einsargungen statt, man beerdigt sie auf dem Guillotière-Friedhof. Wenn Sie die Tabak-

karte des Herrn noch haben, holen Sie seine Ration, ich bin ein Abnehmer, eher von Caporal als von Zigaretten.»

Ich habe noch nie so viel erbrochen wie auf diesen fünfhundert Metern, die mich von unserem Haus trennen. Ich lege mich hin, es dröhnt in meinen Ohren, allmählich werde ich wieder ruhig.

Meine Liebe, du bist einunddreissig Jahre alt, du hast schon schlimme Situationen gemeistert. Diesmal ist es tragisch. Ein Grund mehr, sich zusammenzunehmen. Morgen wirst du mit Maria allein im Haus sein. Lass dich nicht von den Freunden abschneiden, zeige denjenigen, die du triffst, dass du im Einsatz bleibst, mit deinem Teil des Kampfes. Sie sollen sich nicht angewöhnen, dich als verstörte Ehefrau zu betrachten, als Mutter, die ein zweites Kind erwartet, als schwache Frau, die man schonen und beschützen muss.

Ich schwöre mir, ruhig zu sein, wenn ich sie sehe, tüchtig, wenn ich einen Auftrag zu erledigen habe. Auf diese Weise werden sie, wenn es mir gelingt, eine Rettungstaktik zu finden, Vertrauen haben und mir helfen!

Freitag, 9. Juli 1943

Was für ein Tag! Ich habe ihn mit meinen Schülerinnen der Sexta verbracht. Wir hatten uns um neun Uhr mit Picknick vor der Kathedrale Saint-Jean verabredet. Wir haben acht Stunden ununterbrochen mit den Römern verbracht. Auf den Hängen des Fourvière-Hügels haben wir in den seit 1940 zum Teil aufgelassenen Ausgrabungsfeldern die Anlage des Theaters, des Zirkus wiedergefunden, Reste der Kanalisation, Spuren von Trinkwasserleitungen. Wir sind fünfzig Meter auf einer römischen Strasse gewandelt, haben die Fragmente des alten Forums gesehen, *foro vetere*, das dem Hügel Fourvière seinen Namen gegeben hat. Die Kinder sind glücklich über diese etymologische Entdeckung. Ich erzähle ihnen von der Ankunft der Veteranen der römischen Legionen, die von den aus dem Osten kommenden Barbaren aus Vienne vertrieben wurden: «War es damals auch schon so?» fragt eines der Mädchen.

Auf den sonnigen Hängen wichen diese ersten Bewohner den Überschwemmungen der Saône aus und waren den Angreifern überlegen. Von *Lugdunum* merken wir uns die beiden möglichen Ursprünge: *lug*, Sonnengott, und *lug*, Rabe. Auf jeden Fall ein doppeldeutiges gallisches Wort. Da der Rabe der Bote der Sonne war, sind wir befriedigt. Nachdem wir unseren Proviant verzehrt haben, steigen wir in einen Bus, der nach Francheville fährt. Von dort aus finden wir auf kleinen Wegen zu den Bogen eines Aquädukts, der unter Hadrian gebaut worden ist, um das Wasser von den Bergen des Gier nach Lyon zu leiten. Wir zählen siebzig Arkaden in perfektem Zustand, und meine Sextanerinnen laufen von einer zur andern. Ich schaue zu, wie sie umhertollen; sie kehren zwanzigmal um, wie närrische junge Hunde, stellen mir Fragen, rennen wieder davon. Die verwegenen möchten gern auf den Aquädukt hinaufklettern. «Da wo es am niedrigsten ist, Madame, da ist es nicht gefährlich.»

Ich erkläre, dass sie dann den Kanal sehen, in dem das Wasser floss, und dass die Bogen mehr oder weniger hoch sind, weil man das Relief berücksichtigen musste, um ein regelmässiges Gefälle bis Lyon zu bekommen. Ich bin so sehr von der Leidenschaft des Lehrens gepackt, dass ich einen Moment meine Lage vergesse. Als ich wieder in die Realität zurückkehre, frage ich mich: Was tue ich hier? Kann ich vergessen, dass der Mann meines Lebens in einem Gefängnis sitzt, dass er dort nicht allein ist, dass Leid und Demütigung ihr Los sind, dass ich jeden zweiten Tag im Leichenschauhaus unschuldig zu Tode gekommene junge Menschen sehe?

In dieser Landschaft, in der Jahrhunderte der Zivilisation sichtbar werden, kommt eine Frau auf mich zu. Ihre Arbeitsschürze ist aus schwarzem Baumwollstoff, ihr schon graues Haar ist zum Knoten gebunden:

«Es macht Freude, die Jugend zu sehen.» Sie hat offenbar Lust zu reden. «Schauen Sie, wie unbekümmert sie sind», sagt sie, «im grossen Krieg war ich so alt wie sie. Mein Vater war an der Front, er ist dort geblieben. Jetzt ist mein Mann bei «ihnen», seit drei Jahren, und nun verlassen auch meine zwei Jungen das Haus. Drei Männer in Deutschland, das war zuviel, Madame.»

Ich frage sie, wohin sie ihre Söhne geschickt hat, damit sie dem STO entgehen.

«Sie sind oberhalb von Chazelles. Da komme ich her. Aber sie sind entschlossen zu kämpfen, und sie werden in ein *Maquis* bei Puy gehen. Das sind grosse Sorgen für eine Mutter, aber alle müssen sich dranmachen, wenn das aufhören soll.»

Wie ich hört sie BBC und schöpft Hoffnung daraus. Während wir uns unterhalten, kommen die Kleinen herbei.

«Madame, wir haben Durst!»

Meine Gesprächspartnerin nimmt uns mit zu ihrem Haus hinter einem Weinberg und einem wunderbar goldgelben Rapsfeld. Sie holt aus ihrem Keller einen grossen Korb Pfirsiche.

«Los, Kinder, greift zu.» Sie stürzen sich darauf. «Nur mit der Ruhe, es gibt genug für alle.»

Ich bin besorgt wegen dieser Plünderung und wegen des entgangenen Gewinns für die Bäuerin in dieser Zeit, da man für alles bezahlen muss. Ich biete eine Entschädigung an. Sie lehnt ab.

«Das ist doch eine Kleinigkeit! Ich hoffe, für meine beiden Jungen im *Maquis* tut jemand das Gleiche.»

In Chaponost warten wir eine Stunde auf einen Bus, der schon überfüllt ankommt. Ich kann mich nicht von einem Teil meiner Herde trennen, und alle passen wir niemals hinein. Der Fahrer sagt mir, drei Kilometer weiter an der Landstrasse fahre um fünf Uhr ein direkter Bus nach Lyon. Wir marschieren tüchtig, die hölzernen Sohlen klappern laut auf dem steinigen Weg. Bald sitzen wir im Bus, die einen auf dem Schoss der anderen. Die Fahrgäste lächeln über die Lebhaftigkeit dieser Mädchen. Wir fahren an den Rhônequais entlang nach Lyon hinein. Als wir am Saint-Paul-Gefängnis vorbeikommen, muss ich fast denken: «Das waren noch Zeiten!»

Erschöpft komme ich zu Hause an. Maria ist wie ein gefangenes Tier im Käfig: «Ich langweile mich, den ganzen Tag so allein», sagt sie. Ich verspreche ihr, sie bald zu ihrer Freundin zu begleiten, die wie sie aus dem Lager Gurs freigekommen ist und in der Nähe von Valençay im Departement Indre bei braven Leuten wohnt, die mehrere Kinder haben. Ich möchte Maria nicht allein reisen lassen und riskieren, dass sie in eine Polizeikontrolle mit vielleicht verfänglichen Fragen gerät. Weiss Gott, was sie in bester Absicht alles antworten könnte!

Dienstag, 13. Juli 1943

Heute ist der Tag der Preisverteilung. Die Abiturientinnen haben gute Leistungen erbracht. Zwei von ihnen, Irène Altman und Ginette Favre, kommen zu mir. Sie haben ihr Zeugnis abgewartet, um sich nun in der Résistance zu engagieren. Ich kenne ihre Eltern, die seit 1941 bei uns sind. Die beiden wissen, was ich denke, und sind stolz, jetzt an meiner Seite zu sein. Ich verspreche ihnen eine Verbindung, aber mich schaudert.

Armselige Feier. Wenig Preise, ein paar Klassiker und, in vielen Exemplaren, die Werke der Männer Vichys.

Eine im Wesentlichen literarische Rede eines Lehrers der Vorbereitungsklasse für die École normale, der Chor singt: «Maréchal nous voilà.» Unmöglich, vor dem Ende zu gehen. Erst in diesem Augenblick unterschreiben die Lehrer das Protokoll. Ohne Unterschrift kein Gehalt während der Ferien.

Donnerstag, 13. Juli 1943

Ich bringe Maria nach Valençay. Jedesmal wenn ich dorthin fahre, nütze ich die Gelegenheit, zwei meiner Lehrer zu besuchen: Henri Hauser und Charles Guignebert, die an der Sorbonne mir gegenüber so aufmerksam waren. Zwei alte Ehepaare voller Wissen, Charme, Gelassenheit. Sie nötigen mir ein Paket mit Dingen auf, die in Lyon nicht zu bekommen sind: Eier, Wurst, ein Hühnchen und dieser herrliche Ziegenkäse in Form eines Pyramidenstumpfs. Raymond sprach so gern über dessen muschelförmigen Bruch, ein Qualitätsmerkmal.

Ich gehe weiter bis zum Schloss. André Chamson ist da, gekommen, um seine Schätze zu inspizieren. Er wacht über die Erhaltung der Schätze des Louvre in geschützten Verstecken, weit weg von Paris. Die Venus von Milo soll hier verborgen sein. Ein prächtiges Schloss und eine sonderbare Atmosphäre: Die Frau des Besitzers ist Deutsche. Es gibt Gäste und Besucher aller Art: untergetauchte Ausländer, jüdische Hochschullehrer, gebildete deutsche Offiziere. Man weiss nie, mit wem man es zu tun hat. Mitten drin fühlt sich Chamson wohl und scherzt mit gewagter Ironie.

Auf dem Rückweg mache ich einen Abstecher nach Saint-Aignan, um Paul-Boncour zu begrüßen. Er ist gut siebzig Jahre alt und lebt in einem schönen Landsitz am Ufer des Cher. Als ehemaliger Minister und Abgeordneter, der lange Zeit Vertreter Frankreichs beim Völkerbund war, hat er sich geweigert, für Petains uneingeschränkte Vollmacht zu stimmen, und sich auf seine Güter zurückgezogen. Ein von Reisen unterbrochener Ruhestand. Er fährt nach Vichy, kommt nach Lyon. An einem Tag im Herbst 1941 ist er zu uns gekommen. Man hatte ihm gesagt, wir seien Gaullisten, er könne in unserem Haus interessante Leute treffen. Dieser sehr schwerhörige und mit dröhnender Stimme sprechende kleine Mann mit seiner üppigen weissen Mähne wurde fast immer von seinem Kammerdiener begleitet, der ihm das Cape trug. Er schreckte alle unsere Freunde ab. Es war schwierig, ihn nicht zu bemerken! Es wurde beschlossen, dass ich ihn treffen sollte. Er erzählte mir mit lauter Stimme den Klatsch aus Vichy: die reinste Zeitung; er wusste alles über Ereignisse und Leute. Nach zwei oder drei Treffen in Lyon überzeugte ich ihn davon, dass es besser sei, wenn ich ihn bei sich zu Hause besuchte. Dieser reizende Mann von grandseigneuraler Höflichkeit war ganz glücklich, eine junge Frau empfangen zu dürfen. Er lud mich ein, über Nacht zu bleiben, nachdem ich das gepflegte Mahl fast allein verschlungen hatte: Er ass wie ein Vögelchen. Als die Dunkelheit hereingebrochen war, merkte ich, dass in seinem Park ein Kommen und Gehen herrschte. Die Untergetauchten überquerten hier den Cher, der der Demarkationslinie folgte. Ich glaube, er wusste es, aber seine Taubheit schützte ihn. Übrigens meldete er sich in diesem Winter 1942/43 mindestens einmal pro Woche mit seinem Grenzschein beim Wachposten auf der Brücke wie ein Mann mit ruhigem Gewissen.

In diesem Sommer 1943 habe ich ihn schon sechs Monate nicht mehr gesehen. Er fährt kaum noch nach Vichy. Die totale Besetzung Frankreichs hat ihn tief getroffen, er bleibt zu Hause. Wie gewöhnlich bietet er mir an, bei ihm zu übernachten. Schwierig, nach meiner Expedition nach Valençay das Angebot anzunehmen, vor allem mit dem kochfertigen Hühnchen in meiner Tasche. Wie soll ich noch einen Tag warten angesichts der bevorstehenden Zugfahrt mitten im Sommer?

«Das ist kein Problem», sagt er. «Meine Köchin weiss sicher eine Lösung.»

Tatsächlich, sie wird das Hühnchen braten, und morgen wird es risikolos die Reise nach Lyon antreten.

In diesem Haus voller Bücher und Gegenstände verbringe ich einen schönen Abend. Paul-Boncour erinnert sich an seine Begegnungen mit den Diplomaten und Staatschefs des Völkerbunds in Genf. Ich werde nicht müde, ihn auszufragen. Er macht sich viele Gedanken über die Nachkriegszeit. «Alle Nationen müssen Verbündete sein», sagt er. «Was den Völkerbund ruiniert hat, das war die Abwesenheit der Vereinigten Staaten und der UdSSR.» Dann informiere ich ihn über die geheime Ausreise einer Anzahl von Parlamentariern, über die Entwicklung und Organisation der Résistance, über die jetzt allgemein bekannten schlimmen Verhaftungen. Ich sage ihm, dass Raymond in London ist, und ich sage ihm auch, dass ich im nächsten Februar ein Baby erwarte. Er ist ganz gerührt.

«Ruhen Sie sich aus, mein Kind. Zur Geburt wird der Krieg vorbei und Ihr Mann wieder bei Ihnen sein.»

Lachhaft! Raymond wieder bei mir ... Wann? Woher? Wie? In welchem Zustand?

Alles bringt mich immer wieder auf ihn.

Freitag, 16. Juli 1943

Nachmittags komme ich in Lyon an und bringe die Vorräte aus Valençay zu meinen Schwiegereltern. Was sollte ich mit all dem anfangen, allein in einem Haus, das aufgehört hat, der Ort zu sein, wo so viele Freunde vorbeikommen und aufgenommen werden oder auch nur kurz haltmachen?

Meine Schwiegereltern wundern sich insgeheim, dass sie mich nicht öfter sehen und dass es mich so wenig drängt, zu Jean-Pierre zu kommen, nun da das Schuljahr zu Ende ist.

Ich habe eine fixe Idee: Ich muss einen Weg finden, mich mit Raymond zu verständigen, falls er in Montluc ist, und vielleicht zu erfahren, was aus Max geworden ist. Die Wache am Tor und die Aufsicht im Innern wird von Soldaten versehen, die in Lyon

kaserniert sind. Es müsste mit dem Teufel zugehen, wenn es mir nicht gelänge, mit einem von ihnen in Kontakt zu kommen. Diese Mannsbilder, die weit weg von ihren Familien einquartiert sind, besuchen bestimmt Prostituierte; da gibt es gute Chancen, dass sie sich ab und zu eine handfeste Gonorrhöe holen. Sich vom Garnisonsarzt behandeln zu lassen, kommt für sie nicht in Frage. Geschlechtskrankheiten sind nur etwas für die niederen Rassen! Bei einem Deutschen ist das unverzeihlich: Es bedeutet Ostfront. Maurice will nichts davon wissen, sich nach den Lyoner Ärzten zu erkundigen, die insgeheim solche Patienten empfangen.

«Bei diesen Burschen zählt nur das Geld. Ich traue ihnen nicht. Wenn einer von ihnen bei einem Nachrichtendienst engagiert ist, wird er sich nicht offenbaren, um dich mit einem seiner Patienten zusammenzubringen.»

Ich werde eine andere Quelle versuchen. Ich kenne einen Beamten der Präfektur, Robert Cluzan, der der Resistance sehr nützliche Informationen administrativer und wirtschaftlicher Art liefert. Ein früherer Spielkamerad und Schulfreund aus dem Gymnasium, jetzt Polizeikommissar, leitet eine Einsatzgruppe, die auf Kommunistenjagd spezialisiert ist. Cluzan trifft ihn mit Bedacht und entlockt ihm hin und wieder eine Auskunft. So beschafft er mir den Namen eines Doktors, den häufig deutsche Soldaten aufsuchen. Ich gehe hin.

Im schmutzigen Wartezimmer sind zwei deutsche Soldaten und drei Zivilisten mit Verbrechergesichtern. Der Arzt, der einen der Patienten holt, ist von der gleichen Sorte. Maurice hat recht, man kann ihnen unmöglich trauen. Ich möchte schnell wieder weg. Als der Arzt erneut die Tür seines Sprechzimmers öffnet, stehe ich auf und sage hastig:

«Herr Doktor, können Sie heute Abend zu meinem Vater kommen? Ein Hexenschuss fesselt ihn ans Bett; wir haben unsere Platzkarten für den Zug und wollen morgen Abend in die Ferien fahren. Es ist nur zwei Schritte von hier.»

Ich hinterlasse eine falsche Adresse und gehe, um Cluzan das Ergebnis mitzuteilen. Bei ihm sind zwei Personen, mit denen ich einige Scheiben Mortadella und ein Stück Brot teile. Sie beraten über eine eilige Strategie: Eine meiner Kolleginnen, eine Physiklehrerin, hat ihre Wohnung während der Ferien kommunisti-

schen Hochschullehrern im Widerstand zur Verfügung gestellt. Diese haben sie benutzt, um Flugblätter und Untergrundzeitungen zu schreiben, zu vervielfältigen und zu lagern. Als sie heute morgen dorthin kamen, um einen Packen zu holen, haben sie an der Tür Amtssiegel mit deutschen Stempeln gefunden. Das Problem: Das Material ist vielleicht noch drin, man muss versuchen, es herauszuholen! Ich schliesse mich ihnen an, um den Versuch zu wagen.

Die junge Frau versichert sich, dass der Weg frei ist. Sie hat mit einem Schwamm die Siegel befeuchtet und sauber abgelöst; wir sollen sie, wenn der Auszug beendet ist, wieder anbringen. Wir tragen Maschinen und Zeitungen durch den Hof zu einem Handkarren auf der Strasse hinter dem Haus, und los geht's. Unsere junge Freundin steht vorn Schmiere, und wir vergessen sie einfach. Sie sieht Deutsche in Uniform hineingehen. Zu Tode erschrocken kommt sie zu Cluzan und findet uns am Tisch vor einer Steige Pfirsiche! Was für ein Anpiff!!

Es ist nicht unsere Sorglosigkeit, die mich erschüttert; es ist diese Veranlagung, die ich habe, überall mitzumischen. Solange Raymond nicht gerettet ist, habe ich Besseres zu tun mit meiner Freiheit und meinem Scharfsinn! Doch ich weiss genau, dass ich es bei der nächsten Gelegenheit wieder tun würde. Gewiss, mein Engagement in der Resistance ist das Ergebnis einer Entscheidung. Dennoch ist bei den schwierigen Aktionen auch Spiel dabei: Und das ist eine seltsame Droge!

Zweite Julihälfte.

Wir überwachen weiter die Bahnhöfe. Niemand weiss etwas über Max. Er hat sich in Luft aufgelöst! Die Eisenbahner lassen uns wissen, dass die Deutschen Befehl gegeben haben, auf einem Gleis des Depots Gerlan zehn Waggons dritter Klasse mit einer unter Dampf stehenden Lokomotive bereitzustellen. Diesmal ist es ein ganzer Zug, der mit Gefangenen gefüllt werden soll. Ich gehöre zu den Beobachtungsposten. Ein Eisenbahner lässt uns in einen Güterwagen einsteigen, der dem bereitgestellten

Zug gegenübersteht. Wir entfernen die Holztafel, an der der Frachtbrief hängt, und kleben diesen, nachdem wir grosse Löcher hineingeschnitten haben, an den Rändern wieder an. Das Schutzgitter davor ist an seinem Platz. Von aussen ahnt man nichts. Wir sind auf der Ankunftsseite, auf dem Verladebahnsteig, der nicht bis zum wartenden Zug reicht. Wir werden also alle, die eingeladen werden, an uns vorbeigehen sehen.

Nach einer Stunde Warten stellt sich ein Trupp deutscher Soldaten auf dem Bahndamm entlang dem Zug auf. Dann kommt eine Kolonne von Zivilisten. Es sind sicher Juden. Alle einigermaßen gut gekleidet, mit einem Koffer in der Hand, wie bei einem ruhigen Aufbruch in die Ferien. Sie steigen in die Waggons, während ein Feldwebel sie antreibt. «*Schnell, schnell.*» Es sind Männer und Frauen jeden Alters; auch Kinder. Eine ehemalige Schülerin von mir ist darunter, Jeanine Crémieux. Sie hat 1941 geheiratet und hat dieses Frühjahr ein Kind bekommen. Sie hält den Säugling auf dem linken Arm, einen Koffer in der rechten Hand. Die erste Stufe ist hoch über dem steinigen Bahndamm. Sie stellt ihren Koffer auf das Trittbrett, klammert sich mit einer Hand an den Türpfosten, kann sich nicht hochziehen. Der Feldwebel kommt brüllend an und versetzt ihr einen Tritt. Sie verliert das Gleichgewicht, schreit auf, das Baby ist zu Boden gefallen, ein jämmerliches wimmerndes weisses Bündel. Ich werde nie erfahren, ob es verletzt worden ist, denn die Kameraden haben mich nach hinten gezogen und mir die Hände festgehalten, als ich schiessen wollte.

Heute lerne ich den Hass kennen, den echten Hass, und ich schwöre mir, dass diese Dinge gerächt werden. Während ich mir grosse Mühe gebe, den Ekel zu beherrschen, der mich überkommt, höre ich in einer Ecke des Waggons Julien, der sich geräuschvoll übergibt. Er hat fünf Kinder, er ist Eisenbahner und Mitglied unseres *Groupe-Franc*.

Abends bleibe ich in Vénissieux, um mit den Kameraden zu essen. Diese einfachen Männer, Arbeiter, die oft eine Vergangenheit als aktive Kommunisten hinter sich haben, nehmen in ihrer Not noch Ärmere auf. Drei Ungarn, Juden aus dem Budapester Bürgertum, 1938 nach Frankreich geflohen, verfolgt vom Antisemitismus des Admiral Horthy. Sie haben sich 1939 freiwillig gemeldet, um Frankreich zu dienen. Als nach dem

Waffenstillstand im Juni 1940 die Vichy-Regierung alle ausländischen Freiwilligen in Lagern zusammenfassen wollte, sind sie abgehauen und haben in französischen Arbeiterkreisen Aufnahme gefunden. In unserem *Groupe-Franc* gibt es auch einen Portugiesen, einen schweigsamen, scheuen jungen Burschen von ausserordentlicher Anhänglichkeit. Er hat mir seine Freundschaft geschenkt, und ich weiss, dass er mir bis ans Ende der Welt folgen würde.

Diese fünfzehn jungen Männer haben die Autorität eines jüngeren anerkannt: die unseres Serge Ravanel. Er fürchtet sich vor nichts und hat es oft bewiesen. Ich führe mit ihm endlose Diskussionen. Dieser Junge ist der kleine Bruder, den ich nie gehabt habe, und ich hätte gern alles von ihm gewusst, all seine Gedanken gelenkt und all seine Handlungen gesteuert. Ich kenne wenige Menschen mit einer solchen Lebensfreude, einem solchen Vorbehalt gegen physische Gewalt, einer solchen Fähigkeit, rasch zu entscheiden und ebenso zu handeln. Dazu kommt etwas Verschwörerisches, das mir auf die Nerven geht. Er spricht leise und scheint seinem Gesprächspartner immer etwas Entscheidendes anzuvertrauen. Welche Frustration daher, wenn ich nicht höre, was er zu jemand anderem aus unserer Gruppe sagt, unserer Gruppe, für die ich Catherine bin, nichts weiter. Nur Serge kennt meine Adresse.

Wir haben schlechte Nachrichten von Max. Lassagne hat in Fresnes mit Dugoujon in Verbindung treten können. Dieser hat uns durch seine Freundin sagen lassen, dass Max in Lyon schrecklich geschlagen und, dem Tod nahe, in einer Villa der Gestapo in Neuilly mit General Delestraint konfrontiert worden sei.

Pascal Copeau, an dessen Schulter ich mich zwanglos ausweine, wenn ich nicht mehr kann, ist ein höchst aufmerksamer Freund. Er teilt mir alles mit, was er über unser Drama in Erfahrung bringen kann. Wir sprechen oft über Hardy. Ich bin überzeugt, dass er schuldig ist. Pascal sagt, dass Claude Bourdet seinen Verrat für zweifelhaft hält; Claudius Petit, der ein goldenes Herz und die Skrupel eines grossen Gläubigen hat, ist erschüttert und glaubt eher an seine Schuld. Ich stimme mit denjenigen in der Führung überein, die den Verdacht für stark genug erachten, um die Entscheidung zu treffen, Hardy auszu-

schalten. Aber wie? Schon vier Wochen ist er im deutschen Militärkrankenhaus der Croix-Rousse. Diese Armverletzung verhilft ihm wahrhaftig zu langer und aufmerksamer Pflege! Welche Bevorzugung! Wie kann man ihn dort, wo er ist, erreichen? Wir erwägen keinen Augenblick eine Operation, bei der Kameraden des *Groupe-Franc* geopfert würden. Helfershelfer innerhalb des Krankenhauses? Daran ist nicht zu denken. Wir kommen darauf, dass die einzige Möglichkeit darin besteht, ein Päckchen mit vergifteten Lebensmitteln zu schicken. Wir wissen, was Nahrung in diesem Moment bedeutet, vor allem im Gefängnis. Um Irrtümer zu vermeiden – die Häftlinge teilen immer miteinander –, muss eine Einzelportion ins Päckchen kommen: eine kleine Ration in einem Schraubglas. Ein Kollege, Dozent an der naturwissenschaftlichen Fakultät, hat mir ein Aspirinröhrchen mit Zyankalikristallen gegeben.

«Vorsicht, damit kannst du ganz Lyon umbringen.»

Ich vermische sie in dem kleinen Glas mit Marmelade. Das Päckchen ist schnell gepackt. Wir deponieren es unverzüglich an der Pforte des Krankenhauses. Tage- und nächtelang quält mich der Gedanke an das, was geschehen wird. Beschlossen ist eins, ausführen ein anderes. Nun da ich sicher bin, guter Hoffnung zu sein, gewinnt das Leben zusätzlichen Wert. Auch wenn es sich um einen Dreckskerl handelt! Drei oder viermal in der Woche begrüße ich die anonymen Toten des gerichtsmedizinischen Instituts. Aber Didot-Hardy werde ich nicht erkennen können, wenn er dorthin kommt, ich habe ihn nie gesehen.

Mittwoch, 11. August 1943

Der Tag ist lang, sehr lang, und die Nacht kommt spät. Heute kann ich nicht einschlafen. Vergaville ist am Nachmittag gekommen. Aufmerksam versucht er auf seine rauhbeinige Art, mich bei Laune zu halten. Er erzählt mir eine überraschende Geschichte; das ist seine Art mir zu zeigen, dass alles möglich ist in Sachen Glück:

«Gestern Abend habe ich Didot getroffen, einen Freund von ‚Combat‘. Er hat ein unerhörtes Abenteuer hinter sich. Im Juni

hat er in einem Zug nach Paris, zwischen Mâcon und Chalon, einen seiner Kameraden in Begleitung eines deutschen Polizisten erkannt. Als der Zug einmal langsamer fuhr, hat er seinen Koffer aus dem Fenster geworfen und ist hinterhergesprungen. Der Koffer ist aufgeplatzt, er hat nichts retten können, aber er hat sich abgerollt und ist unverseht aufgestanden. Er hat sofort seine Arbeit beim Eisenbahndienst von ‚Combat‘ wieder aufgenommen. Er hat mir von seiner Flucht an der Place Castellane in Caluire erzählt, als die Gestapo Moulin, Raymond und die anderen verhaftet hat. Da hat er auch Glück gehabt. Unglücklicherweise war er am Arm verletzt und wurde zunächst von der französischen Polizei geschnappt, die ihn in die Häftlingsabteilung des Antiquaille-Hospitals brachte. Als er verarztet, der Arm eingegipst war, erhoben die Deutschen Anspruch auf ihn und sperrten ihn in ihr eigenes Krankenhaus. Nach vier Wochen, als er sah, dass man kurz davor war, ihm den Gips abzunehmen, beschloss er abzuhauen. Mit der Sicherheitsnadel der Schlinge, die seinen Gipsarm hält, gelang es ihm, das Vorhängeschloss am Gitter vor seinem Fenster aufzubrechen. Er sprang aus dem ersten Stock in den Hof und dann über die Mauer, ohne entdeckt zu werden. Es scheint ihm nicht klar zu sein, dass er Lyon so schnell wie möglich verlassen muss. Er hat mir gesagt, dass Fouché ihn bald in die Creuse begleiten wird, wo sie ihn verstecken werden. Was für ein Kerl!»

Vergaville, der nichts von dem Beschluss, Didot-Hardy auszuschalten, weiss, ist überrascht über meine mangelnde Begeisterung.

Ich sage nichts. Was ist mit dem Zyankali??

Im Bett kann ich nicht einschlafen. Die Helligkeit des aufsteigenden Monds hat die Dämmerung abgelöst. Ich male mir tausend entsetzliche Situationen mit diesem vergifteten Marmeladenglas aus und tausend andere mit der Gefahr, die es bedeutet, wenn dieser Mann in Freiheit ist.

Ich muss schlafen. Mein Baby von drei Monaten soll in Ruhe wachsen. Wenn ich nicht bald einschlafe, werde ich Hunger bekommen, und ich habe nicht viel zu beissen. Das Kalzium, das mir der Geburtshelfer verschrieben hat, macht mir Appetit. Ich schaffe es nicht, den Viertelliter Milch zu trinken, der Schwangeren zugeteilt wird. Es ist schon elf Uhr abends. Ich gehe in

den Garten und pflücke einen Apfel. Er ist grün und sauer, greift Zähne und Zahnfleisch an. Ich esse ihn in der milden Luft dieser Sommernacht. Der so glänzende Halbmond hindert mich, die Sterne zu unterscheiden. Als wir im Juni 1939 in den Vogesen zelteten, betrachteten Raymond und ich zusammen die Sternbilder. Raymond hatte eine Schwäche für die Kassiopeia. Ich sagte zu ihm: «Wenn ich in den Rocky Mountains bin, um für meine Dissertation zu forschen, dann treffen wir uns nachts beim Betrachten der Kassiopeia!» – «Du vergisst die sechs Stunden Zeitunterschied ...»

In dieser Nacht des n. August 1943 sind wir weniger als 1500 Meter voneinander entfernt. Kann er von seiner Zelle aus das W unserer Liebe in den Vogesen erspüren? Wieder in meinem Bett mit dem Fetisch seines Schlafanzugs, der seinen Geruch bewahrt hat, muss ich mich zusammennehmen, um nicht vor Leid und Einsamkeit loszuheulen.

Und doch bin ich nicht ganz so isoliert. Meine Resistance-Freunde treffen mich weiterhin mit Vorsicht, bis auf einen von ihnen, der die Sicherheitsregeln nicht übertreten will. Ich sehe weiterhin Pierre-mit-den-falschen-Papieren. Er kennt meine Entschlossenheit. Er hat eine Möglichkeit gefunden, die mir vielleicht helfen wird.

Eine mit ihm befreundete, aus Paris geflüchtete junge Jüdin hat ihm deutsche Stempel und Verkehrspapiere beschafft. Sie kennt einen Oberst der Abwehr, schon in Reserve und Spezialist für Wirtschaftsprobleme. Seine Familie war früher mit der jener jungen Frau verbunden, und als er Leiter der Wirtschaftsbehörde der Lyoner Region geworden ist, hat sie die Verbindung mit ihm wieder aufgenommen. Er hatte natürlich nie gemerkt, dass sie Formulare und Stempel entwendete, die Pierre erlaubten, Ausweise und Dienstaufträge herzustellen.

Er macht mich mit der jungen Frau bekannt. Wir sind uns gleich sympathisch. Ich spreche nicht von Flucht, die versucht werden muss, sondern nur von meiner Angst der schwangeren Verlobten. Ich will wissen, was aus dem Vater meines Babys geworden ist. Sie ist einverstanden, mir ihren Oberst vorzustellen. Das Treffen wird für den 17. August um sechs Uhr abends vereinbart.

12-17. August 1943

Während dieser fünf Tage des Wartens bin ich nicht untätig: Ich brauche jetzt eine nachprüfbare Adresse, die den Angaben auf meiner Kennkarte entspricht. Ich muss unverdächtig sein, wenn ich «meinen Boche» treffe, wie Maurice sagt.

Die Gros', bei denen Raymond ein klandestines Zimmer hatte, sind nach seiner Verhaftung unbehelligt geblieben. Sie sind einverstanden, mir dieses separate Zimmer zu vermieten, das seit Juni leersteht. Ich bringe Kleider, Bücher, Waschzeug dorthin und beginne mit einer langsamen Metamorphose. Zuerst beim Friseur: Mein Haar wird leicht gebleicht und bekommt obendrein eine Dauerwelle. O Jammer! Als man die Lockenwickler abnimmt, bleibt ein Teil meiner Haare daran hängen. Durch das Bleichen sind sie kraftlos geworden, und die Hitze hat ihnen den Rest gegeben. Der recht verlegene Friseur verkauft mir eine Perücke; dieser falsche Haarschopf, den ich mit zwei kleinen Klemmen über den Ohren feststecke, verleiht mir wirklich ein anderes Gesicht. Mit einem Hut sieht man ihn nicht. Im Sommer kann man sich ohne grosse Unkosten leicht elegant herichten. Ich habe Kleider, die, wenn sie schön gebügelt sind, ihre Wirkung tun. Betone ich dann noch meine Grösse durch Sandalen mit dicken Keilabsätzen, bin ich wie verwandelt.

Ich teste mein neues Aussehen bei Pierre; er ist baff.

«Meine Kennkarte auf den Namen Barbentane ist solide, nicht wahr, Pierre? Aber wir müssen eine neue machen, denn ich habe jetzt einen offiziellen Wohnsitz in Lyon.»

«Wir brauchen keine neue zu machen, du gehst mit dem Mietvertrag zum Kommissariat der Place des Jacobins; dort wird man deinen Wohnungswechsel mit einem Stempel des Kommissars und der Eintragung im Melderegister des Arrondissements bestätigen. Deine Papiere werden vollkommen in Ordnung sein.»

Ich zögere etwas, die Kommissariate sollte man zurzeit eher meiden.

«Du riskierst nichts, das verspreche ich dir, und nachher hast du eine ganz und gar solide und nachprüfbare Identität.»

Dienstag, 17. August 1943

Alles läuft ab, wie Pierre gesagt hatte. Ich treffe Jacqueline wegen des Besuchs bei dem deutschen Oberst. Er hat sein Büro und seine Wohnung im vierten Stock des beschlagnahmten Hotel Carlton. Im ächzenden hydraulischen Aufzug, den schmiedeeiserne Voluten zieren, frage ich mich, was mir dieser neue Kontakt bringen wird. Der weisshaarige dicke Mann ist überhaupt nicht beeindruckend. Ich erkläre ihm, dass ich die Verlobte eines Häftlings von Montluc bin.

«Er ist bei einem Arzt verhaftet worden, man sagt, es sei eine schlimme Sache; ich versichere Ihnen, dass er nichts damit zu tun hat. Ich möchte gern wissen, was aus ihm geworden ist, wo er ist, wie es ihm geht.»

Er verspricht uns, sich zu erkundigen und bald von sich hören zu lassen.

Beim Kommen hatte meine Begleiterin ein Paket; jetzt hat sie es nicht mehr.

«Man bekommt nichts umsonst», sagt sie, «er ist sehr empfänglich für Geschenke. Als Leiter der deutschen Wirtschaftsbehörde will er nichts von den Franzosen haben. Er ist auf der Hut vor Klatsch, vor Denunziationen französischer Händler oder deutscher Kontrolleure. Alle haben Angst vor allen da drin, und die Gestapo interessiert sich schnell für die Militärs, die wegen diesem oder jenem denunziert werden. «Sich für sie zu interessieren», das bedeutet, je nach Alter, Konzentrationslager oder Ostfront. Also passt er auf. «Keine Scherereien in der Behörde», das ist seine Devise.

Ich erzähle Maurice und Pascal von dieser neuen Möglichkeit.

«Mal sehen», sagt Pascal, «aber sei vorsichtig, er wird versuchen, dich zum Reden zu bringen.»

«Diese Burschen», sagt Maurice, «die haben alle solchen Schiss vor der Gestapo, dass sie ihre eigene Grossmutter verkaufen würden. Da fällst du nicht ins Gewicht, verstehst du!»

Ich habe dennoch ein Argument:

«Jacqueline verkehrt schon lange mit ihm, ihr ist nichts passiert, und doch weiss er, dass sie Jüdin ist.»

«Ja, aber sie hat nichts von ihm verlangt.»

«Was wisst ihr darüber? Er kennt seit langem ihren Namen, ihre Adresse, sie ist immer noch da.»

«Die Deutschen haben ihre guten Juden. Das kann eines Tages ein Blitzableiter sein», feixt Maurice.

Am nächsten Tag bringt er mir ein Seidentuch mit:

«Hier, wenn du deinen Boche wieder siehst, schenkst du es ihm für seine Frau.»

Dienstag, 24. August 1943

Neuerlicher Besuch im Carlton. Ich habe das Tuch hübsch verpackt mitgebracht. Der Oberst ist eher finster. Er sagt uns, dass es eine sehr üble Geschichte ist, in die mein Verlobter verwickelt ist. Ein Freund von ihm, der einen wichtigen Posten in der École de santé, dem Sitz der Gestapo, bekleidet, hat ihm geraten, die Finger davon zu lassen. Barbie selbst, der Gestapochef, ist damit befasst. Es gibt schon Tote. Mein Verlobter ist in Montluc, er ist zum Tod verurteilt, das ist alles, was er mir sagen kann. Wir verstehen, dass wir heute nicht weiter in ihn dringen sollen. Wann können wir ihn wiedersehen?

Er fährt in drei Wochen für ein paar Tage nach Deutschland, um seine Familie zu besuchen: eine Frau und zwei Töchter.

«Danke für das Tuch.»

«Wenn Sie wollen, Herr Oberst, kann ich Ihnen nächste Woche einen Ballen Seide für Ihre Töchter bringen.»

Mit diesem Angebot, das er nicht abgelehnt hat, gehen wir auseinander.

Da ich nun den Weg zu diesem Appartement im Carlton kenne, werde ich von jetzt an allein hingehen. Das Dringendste ist, Copeau zu sehen und ihm die Neuigkeit mitzuteilen: Wer sind die Toten, von denen der Oberleutnant der Gestapo spricht? Wir fürchten das Schlimmste für Max. Ich muss mit ihm über meinen Plan reden. Ich erzähle ihm von diesen beiden Besuchen, die ihn zunächst mit Angst erfüllen:

«Da sitzt du schön in der Patsche, Mädchen, du wirst reingelegt werden, das steht fest.»

«Nein, Pascal, ich habe alles gut überlegt. Der alte Oberst

wird kein Risiko eingehen. Da, wo er ist, hat er seine Ruhe, er wird nichts tun, was ihm schaden könnte. Er hat einen Freund bei der Gestapo, diesen muss ich treffen und überzeugend genug sein, damit er mir erlaubt, Raymond zu sehen. Vielleicht weiss er etwas über Max. Ein Besuch in Montluc kommt natürlich nicht in Frage, das gab es noch nie und das wird es nie geben. Aber stell dir vor, er lässt Raymond zu einem Verhör in sein Büro kommen!»

Wir haben alle Fluchtmöglichkeiten für Max geprüft, und die, die am ehesten realisierbar schien, war der Überfall des Gefangenentransporters zwischen Montluc und der École de santé. Wir kennen die Abfahrtszeiten an beiden Orten. Wir wissen, dass er ohne Eskorte fährt. Unser *Groupe-Franc* ist bereit, die Operation zu versuchen. Serge sagte sogar, wir würden es schaffen. Ich werde ihn noch einmal treffen und wir werden abschätzen, was wir an Material und Männern brauchen. Es ist eine Frage der Mittel. Es wird teuer werden. Den Oberst besticht man nicht mit Kinkerlitzchen. Wenn man es sich etwas kosten lässt, überredet er vielleicht seinen Gestapomann, mich zu treffen.

«Nun ja, mein Schatz, träumen darf man immer!» sagt Pascal. Ganz utopisch ist deine Geschichte nicht. Ich werde mit Bourdet und Claudius Petit darüber sprechen. Hier hast du schon mal fünftausend Francs für deine Annäherungsversuche.»

Doppelt so viel wie ich als Lehrerin im Monat verdiene! Diese Wegzehrung ist ein gutes Omen, und ich nehme sie als solches.

Als ich in der Avenue Esquirol ankomme, finde ich im Briefkasten eine Nachricht der Sekretärin, die Bereitschaftsdienst im Gymnasium hat:

«Monsieur Lardanchet bittet Sie, in seiner Buchhandlung vorbeizukommen. Er hat einen Posten Bücher erhalten, die für die Geschichtsbibliothek interessant sein könnten. Es muss dringend darüber entschieden werden.» Sonderbar, dieser Eifer des Sekretariats während der Ferien! Sonderbar auch das Angebot der Buchhandlung Lardanchet! Im Juli hatte dieser Buchhändler das neueste Werk von Fabre-Luce im Schaufenster – eher pétainistisch, dieser Autor! Er hat dem Gymnasium sicher

einen Stapel Bücher im Stil Vichys anzubieten. Ich riskiere nichts, wenn ich hingehe. Wir, meine Kollegen und ich, können diese Werke immer noch in einem Schrank vergessen.

Mittwoch, 2\$. August 1943

Zwei Schritte von Les Cordeliers entlässt mich die Strassenbahn in der Nähe der Buchhandlung. Plötzlich fällt mir der Rollfilm wieder ein, den ich am 15. Juni bei dem Fotografen nebenan abgegeben habe. Im Schaufenster, vergrössert auf das Format 40x35, ein herrliches Foto: mein Vater im Garten, über seinen Enkel gebeugt, der vor einem Erdbeerbüschel hockt. Unter dem Foto steht: «Erster Preis beim Kleinbild-Amateurfoto, Monsieur Samuel. Mir bricht der kalte Schweiss aus. In einer Schublade dieses Geschäfts gibt es also einen Umschlag mit entwickelten und abgezogenen Fotos, die auf mich warten. Mit Raymond, meinen Eltern, den seinen, meinen Onkeln, dem kleinen Kerlchen und mir. Dynamit! Muss sofort vernichtet werden. Zuerst aber der Besuch bei Lardanchet, dann werde ich sehen.

In der Buchhandlung, wo seltene Bücher neben Neuerscheinungen stehen, empfängt mich ein etwa vierzigjähriger, etwas steifer, ernst aussehender Mann.

«Ich bin Geschichtslehrerin am Lycée Edgar-Quinet, und Sie wollten mir Bücher zeigen, die für unsere Bibliothek interessant sein könnten.»

«Gewiss, Madame. Ich habe sie beiseitegelegt, wenn Sie mir folgen wollen.»

Im Hinterzimmer bittet er mich, Platz zu nehmen.

«Madame, ich habe diesen Umweg benutzt, um mit Ihnen in Kontakt zu kommen. In Wirklichkeit werde ich Ihnen Nachrichten von Ihrem Mann überbringen.»

Ein Stich ins Herz; nur nicht die Fassung verlieren ...

«Unmöglich, Monsieur. Mein Mann ist seit mehreren Monaten fort, er hat beschlossen, nach London zu gehen. Ich weiss selbst nicht, wo er ist. Wie könnten Sie Nachrichten von ihm haben?»

Zum zweitenmal in meinem kurzen Leben einer verheirateten Frau führt ein Mann vor mir die gleiche Geste aus: Er holt aus seiner Westentasche einen Ehering.

«Sagen wir also, Madame, dass mir ein Monsieur Ermelin, mit dem ich zwei Wochen in einer Zelle in Montluc verbracht habe, aufgetragen hat, Ihnen dies zu übergeben. Er hat gesagt, er wolle Ihnen den Ring anvertrauen, bis er sich ihn wieder holen könne.»

Er weiss Raymonds richtigen Namen, kennt seine falsche Identität, er hat seinen Ring. Das ist zu grausam. Die Deutschen haben ihn schon erschossen und benutzen diesen Mittelsmann, um mich in die Enge zu treiben. Alles in mir ist in Aufruhr. Es ist unmöglich! Ich hätte es gespürt, wenn er tot wäre. Der Kopf ist mir schwer. Ich möchte nicht weinen, ich möchte nicht in Ohnmacht fallen. Mein Gesprächspartner ist erschüttert.

«Madame, haben Sie Vertrauen, ich bin genauso glaubwürdig wie Maître Fauconnet, der Ihnen diesen Ring schon einmal übergeben hat. Ihr Mann hat mir viele Dinge erzählt, die nur Ihnen beiden bekannt sind. Er wusste, dass Sie misstrauisch sein würden.» Ohne Atem zu holen, spult er ab: «Nach Ihrer Hochzeit am 14. Dezember 1939 haben Sie zehn Tage Urlaub in Paris verbracht, in einem Hotel in der Rue Madame. Ihr Lieblingsapéritif war Porto-Flip. Die älteste Tochter Ihrer Schwester heisst Martine. Zur Hochzeit hat Ihnen Ihr Schwager *Toi et Moi* von Paul Géraldy geschenkt. Ihr Mann kann *Le bateau ivre* auf sagen. Jacques Copeau hat Ihren kleinen Sohn Boubou getauft. Er hat mir auch vom Tod einer Gans erzählt...»

Da breche ich in ein nervöses, unkontrollierbares Lachen aus, und gleichzeitig weine ich.

«Nun, geht es besser? Glauben Sie mir jetzt? Weinen Sie nicht mehr!»

Ich muss furchtbar aussehen. Ich schluchze und schaue Lardanchet an, als käme er vom Mond. Seit zwei Monaten suche ich mit allen Mitteln zu erfahren, was aus Raymond geworden ist. Gestern versichert mir ein deutscher Oberst, dass er zum Tod verurteilt ist; heute sagt mir friedlich ein Buchhändler, ein angesehener Lyoner Bürger, spezialisiert auf Inkunabeln, Verleger der katholischen Presse: «Ich habe vierzehn Tage mit ihm in Montluc verbracht, hier ist sein Ring.» Mein Raymond,

so vorsichtig, so darauf bedacht, seine Familie zu schützen, gibt ihm seinen Ring, meinen Namen und die Möglichkeit, mit mir Verbindung aufzunehmen. Entweder er hat den Verstand verloren oder er hat seinen Zellengenossen für vertrauenswürdig gehalten. Natürlich glaube ich an das letztere. Ich muss wissen, was geschehen ist.

Lardanchet hatte also das neueste Werk von Fabre-Luce hergebracht und es ins Schaufenster gelegt. Eine ziemlich harte Kritik an den Deutschen in diesem Buch ist der Zensur nicht entgangen. In Ermangelung des Autors wurde der Verleger vor die Gestapo zitiert, um sich zu äussern.

«Man hat mich sehr zuvorkommend empfangen», erzählt Lardanchet, «man hat mich höflich befragt, und um sechs Uhr abends hat man mir gesagt: ‚Wir werden das Gespräch morgen fortsetzen, wir behalten Sie über Nacht hier.‘ Ein Wagen hat mich nach Montluc gebracht, ich musste meinen Namen ins Aufnahmeverzeichnis eintragen, dann hat man mich, übrigens ohne mich zu durchsuchen, in die Zelle 77 geführt. Ein kleiner Raum von 2 x 2,50m. Nichts drin, ausser in einer Ecke ein Kübel, dessen Verwendung Sie raten dürfen. Nichts anderes als ein auf den ersten Blick ziemlich abstossender Mann, langhaarig, schlecht rasiert, mit rotblondem Schnurrbart und unappetitlicher Kleidung. Ich wollte nicht ängstlich erscheinen und habe ihn gegrüsst, indem ich mich vorstellte: ‚Paul Lardanchet, Buchhändler und Verleger.‘ Er antwortete: «Claude Ermelin, Angestellter.» Ich habe ihm erklärt, warum ich für eine Nacht an diesem unbequemen Ort bleiben werde. Er hat genauso ungläubig dreingesehen wie Sie vorhin. «Ich bin seit über einem Monat hier, allein. Ich bin bei einem Arzt in Caluire verhaftet worden, den ich konsultieren wollte. Die Deutschen glauben mir nicht, sie halten mich für einen Terroristen. Vor vier Tagen haben sie mich in ein Büro kommen lassen, um mir das Urteil eines Pariser Militärgerichts vorzulesen, das mich zum Tod verurteilt. Ich kann nicht glauben, dass das möglich ist!»

Ich war ganz bestürzt», fährt Lardanchet fort, «über einen solchen Justizirrtum, und ich habe ihm versprochen, am nächsten Tag mit dem so korrekten Deutschen darüber zu sprechen, der mich vorgeladen hatte. Er hat gelächelt. «Tun Sie inzwischen, als wären Sie zu Hause», hat er erwidert, ‚ich schlafe.‘ Er

hat sich auf den Boden gelegt, es gab weder Bett noch Decke. Ich habe ihn gefragt: ‚Um wieviel Uhr wird das Abendessen gebracht?‘ Er hat herausgelacht: «Die Suppe für heute ist schon vorbei, Sie müssen auf die Brühe morgen früh warten.’»

Lardanchet sagt mir mit Erschütterung, er hätte noch nichts begriffen gehabt, er habe die Nacht stehend verbracht, es vermieden, den grässlichen Abortkübel zu benutzen, und mit Entsetzen gesehen, dass sein Zellengenosse einschlief, ohne sich um die Scharen von Wanzen zu kümmern, die über ihn liefen. Am nächsten Morgen war er aufbruchbereit, die in einem schmutzigen Feldbecher servierte schwärzliche Brühe lehnte er ab. Und dann geschah nichts. Mittags hat Raymond die Ration gegessen, die Lardanchet nicht hinunterbrachte.

Die Frau des Buchhändlers, die von der Vorladung wusste, hatte ihn in Montluc ausfindig gemacht und die Erlaubnis erhalten, ihm seine Mahlzeiten zu bringen. Er teilte sie mit Raymond.

«Ich habe einen sehr sympathischen Gefährten in ihm gefunden. Er hat mich lange ausgefragt über meinen Beruf als Buchhändler, über das Verlagswesen, über die grossen Buchhandlungen von Paris und Strassburg, die er häufig aufgesucht hatte, und ich war verblüfft, als er mir eines Tages gestand: ‚Ich bin jetzt sicher, dass Sie kein Spitzel sind, Sie sind ein echter Buchhändler. Wie drollig, Sie hier zu haben, die Sie doch an keiner Widerstandsaktion beteiligt waren.» Schliesslich habe ich so gelebt wie er, in Kleidern auf dem nackten Boden geschlafen und jeden Morgen den Kübel hinausgetragen, bevor ich mich am Wasserhahn im Hof wusch. Meine Frau hat uns ernährt; für Ihren Mann war das wichtig. Sie hat uns Bücher gebracht. Ihr Mann hat eine Schwäche für die Pléiade-Ausgaben. Sie haben so viel Text für ein kleines Format. Nach und nach hat er mir sehr persönliche Details über Sie beide und Ihre Familie erzählt. Ich begriff, warum, als er mir gesagt hat: «Sie werden Sie nicht lange da behalten; dieser Gefängnisaufenthalt ist eine Lektion, die sie Ihnen erteilen. Ich werde Ihnen meinen Ring anvertrauen.» Er hat ihn aus dem Innenfutter seiner Jacke hervorgeholt. «Ich werde Ihnen auch das Liebste, was ich auf der Welt habe, anvertrauen: meine Frau und unseren Sohn. Hier ist ihr Name, Sie erreichen sie über das Gymnasium, an dem sie un-

terrichtet. Lassen Sie sich etwas einfallen, sie wird Ihnen nicht glauben, erzählen Sie ihr also diese kleinen Anekdoten, die ich Ihnen in den letzten Tagen mitgeteilt habe.' Madame, ich habe von ganzer Seele zu Gott gebetet, er möge mir die Freiheit gewähren, damit ich das Vertrauen Ihres Mannes verdiene. Als ich dies alles meiner Frau erzählte, weinten wir über so viel Gelassenheit, Mut und Glauben.»

Als ich Lardanchet verlasse, frage ich mich, ob dieser fromme und loyale Mann ermessen kann, wieviel Hoffnung er mir gegeben hat. Mit meinen beiden Ringen und den nebenan abgeholtten Fotos – als Preis hat Raymond die Entwicklung und die Abzüge einschliesslich Vergrösserung umsonst bekommen – gehe ich zu Fuss zur Place des Jacobins. Ich fühle mich leicht, ganz leicht. Ich habe den Eindruck, dass die Luft heute aussergewöhnlich rein ist, dass die Passanten alle schön, sehr schön sind, und ich möchte singen. Ich trage Raymonds Ring als Anhänger um den Hals, zusammen mit meinem Erstkommuniionsmedaillon, das ich bei meinen Eltern wiedergefunden habe, einem Stück Bernstein und sogenannten Glücksbringern. Meinen Ring behalte ich am Finger. Er ist aus Weissgold. Ich werde den Fragen vorbeugen: «Das ist ein Vorhangring. Mit meiner Schwangerschaft möchte ich verheiratet aussehen.»

Madame Gros schickt den Packen Fotos sofort einer alten Freundin in Mâcon, die sie für mich aufheben wird. Diese Fotos beschwören so glückliche Stunden, dass ich sie nicht vernichten wollte.

Montag, 30. August 1943

Maurice, der immer alles für mich auftreibt, gibt mir sechs Meter eines prächtigen Broché-Satins. Ein bisschen zu grün, ein bisschen zu glänzend. «Er ist nicht alltäglich», sagt Maurice, «er müsste dem Oberst gefallen.»

Wenn er nur da ist. Ich habe noch nie einen so langsamen Aufzug gesehen. Man könnte glauben, ich wiege Tonnen! Ich klopfe an die Tür seines Appartements.

«*Herein.*»

Er ist da. Ein junger Soldat legt ihm Papiere zur Unterschrift vor.

«Setzen Sie sich, Mademoiselle. Es dauert noch einen Augenblick.»

Der junge Soldat geht ziemlich bald, sicherlich neidisch auf das grosse Glück seines Chefs. Was kann man sonst im Appartement eines alten deutschen Oberst von einer eleganten und geschminkten jungen Frau erwarten?

Ich zeige ihm die schwere Seide. Er ist entzückt. Ich sage ihm, dass ich, obwohl ich mit Ermelin verlobt bin, keine Vergünstigung für ihn erbitte. Ich möchte ihn nur noch einmal sehen, bevor er exekutiert wird.

«Ich erwarte ein Baby, das ist schrecklich, wissen Sie. Oberst, ich flehe Sie an, bitten Sie Ihren Freund, er möge mir erlauben, ihn zu treffen. Ich verspreche Ihnen, dass ich mich gut benehmen werde, ohne jeden Skandal. Ich verspreche es.»

Ich wiederhole mein Versprechen dreimal. Er ist ganz gerührt, mein alter Oberst. Er verpflichtet sich seinerseits, mit seinem Freund zu reden, und noch bevor er nach Freiburg fährt, wird er – aus Menschlichkeit, wie er sagt – versuchen, dieses Treffen für mich zu erreichen.

«Besuchen Sie mich am Tag vor meiner Abreise. Wenn Sie ein paar Zigarren für mich auftreiben, bin ich sehr glücklich.»

Ich habe das Gefühl, dass ich es schaffen werde. Es ist eine Frage der Zeit. Sie werden ihn mir doch nicht vorher umbringen! Zum erstenmal gehe ich ohne Angst in die Leichenhalle. Kein Toter aus Montluc heute.

Zum erstenmal habe ich mich auf dem Heimweg nicht übergeben. Ich bin jetzt im vierten Monat schwanger. Ich schreibe es meinen Eltern, teile es meinen Schwiegereltern mit. Ich habe zwei Schwangerschaftsausweise: einen auf meinen Namen mit der Bescheinigung von Doktor Éparvier, der Jean-Pierre auf die Welt gebracht hat, und einen auf den Namen Guillaîne de Barbentane mit der Bescheinigung der Entbindungsstation des Hôtel-Dieu. Ich nehme die Milchzuteilung in kleinen Kondensmilchdosen und gebe sie dem Sozialdienst unseres *Mouvement*. Sie eignen sich für die Päckchen der Häftlinge. Die Zusatzkarten wird die Frau Juliens, eines Mitglieds des *Groupe-Franc*, brauchen können mit ihren fünf Gören und ihrem kleinen Bud-

get, das es ihr unmöglich macht, auf dem Schwarzmarkt einzukaufen.

Mit der Wollezuteilung kaufe ich drei Knäuel weiche gelbe Wolle und fange eine Babyausstattung an. «Babys hat man noch nie gelb gekleidet», sagt eine Freundin, die mich stricken sieht. Ich bin energisch: «Einmal muss man ja anfangen, es ist wie mit allem, wenn man nichts unternimmt, läuft man auch nicht Gefahr, etwas fertigzubringen!»

Dienstag, 31. August 1943

Ich beginne meinen Tag mit einem Besuch bei Pierre-mit-den-falschen-Papieren. Uns verbindet eine tiefe Freundschaft. Er hat mir indirekt den Kontakt mit dem deutschen Oberst vom Carlton verschafft. Ich möchte ihm von meinen Besuchen bei diesem erzählen, von den verwendeten Mitteln der Bestechung. Das kann für andere nützlich sein. Ich finde ihn, der sonst so gelassen ist, heute Morgen ganz aufgewühlt vor: Sein Bruder, Verantwortlicher von «Liberation» im Département Haute-Loire, ist verhaftet worden. Er wurde bei der Rückkehr von einer Kontrolloperation in einem *Maquis* mit drei anderen Widerstandskämpfern von der *Milice* gejagt. Es soll Verletzte gegeben haben, mehr weiss man nicht.

Ich werde mich erkundigen. Was das Gefängnis angeht, so bin ich mit einem Wärter von Saint-Paul in Kontakt geblieben; er hatte uns nach der Verhaftung im März geholfen. Ich kann leicht seine Frau und seine kleine Tochter aufsuchen, und in vierundzwanzig Stunden werde ich wissen, in welchem Gefängnis diese vier Widerstandskämpfer sind. Der mit Cluzan befreundete Polizeikommissar wird mir sagen, ob sie den Deutschen übergeben worden sind.

Als ich Pierre wiedertreffe, sind meine Neuigkeiten eher schlecht. Die vier sind von der Gestapo in Saint-Etienne verhört worden. Zwei wurden bei der Verhaftung von Kugeln verletzt, und zwei sind so übel zugerichtet worden, dass die Gestapo sie ins Krankenhaus verfrachtet und der Verantwortlichkeit der französischen Polizei unterstellt hat.

Wie Pierre denke ich sofort an die so erfolgreiche Operation vom Antiquaille-Hospital im Mai, die den drei Kameraden von der *Armée secrète* die Flucht ermöglicht hat. Sie könnte in Saint Étienne auch versucht werden.

Ravanel, den ich mittags getroffen habe, ist einverstanden. Er wird mir die gleichen Mittel zur Verfügung stellen: drei Autos und eine entschlossene Mannschaft.

Jetzt kenne ich die Männer des *Groupe-Franc* besser; ab und zu trinke ich ein Glas mit ihnen, ich besuche sie regelmässig in ihrer Autowerkstatt, und sie nehmen mich mit zum Essen bei Chiffrot an der Strasse nach Vienne. Am Nachmittag spreche ich mit ihnen über den Plan, und ich bin überrascht, dass sie sogleich zustimmen. Zusammen überlegen wir, wie die Operation ablaufen soll : Sie werden erst für die eigentliche Durchführung am Ort erscheinen. An mir ist es, alles vorzubereiten. Es muss schnell gehen: Ausser Hardy hat man Häftlinge der Gestapo nie lange im Krankenhaus liegen sehen.

Mittwoch, 1. September 1943

Einer meiner ehemaligen Strassburger Kollegen lebt in Saint-Étienne; ich lande bei ihm nach drei Stunden anstrengender Reise – in einem überfüllten Autobus – inmitten von Paketen aller Art, deren Gerüche, vermischt mit denen des Schweisses und des falsch eingestellten Auspuffs, unerträglich sind. Doch ich habe nicht mehr diese unkontrollierten Übelkeitsanfälle der ersten Zeit. Bei meiner Grösse und meinem breiten Becken macht sich diese kleine Verheissung von gut drei Monaten noch kaum bemerkbar. Ein vollerer Busen, eine stärkere Wölbung des Rückens und ein strahlender Teint sind die einzigen Anzeichen.

Mein Kollege enttäuscht mich, und ich möchte schnell wieder gehen. Dieser libertäre, phantasievolle, geniesserische Sohn eines Kommunisten ist in drei Jahren ein gebeugter, kümmerlicher, fast schmuddeliger und schrecklich verbitterter Greis geworden. Die Deftigkeit seiner Sprache à la Marcel Aymé ist in Célinesche Unflätigkeit ausgeartet. Ich bin bestürzt. Die junge

Frau, die in Strassburg seinen fröhlichen Epikurismus teilte, ist da, blond und gepflegt. Durch ihre Beziehungen sorgt sie für ein bequemes Leben.

«Ich war nie eifersüchtig oder besitzergreifend», sagt er, während er mir eine Tasse guten Kaffee und schön goldbraun gebackene Butterplätzchen anbietet. Es kommt nicht in Frage, ihnen etwas von meinen Bemühungen zu erzählen, unsere im Krankenhaus festgehaltenen Kameraden zu erreichen. Er, der so resigniert ist, würde sich über mich lustig machen; ihr hätten meine vertraulichen Mitteilungen vielleicht noch andere Leckerbissen eingebracht! Ich erzähle also, dass Raymond in London ist.

«Das ist voll von Juden», sagt er. «Übrigens ist de Gaulle ein jüdischer Name, Sie wissen ja, dass die Ortsnamen jüdische Namen sind.»

Ich antworte lachend, dass in diesem Fall die Familie «de Gaulle» nicht erst seit gestern in Frankreich sein kann, denn Frankreich ist schon eine ganze Weile nicht mehr «la Gaule» – mit einem L!

Er grinst böse: «Sind Sie auch bei denen?»

Ich fühle mich beklommen, ich muss mich schützen.

«Ich habe wegen böswilligen Verlassens die Scheidung eingereicht, aber ich bin nicht so schlecht dran. Mein Mädchenname ist Bernard.»

«Das ist ein alter teutonischer Name», behauptet er entschieden. Bern, das ist der Bär, der aus dem Norden und von den Bergen kommt, alles Orte, wo sich die Semiten nicht aufhalten! Aber wozu sind Sie hierhergekommen?»

Ich erzähle ihm, dass ich Lust hatte, ihn zu sehen, und hoffte, er könne mir etwas über die Möglichkeiten einer Stelle am Gymnasium nach den Ferien sagen. «Nach der Scheidung möchte ich mich verändern.»

Er blüht auf: «Ganz einfach. Ich höre am i. Dezember auf zu unterrichten, ich bin zum Oberschulrat ernannt worden, ich hebe meine Stelle für Sie auf.»

Ich danke ihm. «Ich habe Glück! Vielleicht sollte ich gleich eine Wohnung suchen?»

Er versichert, dass er sich darum kümmern wird, und wir gehen auseinander. Sein Blick ist lebendiger als bei meiner An-

kunft. Ist es möglich, dass ein intelligenter Mann in einen so engstirnigen Schwachsinn verfällt?

Mein Krankenhausproblem ist nicht gelöst. Zurück nach Lyon. Morgen werde ich wiederkommen.

Ich bitte Doktor Riva um einen weissen Kittel und ein Stethoskop.

«Das ist nicht Ihr Ernst», sagt er, «schauen Sie meine Schultern an und Ihre. Aber, warten Sie, ich werde das für Sie im Institut Pasteur organisieren. Kommen Sie mit mir.»

Ich werde jeden Tag von Lyon nach Saint-Étienne und zurückfahren müssen. Sechs Stunden Autobus. Ich mache einen Zug ausfindig, der nur eine Stunde braucht – das ist besser –, und dann eine klapprige Strassenbahn, die vor dem Krankenhaus hält. Ich kenne nichts, was so demoralisierend ist wie diese langen Strassen von Saint-Étienne. Niedrige Häuser, ein Stockwerk oder auch gar keines, zwei Steinstufen auf den Gehweg, schmutzige Wände, Fensterläden aus Holz, von denen die Farbe abblättert, alles ist schwarz: der Boden, die Wände, die Türen. Die weissen Makrameevorhänge an den Fenstern blenden in dieser Trostlosigkeit. Wie kann man da leben und Kinder aufziehen?

Ich betrete das Krankenhaus mit meiner Stofftasche am Arm, als wäre ich hier zu Hause, und gelange, ohne angesprochen zu werden, zu den Toiletten. Dort ziehe ich den Kittel über, lege mir das Stethoskop um den Hals und gehe dann vollkommen selbstsicher auf einen der Krankensäle der Allgemeinmedizin zu. Eine Schwester grüsst mich ohne Überraschung. Alles geht gut. Zehn Betten stehen in dem Saal. Ich nähere mich einem davon; eine ältere, schläfrige Frau liegt darin. Ich nehme das Krankenblatt am Fussende des Betts und schaue nach der Fieberkurve, dem Aufnahmedatum, der Diagnose, der Indikation und den Namen der Medikamente. So bin ich notfalls mit diesen Blättern vertraut. Für diesen ersten Morgen begnüge ich mich mit einem Rundgang durch die Flure.

Im Lauf der Tage gewöhnt sich das Personal allmählich an meine Anwesenheit. Am dritten Tag habe ich die Station im ersten Stock entdeckt, wo unsere Kameraden bewacht werden.

Samstag, 4. September 1943

Ich sehe einen Arzt, gefolgt von zwei Assistenten und einem Krankenpfleger, in den Raum der Häftlinge gehen. Sie bleiben fast eine Stunde dort. Als sie herauskommen, zündet sich der Krankenpfleger eine Zigarette an. Er bleibt etwas hinter den anderen zurück. Ich trete zu ihm: «Geben Sie mir Feuer.»

Wir bleiben stehen, ich nehme langsam eine Zigarette aus meiner Tasche und zünde sie ebenso langsam an. Die drei anderen sind weit vor uns.

«Sind die so übel dran da drin?»

«Oh», antwortet er, «zwei müsste man operieren, aber man zögert es hinaus, weil die Gestapo sie danach wieder übernimmt. Ein Elend!»

Er beeilt sich, um die anderen einzuholen. Ich mache kehrt, als schiene mich etwas Dringendes herzuführen. Bei den beiden Polizisten, die mich mit dem Krankenpfleger haben sprechen sehen, murmle ich: «Er hat wieder vergessen, den Blutdruck von 3 zu messen.»

Und ohne weitere Erklärung betrete ich das Zimmer. Ich warte einen Augenblick, bis ich den Namen – Germain – auf dem Krankenblatt gelesen habe, und flüstere: «Sagen Sie Pierres Bruder, dass ich morgen wiederkomme.» Ich gehe hinaus, die Wärter grüssen mich. Am Nachmittag gehe ich noch einmal vorbei. Es sind zwei andere Flics.

«Nicht zu anstrengend, die Arbeit?»

Die beiden sind nicht gesprächig; ich würde die Entführung lieber nachmittags machen. Da herrscht das Kommen und Gehen der Besucher, und es sind nicht so viele Ärzte unterwegs. Die vier warten in ihren Betten. Ich notiere die Namen, die auf den Blättern am Fussende der Betten stehen; es sind ihre Personalien als Häftlinge, also die Namen, die die Gestapo kennt und die wir von der Verwaltung verlangen werden. Mein Stethoskop ist ein gutes Alibi, um mich über die Brust und den Rücken eines jeden zu beugen.

«Wir holen euch morgen oder übermorgen ab, wie für ein Verhör der Gestapo. Spielt eure Rolle gut, aber übertreibt nicht!»

In der Werkstatt des *Groupe-Franc* in Lyon wissen wir jetzt, dass im Krankenhaus vier Männer die Stunden zählen. Wir be-

reiten die Expedition vor. Pierre-mit-den-falschen-Papieren hat einen Chirurgen benachrichtigt, der seinen Bruder operieren wird. Er hat eine Kugel im Hintern, sie scheint kein Organ und keinen Knochen getroffen zu haben. Ich habe mir das Krankenblatt und den Röntgenbefund gut gemerkt. Der andere Verletzte wird von dem Arzt behandelt werden, der sich um den *Groupe-Franc* kümmert. Die beiden anderen werden direkt in einen *Maquis* im Departement Ain gebracht, ohne zuerst nach Lyon zu fahren.

Montag, 6. September 1943

Ich habe einen sehr genauen Plan vom Krankenhaus und den Zugängen zum Raum der Häftlinge gezeichnet. Die Gefährten studieren ihn sorgfältig, und wir proben die Rollen. Dann fahren wir mit drei Autos los, schwarzen Citroëns, wie sie die Gestapo und die Polizei benutzen. Die Nummern sind gefälscht, die deutschen Plaketten kleben gut sichtbar auf der Windschutzscheibe und der Rückscheibe. Mit mir sind wir sieben.

Meine Rolle besteht nur darin, als Vorhut zum Zimmer der Gefangenen zu gehen. Eines der Autos hält vor dem Tor, zwei fahren in den Hof, und zwei vorgebliche Gestapo-Leute verlangen vom Direktor die Auslieferung der vier Häftlinge. Am Eingang der Station, wo ich warte, sehe ich verblüfft zwei Krankenträger und einen Arzt herbeieilen. Sie stürzen in das Zimmer und kommen mit Pierres Bruder, der auf der rollenden Tragbahre liegt, wieder heraus. In diesem Augenblick kommt meine Mannschaft und der Direktor.

«Sie sehen doch, meine Herren, dieser hier wird in den Operationssaal gebracht. Nicht wahr, Doktor, er ist heute Morgen schon vorbereitet worden?»

«Halt, ich will die vier Häftlinge mitnehmen, das ist ein Befehl!» sagt der mit dem deutschen Akzent. Mit einem Stoss veranlasst er Pierres Bruder aufzustehen. «Ziehen Sie sich schnell an.» Er zieht prahlerisch eine gewaltige Mauser.

Ich verziehe mich auf die Toilette. Nachdem ich den Kittel rasch in der Tasche verstaut habe, gehe ich hinaus auf die

Strasse und gebe dem anderen Auto ein Zeichen. Alles klappt. Ich gehe bis zur nächsten Kurve, an die vereinbarte Stelle, wo sie mich aufsammeln werden.

Da kommen die drei Autos. Ich klettere auf den Rücksitz des dritten.

«Wir müssen schnell fahren», sagt Christophe, «die französischen Flics haben sich im ersten Moment nicht gerührt, aber als wir fertig waren mit dem Einladen, habe ich einen von ihnen zum Telefon im Flur gehen sehen.»

Am Ortsende von Saint-Étienne halten wir an, um uns rasch zu verständigen. Wir werden nicht wieder auf die Route National zurückkehren. Rive-de-Gier hat eine grosse GMS-Truppe; diese *Groupes mobiles de sécurité* (Mobile Sicherheitsgruppen) sind geschaffen worden, um die Gendarmerie zu ersetzen. Sie sind bösartig und gut ausgerüstet. Wir werden die Strassen durch die Berge nehmen und von Norden her nach Lyon kommen. Wir rasen weiter. Neben mir einer der befreiten Jungs, ein Pole, der in seiner Heimat schon gegen die Diktatur Pilsudskis gekämpft hat, '39 in die Legion eingetreten ist und jetzt zu einem *Maquis* im Département Haute-Loire gehört. Er ist gefangengenommen, verhört und mit abscheulicher Brutalität gefoltert worden. Nach einer Woche Krankenhaus sieht sein Gesicht immer noch erschreckend aus: keine Zähne vorn, die Ohren geschwollen, die Haut in allen Farben schillernd und ein Auge verbunden. Der Arzt hat gesagt, es gäbe eine Chance, es zu retten, dieses Auge. Einen Moment lässt er sich gehen, sinkt kraftlos auf meinen Schoss: «Frei! Kaum zu glauben! Ich habe einiges hinter mir! Alles, bloss nicht wieder erwischt werden. Entschuldigen Sie, Kamerad, das ist menschlich, wissen Sie, nach dem, was ich mitgemacht habe.» Er weiss nicht, wie er sich herauswinden soll, also fügt er hinzu: «Gute Arbeit, die Sie da gemacht haben!» Ich denke an den anderen dort in seiner Zelle von Montluc. Wird er uns eines Tages das gleiche Kompliment machen?

Brindas, Craponne, Quincieux, Dardilly. Wir holpern über die schlechten Strassen der Monts d'Or. Wie wir durchgeschüttelt werden auf den Rücksitzen dieser Citroëns! In Dardilly halten wir an. Ich tausche meinen Mitfahrer gegen Pierres Bruder. Wir trennen uns von zwei Autos, die in andere Richtungen wei-

terfahren. Ich habe Schmerzen im Kreuz und Krämpfe, die zeitweise nachlassen. Als wir bei Pierres Familie ankommen, bin ich in Schweiss gebadet. Alle sind glücklich. Der Chirurg hat den Esszimmertisch für die Operation vorbereitet. Er sieht mich seltsam an:

«Was haben Sie?»

«Ich glaube, es kommt von der Fahrt auf dem Rücksitz des Citroën. Zeitweise habe ich so starke Schmerzen im Kreuz, dass ich schreien könnte.»

«Sie wird uns doch keine Fehlgeburt haben?» sagt er.

Ich muss mich hinlegen, er lässt in der Kneipe nebenan Eis holen und gibt mir eine Spritze. Alle sind um mich herum, und mir ist jämmerlich zumute. Nach einer knappen Stunde verschwinden die Schmerzen.

«Jetzt werde ich mich darum kümmern, diese Kugel herauszuholen. Das ist mir lieber als eine Fehlgeburt am Ende des dritten Monats!»

Mir auch! Ich rühre mich nicht von der Stelle, das Eis lässt mir den Bauch gefrieren, ich habe das Gefühl, dass sich meine Haut zusammenzieht, und wie von weit her höre ich die Unterhaltung aus dem Nebenzimmer.

«Erstaunlich diese Kugel, die im Muskel steckengeblieben ist, als hätte sie gar keine Kraft gehabt! Vielleicht aus sehr grosser Entfernung abgeschossen?»

In der Benommenheit des Halbschlafs denke ich: Meine Kameraden sagen, dass bei den «Sten» die letzten Kugeln des Magazins dem Schützen beinahe auf die Zehen fallen. Wenn man einmal von der Übertreibung absieht, muss das die Erklärung sein. Beim Einschlafen überlege ich: Die Boches haben keine «Sten»! O doch! Leider klauen Sie uns manchmal welche!

Mittwoch, 8. September 1943

Ich bin wieder einmal im Carlton bei dem deutschen Oberst. Lächelnd empfängt er mich und meine Zigarren. Er hat seinen Freund gesprochen, und dieser ist einverstanden, dass ich ihn am Freitag Nachmittag um drei Uhr aufsuche. Er nennt mir sei-

nen Namen und seine Adresse und rät mir, direkt in sein Büro zu gehen, ohne unten nach dem Weg zu fragen und ohne einen Zettel mit meinem Namen zu hinterlassen. Fast hätte ich ihn geküsst, als ich ihm gute Reise wünschte.

Dieser 8. September ist wahrlich ein grosses Datum.

Pascal, den ich abends sehe, ist beinahe so aufgeregt wie ich. «Ich komme gerade aus Paris. Niemand weiss etwas Genaues über Max», sagt er. «Ich habe Bernard getroffen, er macht sich grosse Sorgen um Raymond, und als ich ihm erzählt habe, dass du dabei bist, seine Flucht zu organisieren, hat er sofort gesagt: ‚Sie wird es schaffen, sie ist hartnäckig, es ist eine Frage der Zeit und der Mittel. Wir müssen ihr so gut es geht helfen.›»

Pascal gibt mir ein Päckchen von der Grösse eines Buches. «Was ist das?»

Er legt mir den Arm um die Schultern.

«Das ist vielleicht Raymonds Freiheit. Da sind siebzig Fünftausendfrancsscheine drin. Du brauchst viel Geld, Lucie; die Jungs vom *Groupe-Franc* brauchen Material, neue Verstecke und auch Geld für sich. Viele sind vollkommen illegal. Bernard besteht darauf: Man soll nicht knausern. Nimm es; wenn etwas übrigbleibt, gibst du es mir zurück.»

Der liebe Bernard! Er ist die Seele unseres *Mouvement*, einer, von dem 1940 niemand geglaubt hätte, dass er eines Tages der kluge und tüchtige Anführer einer grossen Widerstandsgruppe werden würde. Wir haben uns im Oktober 1940 kennengelernt. Ich war nach Clermont-Ferrand gefahren, wohin die Universität von Strassburg, der ich angehörte, sich zurückgezogen hatte. Nach Raymonds Flucht aus der Kriegsgefangenschaft hatten wir schliesslich darauf verzichtet, in die Vereinigten Staaten zu gehen, und beschlossen, uns in Lyon in der nicht besetzten Zone niederzulassen. Nach dem grossen Durcheinander des Sommers, der den Zusammenbruch, die Niederlage und den Waffenstillstand gebracht hatte, musste ich die Sache erst einmal mit meiner Verwaltung regeln. Ich wollte eine Lehrerstelle in Lyon. Im Rektorat von Strassburg bewilligte man sie mir ohne Weiteres, und ich nutzte den Tag in Clermont, um meine Strassburger Kollegen wiederzusehen.

Ich traf Jean Cavallès, der nach einer waghalsigen Flucht

aus Belgien demobilisiert war. Wir waren uns über alles einig, was damals zählte: Vichy und die Nazis. «Kommen Sie doch mit zum Essen», sagte er, «ich werde Sie mit interessanten Leuten bekannt machen.»

Im Restaurant machte ich die Bekanntschaft von Maître Spanien, dem Anwalt von Léon Blum, der damals in Riom inhaftiert war. Ebenfalls anwesend war eine erstaunliche Person, die aussah wie Don Quichotte, sehr gross, sehr mager, mit scharfen Zügen, Hakennase, schmalen Lippen. Etwa vierzig Jahre alt, die Schläfen schon kahl, dichtes schwarzes Kraushaar mit einigen grauen Strähnen. Die grossen, schönen Hände, zart und gepflegt, waren mir sofort aufgefallen. Wir hatten alle Spanien zugehört, der über die Haftbedingungen Blums und den bevorstehenden Prozess sprach. Ich erinnere mich nicht an den Beginn unseres Gesprächs über Vichy. Cavaillès hatte mir zugeraut: «Ich kenne diesen Journalisten seit kurzem, er heisst Emmanuel d'Astier de la Vigerie, er ist Marineoffizier; vor dem Krieg schrieb er in zwei Wochenzeitungen, in *Lu* und in *Vu*.»

Für mich war der Name de la Vigerie der eines Erzbischofs von Algier, der um 1890 während eines Essens mit dem Admiral des französischen Geschwaders einen Toast auf die III. Republik ausgebracht hatte: eine indirekte Art für den Klerus, sie anzuerkennen. Ich fragte d'Astier, ob er zur gleichen Familie gehöre. Meine Frage verwunderte ihn: Wieso kannte ich diese Person? Cavaillès erklärte ihm, dass ich Gymnasiallehrerin für Geschichte sei und in Lyon wohne.

Als Spanien uns verliess, erzählte uns d'Astier, was er an der Côte d'Azur unternommen hatte: Er hatte mit René Lefèvre und Corniglion-Molinier eine Oppositionsgruppe gegen die Besatzer gegründet. Er nennt sie «die letzte Kolonne». «Wir müssen mit allen Mitteln die Hilfe Vichys für die Sieger boykottieren», sagte er. Sie hatten bereits einen Sabotageakt an einer Lokomotive verübt, die nach Italien fuhr. «Wir müssen auch und vor allem die Leute informieren», fügte d'Astier hinzu. Niemand weiss etwas. Die parteigebundenen Zeitungen sind verboten oder haben ihr Erscheinen freiwillig eingestellt. Die unabhängige Presse wird zensiert; der Rundfunk wird in der Südzone von Vichy, in der Nordzone von den Deutschen kontrolliert.» Wir sind uns alle drei einig. Wir müssen so viel wie

möglich über Vichy und die Deutschen wissen und es bekannt machen. Aber wie?

Cavaillès vertraute uns an, dass er schon Kontakt aufgenommen habe mit der Lokalzeitung *La Montagne*, die ein alter radikalsozialistischer Freimaurer herausgibt: Alexandre Varenne. Seine Neutralität sei sicher. Er würde die Maschinen benutzen und einige Kilo Papier stehlen lassen. Die Setzer sind traditionell links, und einer der Journalisten, Rochon, stehe schon mit ihnen in Verbindung. «Ausgezeichnet», rief d'Astier aus, «wir sind auf dem richtigen Weg! Wir werden kurze, einfache, schlagkräftige Flugblätter verfassen.» Wie soll man sie verteilen? Jeder trug seine Idee dazu bei: Wir mobilisieren unsere persönlichen Freunde, unsere Kollegen, die Beziehungen, deren wir sicher sind, und los geht es mit Transport und Vertrieb. Und das Geld? Zunächst einmal von jedem von uns ein Beitrag. «Durch Spanien», sagt d'Astier, «kenne ich einen reichen Mann: Zérafra. Er ist Jude, war vor dem Krieg in der antirassistischen Bewegung aktiv, und ich bin sicher, dass er sich an der Finanzierung beteiligen wird.»

D'Astier kannte die Mittelmeerküste von Nizza bis Marseille, Cavaillès kannte die Auvergne und Toulouse und ich die Region Rhône-Alpes. Das waren schon drei Regionen, wo wir mit unseren Bemühungen ansetzen konnten. D'Astier war noch nie in Lyon gewesen. Er kam unverzüglich. Als er bei uns in der Rue Pierre-Corneille eintraf, war Raymond, dem ich von unseren Plänen erzählt hatte, entschlossen, ihn ernsthaft auszuhorchen, bevor er sich engagierte. D'Astier, der schon bald den Namen Bernard annahm, hatte ein unerhört einnehmendes Wesen. Er kannte unzählige Mittel der Annäherung: Kultur, Dichtung, Reisen, Bekannte, Interesse für den Gesprächspartner; er wandte alle mit gleichem Glück an. So verschiedene Menschen wie Maurice Cuvillon, Yvon Morandat, Raymond waren rasch erobert. Jeder hatte das Gefühl, plötzlich einen Freund mehr zu haben. Und es stimmte.

D'Astier, ein Dilettant, faul und gleichgültig, wie die Roués des 18. Jahrhunderts: so sahen ihn seine Freunde vor 1939. Wir in der Résistance entdeckten einen anderen Mann: überzeugt, mutig, begeistert, beständig in der Freundschaft, offen für die Ansichten seiner Umgebung. Bernard, ein Liebhaber der Poesie,

der seine Losungen von Apollinaire und Valéry bezog, war ein verantwortungsbewusster Politiker, ein hervorragender Organisator geworden.

Wir waren in unserem *Mouvement* von Anfang an eine Gruppe von sehr engen Freunden. Ungeachtet der Sicherheitsregeln trafen wir uns bei den Martin-Chauffiers oder bei uns. Unsere Freundschaft war so stark, dass wir das Gefühl hatten, uns gegenseitig zu schützen, unverwundbar zu sein. Und uns ist nie etwas geschehen, wenn wir zusammen waren.

Bis zu diesem Frühjahr 1943 hatte ich das Glück, unsere Ehe, unser Baby, unsere Freunde verschont zu sehen. Heute ist das Ehepaar getrennt, der kleine Junge ist weit weg, am Fuss des Vercors, mit anderen Kindern zusammen versteckt, und von den Freunden kommt niemand mehr zu uns. Meine Verabredungen laufen über meinen Cousin Maurice. Ich habe nicht das Recht, die Sicherheit derjenigen zu gefährden, die noch in Freiheit sind. Allerdings waren unsere Regeln weniger streng als die der Kommunisten: Haben wir nicht nach einer Flucht, die in ihrer Organisation eine lange und peinlich genaue Untersuchung auslöste, Mitglieder der KP in unsere *Mouvements* aufgenommen?

Je mehr Zeit verging, um so effizienter waren die deutschen und die Vichy-Polizisten und um so strengere Vorsichtsmassnahmen waren notwendig. Nach einer Verhaftung musste man die «Briefkästen» und die Losungen wechseln, neue Verstecke organisieren, neue Zufluchtsorte finden, die Verbindungsleute austauschen, die Personalien und sogar die persönlichen Kennzeichen ändern.

Was mich betrifft, so wähnte ich mich vollkommen in Sicherheit. Das ist eine Frage des Temperaments. Ich habe nie die schlechten Nachrichten geglaubt, nie das Schlimmste angenommen, eine vielleicht simple Art, das Unglück zu bannen, aber auch ein enormer Trumpf, um allen Widrigkeiten zum Trotz zu gewinnen. Doch auch wenn ich sicher war, unverwundbar zu sein, hatten die anderen das Recht, daran zu zweifeln. So hatte ich ihr Fernbleiben und ihre Vorsichtsmassnahmen schliesslich akzeptiert. Manche nahmen Risiken auf sich. Ich spreche nicht von Maurice, dem Cousin Raymonds, den ich jeden Tag sah; von Vergaville, dem Freund von vor dem Krieg,

der bei jedem Lyon-Besuch zu uns kam; von Pierre-mit-den-falschen Papieren, der nichts an seinem klandestinen System, das ich kannte, geändert hatte; von Ravel und dem *Groupe Franc* von «Libération», die ich bei Stosstruppunternehmen begleitete – und die bei dem Unternehmen zur Rettung Raymonds meine Komplizen waren. Ich spreche auch nicht von Pascal Copeau, der meine Bemühungen regelmässig verfolgte und der mir jedesmal mit seiner schönen tiefen Stimme sagte: «Du machst mir angst, weisst du, Lucie. Wie kann ich nur so dumm sein, dich weiterhin zu sehen? Komm, trink etwas, bevor wir uns einbuchten lassen.»

Neben diesen allen haben drei Männer anderer *Mouvements* mit grosser Verantwortung mich mehrmals mit ihrer Anwesenheit beehrt. Claude Bourdet von «Combat», dem wegen der zweifelhaften Rolle Didot-Hardys etwas unbehaglich war; der so absolut gute und herzliche Claudius Petit von «Franc-Tireur»; und George Marrane, der, allen strengen Anweisungen der KP trotzend, beim *Front national* mehr Flexibilität bei den Vorsichtsmassnahmen eingeführt hatte. Er hat zweimal unwahrscheinliche Treffpunkte mit mir ausgemacht. Ich habe nie gewagt, ihm zu sagen, dass ich seine klandestine Wohnung in Lyon kannte!

Ich warte auf Freitag, den 10. September, den Tag meines Treffens mit diesem Oberleutnant der Gestapo. Ich habe einen Plan. Im französischen Recht gibt es eine sogenannte «Eheschliessung *in extremis*», die es einem Paar, wenn einer von beiden im Sterben liegt, erlaubt zu heiraten, bevor dieser den letzten Atemzug tut. Im Allgemeinen werden solche Eheschliessungen vorgenommen, um ein Kind, das unterwegs ist und sonst vaterlos wäre, zu legitimieren. Sogar «Eheschliessungen *post mortem*» gibt es in unserem Recht, ein Verfahren, das insbesondere in Kriegzeiten angewandt worden ist. Wenn ein Soldat im Kampf getötet wird und wenn er seinen Heiratswunsch vorhergesehen und zum Ausdruck gebracht hat, kann das junge Mädchen, besonders wenn es schwanger ist, sich zugleich als Braut und Kriegswitwe wiederfinden.

Mich interessiert die «Eheschliessung *in extremis*».

Freitag, 10. September 1943

Ich gelange ohne Schwierigkeiten in das Büro, das mir der Oberst vom Carlton genannt hat. Nun stehe ich vor einem deutschen Offizier in Uniform. Ein grosser, hagerer, brünetter Mann, fünfundvierzig bis fünfzig Jahre alt, korrekte, etwas steife Haltung. Er empfängt mich höflich, sogar zuvorkommend. Nichts von der vulgären Brutalität Barbies. Ich zeige ihm meine Kennkarte. Er sieht sie an und macht keinerlei Notiz. Dann erzähle ich erneut meine Geschichte: Claude Ermelin, den ich im Mai am Meer kennengelernt habe, unsere Verliebtheit, meine Schwäche, es passiert: Ich werde schwanger. Er ist bereit, die Verantwortung zu übernehmen. Wir beschliessen, rasch zu heiraten. Wir sind volljährig und brauchen nicht die Genehmigung der Eltern; wir werden es ihnen später mitteilen. Doch dann das Drama: der 21. Juni in Caluire bei Doktor Dugoujon, die Verhaftung. Kranke und Résistance-Leute, alle werden mitgenommen. Seither weiss ich nichts mehr von ihm. Der Oberst hat mir eröffnet, dass er wirklich bei der Résistance ist, dass er Vallet heisst und dass er zum Tod verurteilt ist.

Er sagt kein Wort. Er hört zu, die Hände flach auf dem Schreibtisch. Ich muss weiterreden:

«Monsieur, ich komme aus einer Offiziersfamilie. Ich weiss, was Ordnung und Disziplin sind. Ich will bei Ihnen nicht um Gnade für diesen Mann flehen. Aber ich erwarte ein Kind von ihm. Um meiner Familie und der Gesellschaft willen kann ich keine ledige Mutter sein. Und dieses Kind hat das Recht auf einen Vater. In unserem Gesetzbuch gibt es eine Bestimmung, die die Eheschliessung am Tag vor dem Tod erlaubt. Das ist die «Eheschliessung *in extremis*». Geben Sie mir die Möglichkeit, unter diesen Umständen zu heiraten, denn Sie haben ihn zum Tod verurteilt. Mein Kind wird geboren werden als Nachkomme von Herrn und Frau Vallet, denn Sie sagen ja, das sei sein richtiger Name.»

Das hat er nicht erwartet; er ist völlig verblüfft! In passablem Französisch sagt er, wenn er so langsam spreche, dann weil er sehr gerührt sei und nicht wisse, was er mir antworten solle.

«Kommen Sie am Dienstag um die gleiche Zeit, dann werde ich über Ihr Problem nachgedacht haben.»

Um zu sehen, was geschieht, versuche ich noch eine Provokation:

«Wollen Sie mich dem Polizeichef vorstellen? Ich könnte ihm meinen Fall schildern.»

Er fährt auf: «Unglückselige! Nichts werde ich tun, und Sie werden nicht zu ihm gehen, Sie würden sofort verhaftet.» Er sagt mir, dass der Gesandte General de Gaulles in die Affäre, die mich beschäftigt, verwickelt war. Er sei schon seit einem Monat tot. Die Dinge gerieten in Vergessenheit. Er fügt hinzu: «Ich habe Ihnen zu viel gesagt, kommen Sie am Dienstag.»

Ais ich Maurice von diesem Gespräch berichte, erkläre ich, dass meiner Ansicht nach Raymond bis Dienstag nicht in Gefahr ist. Dieser Polizist hat mir gesagt, dass die Sache in Vergessenheit gerät. Wenn das nicht der Fall gewesen wäre, hätte er mich sicher nicht empfangen.

«Diesen Burschen soll man nie trauen», schliesst Maurice argwöhnisch. «Wir werden sofort versuchen, Copeau zu erreichen. Wir müssen die Nachricht weitergeben, dass Max seit einem Monat tot ist, auch wenn wir keine Sicherheit haben.»

10.-12. September 1943

Ich verbringe dieses Wochenende ganz ruhig. Unser Haus in der Avenue Esquirol wirkt schon fast verlassen, mit Staub auf den Möbeln. Ich mache mich daran, meine Lehrbücher aufzuräumen. Wie jeden Sommer vernichte ich die Skripten, die ich für das Schuljahr ausgearbeitet hatte. Als ich anfang, hatte ich mir gelobt, den Unterricht jedes Jahr neu vorzubereiten.

«Der Tod Henri IVs und die Schlacht von Austerlitz sind immer am gleichen Tag», hat Raymond letzten Sommer lachend gesagt. Ja, aber die Schüler sind nicht die gleichen. Auch nicht die Umstände, und ich will nicht einrosten. Ich ordne meine Materialien zu Geschichte und Geographie. Ich habe das Gefühl, noch ein normales Leben zu haben, in dem die Zukunft gesichert ist. Im Innersten weiss ich genau, dass, was auch immer Raymonds Schicksal sei, im nächsten Schuljahr nichts mehr so sein wird wie vorher. Doch ich muss handeln, als sollte

alles weitergehen. Ich werde meine Kohlenzuteilung bestellen, den Tabak für den Angestellten im Leichenschauhaus und den Wein für die Jungs vom *Groupe-Franc* holen.

Montag, 13. September 1943

Abends habe ich ein langes Gespräch mit Serge. Er nimmt es in die Hand, einen kleinen Teil des Vermögens, das mir Pascal übergeben hat, zu verwenden. Er sorgt dafür, dass die Mitglieder der Gruppe, die keine Einkünfte haben, eine Art monatliche Entlohnung bekommen.

All dieses Geld! Ich habe noch nie soviel gesehen. Ich verstecke es sorgfältig in meiner Unterkunft an der Place des Jacobins und versuche, ruhig zu schlafen. Durch das offene Fenster scheint hell der Vollmond in mein Zimmer. Ich folge einem Augenblick seinem glänzenden Lauf von Osten nach Westen, und als er so hoch am Himmel steht, dass ich ihn nicht mehr vom Bett aus sehen kann, und seine Strahlen am Fensterbrett haltmachen, schlafe ich ein.

Dienstag, 14. September 1943

Maurice und ich essen zusammen zu Mittag. Er will vor meinem Besuch unbedingt einen Erkundungsgang um die École de Santé machen. Um Viertel vor drei Uhr werden wir uns am Quai Claude-Bernard bei der Gallieni-Brücke treffen.

Zur vereinbarten Zeit kommt er und gibt mir grünes Licht: «Pass trotzdem auf dich auf, ich erwarte dich an der Place des Jacobins. Aber mach mir keinen Ärger!»

Als ich mich der Avenue de Berthelot nähere, scheint alles ruhig. Aus einer Querstrasse, die an der École de Santé entlangführt, brechen zwei schwarze Citroëns hervor. Wohin fahren sie so schnell? Welche Beschattung oder welche Denunzierung wird heute der Tätigkeit einer Widerstandsgruppe ein Ende machen? Und wenn mein Gestapomann bei dem Einsatz dabei wäre? Nein. Er ist in seinem Büro.

Sobald die Tür wieder zu ist, fängt er an: Er hat sich erkundigt, es stimmt, dass das französische Recht diese Art der Eheschliessung zulässt, er erkennt an, dass ich mich sehr würdig verhalte, und er fügt zugleich streng und gutmütig hinzu, dass ich eher auf meine Ehrbarkeit hätte bedacht sein müssen. Er versteht meinen Schritt. Aber kann ich auch garantieren, dass mein Verlobter sich genauso verhalten wird? Bei diesen Terroristen weiss man nie.

«Er hat Sie getäuscht, sicherlich macht er sich keine Gedanken mehr um Sie, Sie waren nur eine Episode in seinem Leben.»

«Fragen Sie ihn; Sie können ihn doch sehen!»

«Er wird sich in Acht nehmen; ich habe das Protokoll seines Verhörs gelesen, er hat immer alles geleugnet, er wird sagen, dass er Sie nicht kennt.»

Ich ergreife die Gelegenheit beim Schopf:

«Dann stellen Sie uns einander gegenüber, es wird schmerzlich für mich sein, aber ich bin zu allem bereit, damit ich heiraten kann. Monsieur, es war eine grosse Leidenschaft, und ich liebe ihn immer noch, er ist der Vater meines Kindes, ich habe den Mut, ihn wiederzusehen, ich werde gelassen bleiben; ich will nur, dass er in die Heirat einwilligt.»

Er schweigt eine ganze Weile, und ich spüre, dass er erschüttert ist. Er fängt an, in Papieren auf seinem Schreibtisch nachzusehen, er blättert in einem Heft, kreuzt ein Datum an und sagt schliesslich:

«Kommen Sie nächsten Dienstag um die gleiche Zeit, ich werde ihn in mein Büro rufen lassen, wenn es bis dahin nichts Neues gibt», fügt er schroff hinzu.

«Danke, Monsieur, ich werde pünktlich sein, ich fahre zu Freunden aufs Land, um mich auszuruhen, diese Woche wird lang für mich sein.»

Vor fast drei Monaten bin ich voller Verzweiflung auf dieses Trottoir der Avenue Berthelot hinausgetreten. Heute bringt mich die Hoffnung zum Weinen. Ich will mich nicht an seinen letzten Satz erinnern. Ich habe die Mittel, Raymond herauszuholen, und mein Plan nimmt Gestalt an, die Zeit darf mir nicht fehlen! Trotzdem vorsichtig sein, ruhig Weggehen, in einem Hausflur die Masche mit dem Strumpfhalter. Gallieni-Brücke. Strassenbahn bis zum Hôtel-Dieu. Dann durch die belebten

Strassen des Zentrums zur Place des Jacobins. Maurice sitzt auf einer Bank, er steht auf und geht Richtung Terreaux. Ich folge ihm. Er geht langsam, ich verstehe und überhole ihn. In der Nähe des Hôtel de Ville holt er mich ein.

«Alles in Ordnung, komm ins Geschäft.»

Ich kann nicht mehr. Im winzigen Hinterraum des Ladens falle ich ihm um den Hals.

«Na! Na! Was würde Raymond sagen?»

«Ich sehe Raymond nächsten Dienstag. Wir haben eine Woche, um den Überfall auf den Lastwagen vorzubereiten, in dem er transportiert werden wird. Wir müssen sofort Ravanel erreichen. Das ist geschafft, Maurice.»

Mein bedächtiger Cousin fängt, wie jedesmal wenn er erregt ist, an zu schwitzen, er wird rot und kann nicht stillsitzen. Wir gehen schnell in die Werkstatt. Ich bitte die Jungs vom Wachdienst, Ravanel zu benachrichtigen, damit er möglichst noch heute Abend zu mir kommt. Jedenfalls werde ich morgen, am Mittwoch, das Haus nicht verlassen. Dann essen wir zusammen an der Place Morand zu Abend.

«Ich gehe nach Hause, Maurice. Du brauchst mich nicht zu begleiten, ich habe einen Glückstag.»

Um zehn Uhr abends ist Serge noch nicht da. Er wird heute nicht mehr kommen. Ich gehe schlafen. Der Mond scheint genau auf mein Bett. Meine Grossmutter sagte, er habe ein Gesicht und sein Ausdruck habe etwas zu bedeuten. Tatsächlich, er schaut mich an! Er zwinkert mir zu, während ich mich hinlege. Wie jeden Abend habe ich den Schlafanzug im Arm, den Raymond am Morgen des 21. Februar zurückgelassen hat. Was ist los? Mein Bauch hat gebebt. Eine Welle? Eine Art weitausholende Bewegung, die von einer Hüfte zur anderen geht. Es ist das Baby, das sich zum ersten Mal bewegt! Als ich neulich dem Doktor sagte, ich sei sicher, am 14. Mai empfangen zu haben, hat er mich daran erinnert, dass sich das erste Kind etwa in der Mitte des fünften Monats bewegt, das zweite aber früher, oft sogar schon vor dem fünften Monat. Ich weine vor Freude. Es ist da und ganz lebendig, das zukünftige kleine Mädchen, diese Catherine, die mir hilft, zu gewinnen und ihren Papa zu retten. Denn ich bin sicher, eine Tochter zu bekommen. Raymond, mit dem ich mich jeden Abend unterhalte – das ist mein Gebet, die-

ser Monolog, in dem ich ihm meinen Tag erzähle! –, Raymond wird in einer Woche bei mir sein, um sich über unseren Sieg zu freuen.

Mittwoch, 15. September 1943

Serge und ich verbringen den Vormittag damit, unsere Operation auszuarbeiten. Wir sind uns sofort einig über den Zeitpunkt: gegen Abend, bei der Rückkehr nach Montluc. Ich werde Raymond am Nachmittag gesehen haben, er wird wissen, dass er sich auf etwas gefasst machen muss, und wir werden sicher sein, dass er in dem Wagen ist. Alles muss wieder ausgekundschaftet werden wie im Juni, als wir versuchten, Max zu retten. Noch heute Nachmittag wird Serge die Aufgaben unter den Mitgliedern des *Groupe-Franc* verteilen: Es muss geprüft werden, ob der Lastwagen immer morgens wegfährt und immer abends zurückkommt; ob kein besonderer Begleitschutz voraus oder hinterher fährt; ob er jeden Tag derselben Strecke folgt.

Donnerstag, 16. September 1943

Zwei Tage, um alles zu beobachten, zwei Tage, in denen ich mit meinem Fahrrad eifrig um Montluc herumstreife, den Boulevard des Hirondelles auf und ab fahre.

Heute Abend treffe ich die Gruppe im Hinterzimmer eines konspirativen Cafés in Vénissieux. Jeder berichtet von seinen Beobachtungen. Serge notiert alles. Wir wiederholen noch einmal, dann legen wir den Ablauf der Operation fest. Serge hat eine Skizze der Strecke angefertigt. Der Gefangenenlastwagen startet an der École de santé, fährt die Avenue Berthelot hinauf, biegt nach links in den Boulevard des Hirondelles. In diesem Moment fährt er an der Schneise der Eisenbahnlinie entlang, die von Perrache nach Les Brotteaux führt. Auf diesem Abschnitt gibt es zwei Brücken: die eine am Ende der Rue de la

Guillotièrre, die andere am Cours Gambetta. Wir müssen vor den beiden Brücken zuschlagen. Die Autos werden aus einer Querstrasse kommen und dem Lastwagen den Weg versperren. Der Überfall muss schnell gehen und der Abtransport auch. Lardanchet, dem Raymond von seinen Fahrten zur Gestapo erzählt hatte, hat mir gesagt, dass die Häftlinge jeweils zu zweit mit Handschellen aneinandergefesselt waren. Raymond wird also mit einem anderen Häftling zusammen sein. Wir müssen uns Seitenschneider beschaffen, etwas anderes als blosse Beisszangen. Im Materiallager der Eisenbahn müssen solche langen Zangen zu finden sein, mit denen man die Stahlringe der Handschellen durchtrennen kann.

Ein Auto wird Raymond sofort zu einem Versteck bringen, das ich jetzt rasch finden muss. Einer der Jungs schlägt vor, er könnte sich, wenn die Häftlinge befreit wären, ans Steuer des deutschen Lastwagens setzen, mit seiner Ladung nach Bron rasen und sich ihrer im Unterholz entledigen.

«Nein», sagt Serge, «wir hauen nicht mit diesem Fahrzeug ab. Wir werden einen Lieferwagen kaufen, um alle anderen Gefangenen hineinzuladen. Wir müssen um jeden Preis einen für Samstag auftreiben. Bis wir ihn in der Werkstatt überprüfen, sein Aussehen verändern, das Nummernschild malen, das den falschen Papieren entspricht, die Pierre uns verschafft, vergehen zwei Tage. Am Sonntag gegen Abend werden Daniel, Lucie und ich die Örtlichkeiten in Augenschein nehmen und unsere Taktik darauf abstimmen.»

Wir beschliessen, uns alle am Montag Abend hier zu treffen.

Freitag, 17. September 1943

Wenn ich meinen Kindern später von der Besatzungszeit, von der Résistance erzählen werde, dann wird die bleibendste Erinnerung jener Eindruck sein, mein Leben mit Warten verbracht zu haben: Die Aufhebung der Ausgangssperre am Morgen, die Lebensmittelzuteilung entsprechend den entwerteten Marken, das Austauschen der Karten jeden Monat, die Freifahrtscheine, alles bedeutet Warten. Auf dem Trottoir vor den Geschäften, an

den Strassenbahnhaltestellen, auf den Bahnsteigen, an den Schaltern der Gemeindeämter. Und wir in unserem Untergrundleben warten noch mehr: auf den Verbindungsmann, den von weit her angereisten Kameraden, das Erscheinen der Untergrundzeitungen, den Beginn einer Aktion, all das, was unseren Alltag mit seinen Gefahren ausmacht. Und ich warte auf den Nachmittag des 21., ich warte auf Raymond, ich warte auf mein BABY! Zum Glück werde ich in diesen vier Tagen viel zu tun haben!

Am heutigen Freitag habe ich zwei wichtige Dinge zu tun. Zunächst muss ich ein Versteck für Raymond finden. Aber ich sichere mir eine Art zusätzliche Chance. Da ich Raymond treffen werde, will ich ihm die Möglichkeit geben, krank zu sein, krank genug, damit er ins Hospital gebracht wird, falls die Flucht nicht gelingen sollte. Ich gehe zu Doktor Riva und lege ihm meinen Plan dar. Kann er mir zu etwas scheinbar Harmlosem verhelfen, das einen Gefangenen sehr krank macht? Beispielsweise etwas, das eine ansteckende Krankheit auslöst. Die Deutschen haben grosse Angst davor, und vielleicht schicken sie jemanden, der eine ansteckende Krankheit hat, ins Hospital. Doktor Riva hat, was ich brauche: Die deutschen Gesundheitsbehörden haben Proben von argentinischem Fleisch, das ihre Ärzte für eine grosse Ruhrepidemie verantwortlich machen, zur Analyse und Identifizierung der gefährlichen Komponente ins Labor des Institut Pasteur geschickt. Er hat eine Kultur dieser Krankheitserreger angelegt.

«Das ist eine Form von Typhusvirus», sagt er. «Wie soll sich der Häftling damit infizieren? Ich kann nicht ein Stück Fleisch damit impfen! Ich habe eine Idee. Sehen Sie zu, dass Sie ein Tütchen Bonbons finden, die eingewickelt sind in durchsichtiges, unbeschriftetes Papier, damit sie keine Botschaft darin vermuten, und bringen Sie es mir.»

Ich eile zu ‚La Marquise de Sévigné‘, wo ich ohne Marken in Pergamin eingewickelte saure Bonbons kaufe. Der Doktor impft mit einer Spritze ein Dutzend Bonbons, wickelt jedes sorgfältig wieder ein und rät mir zu grösster Vorsicht beim Umgang mit diesen kleinen biologischen Waffen.

Zweite Aufgabe: einen Unterschlupf für Raymond finden. Der beste Platz, so scheint mir, ist nicht in einer Wohnung und

nicht ausserhalb von Lyon, sondern wieder im Krankenhaus. Die städtischen Krankenhäuser kommen nicht in Frage, sie werden von allen Polizeien überwacht. Einen Augenblick denke ich an die Klinik, in der ich entbunden habe und deren Arzt im Widerstand ist. Leider ist es eine Entbindungsklinik! Ich erinnere mich, dass Simone Martin-Chauffier ihre operierte Tochter Claudie in einer Lyoner Klinik besuchte. Wie ich Simone kenne, hat sie sich mit dem Chirurgen angefreundet. Intuitiv, wie sie ist, weiss sie sicher, was man von ihm zu halten hat. Unser Bernard ist für einige Zeit bei ihnen. Sie wohnen in einem grossen Haus mit vielen Ausgängen in Collonges. Maurice Cuvillon geht jeden Tag dorthin, um die Anweisungen von Bernard entgegenzunehmen. Über Copeau habe ich ihn beauftragt, ein Treffen zu arrangieren: Ich möchte Bernard am Ortsausgang von Saint-Rambert am Saôneufer treffen. Ich glaube, dass es geschickter und wirkungsvoller ist, wenn er Simone bittet, den Chirurgen aufzusuchen, damit wir am Abend des 21. ein Zimmer in seiner Klinik bekommen.

Ich habe das Treffen auf den Spätnachmittag des heutigen Freitag festgesetzt. Um diese Zeit kommen Spaziergänger an die Saôneufer, um den ausklingenden Sommer zu geniessen. Man wird uns nicht beachten. Als ich eintreffe, erwartet mich Simone. Sie erklärt mir:

«Es ist unvernünftig, wenn Bernard mitten am Tag spazierengeht, sein Steckbrief ist weit verbreitet, er ist leicht zu erkennen, es wäre dumm, wenn ihr euch beide erwischen lassen würdet, zumal er heute Nacht abreist...»

Ich werde wütend, stosse heftige und verletzende Worte aus, die sie sich mit einem kleinen Lächeln anhört.

«Sie meinen es nicht so», sagt sie. «Was haben Sie Bernard denn so Wichtiges zu sagen?»

Ich beruhige mich.

«Er sollte mein Fürsprecher bei Ihnen sein! Unlängst war Claudie in Lyon in der Klinik, Sie kennen den Chefarzt, Sie haben ihn sicher ausgehört. Man muss ihn bitten, am Abend des 21. ein Zimmer für einen Kranken bereitzuhalten. Einen Kranken, über den Schweigen gewahrt werden muss. Es handelt sich um Raymond, den wir versuchen werden zu befreien. Simone! Ihr Chirurg muss unbedingt einwilligen. Aber sagen Sie ihm so

wenig wie möglich. Raymond wird natürlich in einem Einzelzimmer liegen, er wird wie eine Mumie aussehen mit seinen Verbänden, und eine einzige sorgfältig ausgewählte Krankenschwester wird bei ihm sein.»

Sie sieht mich an, ohne übermässiges Erstaunen zu zeigen. Wie wird sie mir das Ergebnis ihrer Bemühungen mitteilen?

«Wir treffen uns am Sonntagnachmittag vor den Anschlagtafeln des *Nouvelliste*. Es muss klappen. Sagen Sie ihm auch, dass er über das Zimmer verfügen kann, wenn Dienstag Abend niemand kommt.»

Simone nimmt meinen Arm. Da ich schon bis hierher gekommen bin, kann ich Sie auch bis nach Hause begleiten. Sie prustet los bei der Vorstellung, was Bernard und Louis, ihr Mann, für ein Gesicht machen werden, wenn sie mich sehen! Hochmütig lehne ich ab:

«Bis Sonntag, meine Liebe, erklären Sie ihnen, dass ich weiss, was Sicherheit heisst.»

Ich kann nicht anders, ich bin verbittert über die berechtigte Vorsicht Bernards und reagiere böse.

Sonntag, 19. September 1943

Simone hält sich nicht lange auf vor dem *Nouvelliste*. «Es klappt», flüstert sie mir zu.

Um halb sieben treffe ich Serge und Daniel auf dem Boulevard des Hironnelles. Wir gehen die Strasse mehrmals auf und ab. Es gibt eine kleine Steigung, bevor man an die Kreuzung Rue de la Guillotière kommt. Der Lastwagen wird langsamer fahren. Ich werde auf der Brücke sein und meinen Schirm schwenken, wenn ich ihn auf dem Boulevard auftauchen sehe. In diesem Augenblick werden sich die anderen Autos in Stellung bringen, das eine vor dem Lastwagen, das andere dahinter; auf der anderen Seite der Brücke werden mit laufendem Motor ein Auto warten, um Raymond wegzubringen, und unser Lieferwagen, um die anderen Häftlinge aufzunehmen. Die Operation darf allerhöchstens fünf Minuten dauern. Serge legt genau fest: Unser erstes Auto bleibt mitten auf der Strasse ste-

hen, die Besatzung exekutiert den Fahrer und den Soldaten auf dem Vordersitz des blockierten Lastwagens; das andere Auto kümmert sich um die Soldaten im Innern. Sobald Raymond erscheint, durchtrennt einer der Jungs die Handschellen und bringt ihn zu dem abseits stehenden Auto, in das ich mich schon gesetzt habe. Die anderen Gefangenen werden in unseren Lieferwagen geladen: sofortige Abfahrt in zwei Richtungen, Raymond in die Klinik, die anderen nach Bron und in die Wälder.

Im Regen, der eingesetzt hat, ist der Boulevard schnell von Menschen leergefegt. Die Tabakmanufaktur ist sonntags geschlossen, und die Strassenbahnen sind selten. Wir vereinbaren mit Serge, dass wir morgen Abend noch einmal einen Erkundungsgang machen, bevor wir die ganze Mannschaft in Vénisieux treffen.

Dienstag, 21. September, abends

Ich kehre allein nach Hause zurück. Die Operation ist misslungen oder vielmehr gar nicht versucht worden. Um drei Uhr kam ich ohne Zwischenfälle im Büro des Oberleutnants der Gestapo an. Er empfing mich fast feierlich.

Wir sprechen über meine Familie. Ich erzähle, dass mein Vater zur Kavallerie von Saumur gehört hat, dass er ein einzigartiger Reiter war, dass ich zwei noch halbwüchsige Brüder habe. Er ist sehr entspannt und sagt mir, er werde meinen Verlobten kommen lassen, die Unterredung werde kurz sein und er wünsche, dass ich Genugtuung erhalte. Er ruft einen Soldaten vom Flur und gibt ihm einen Befehl. Zehn Minuten später geht die Tür auf, zwei Soldaten flankieren Raymond. Einer von ihnen nimmt ihm die Handschellen ab, dann ziehen sich beide zurück.

Mein armer Raymond! Er ist schmutzig, seine Kleider schlottern an ihm, er ist schrecklich abgemagert, seine Haare sind lang und stumpf, er ist schlecht rasiert. Ein unwahrscheinlicher, an den Spitzen schwarzer und ansonsten rotblonder Schnurrbart bedeckt seine Lippen. Die Farbe, über die wir in

Carqueiranne so gelacht haben, hält. Anderswo würde das Ergebnis schallendes Gelächter auslösen. Ich sehe wohl, dass meine Anwesenheit ihm einen gehörigen Schock versetzt! Der Deutsche lässt ihn stehen und fragt ihn, ob er mich erkennt.

Raymond:

«Nein, ich habe diese Dame noch nie gesehen.»

«Habe ich es nicht gesagt, Mademoiselle? Diese Leute haben weder Glauben noch Moral.»

Er nimmt meine Hand, küsst sie, was er noch nie getan hatte, und führt mich zu einem Stuhl, der Dummkopf! Er hätte es nicht besser anstellen können, wenn er Raymond hätte zu verstehen geben wollen, dass ich nicht verhaftet bin!

Ich stehe auf, trete vor Raymond und beginne mit meiner Rede: «Ich weiss, dass Sie François Vallet heissen. Wundern Sie sich nicht über mein Siezen, es war Claude Ermelin, den ich duzte. Ich möchte Sie bitten, Ihr Versprechen zu halten und vor diesem Oberleutnant Ihren Heiratswunsch zu bekräftigen. Ich erwarte ein Kind von Ihnen.»

Raymond braucht sich nicht anzustrengen, um grosse Ergriffenheit zu zeigen. Er ist weiss, seine Nase zusammengekniffen, seine Augen sind feucht. Er schluckt mühsam. Er sieht mir ins Gesicht. Er hat verstanden: «Natürlich halte ich mein Wort, und es tut mir leid, Sie in eine so unangenehme Lage gebracht zu haben.»

Er wankt. Ich frage: «Wohin kann er sich setzen?»

Barsche Antwort: «Das ist nicht üblich für Häftlinge!»

Ich rede und rede, ich stelle tausend Fragen über seine Lage, seinen Komfort, seine Gesundheit.

«Das genügt», sagt der andere, «Sie haben Ihr Versprechen, Mademoiselle. Besorgen Sie die Papiere, bitten Sie einen Standesbeamten, in mein Büro zu kommen, um Ihre Eheschliessung einzutragen.»

«Monsieur, ich habe ein paar Bonbons, darf ich sie ihm schenken? Sehen Sie, etwa ein Dutzend sind noch in meiner Tüte.»

Er sagt ja, während er die Tür öffnet. Die beiden Soldaten, die Handschellen, das Weggehen, eine Art umgekehrte Wiederholung dessen, was vor einer halben Stunde ablief. Nun ist er weg, mein Liebster, nach einem langen Blick, der bedeutete:

«Hast du verstanden, Raymond?» – «Ja, Lucie, ich habe verstanden.» Was für eine Prüfung! Ich lasse mich auf einen Stuhl fallen.

Und der andere hält einen Monolog: «Wie konnten Sie sich täuschen lassen? Sie haben ja gesehen, er hat mich nicht einmal gegrüsst, weder beim Kommen noch beim Gehen. Er hat mich nie angesehen. Er hasst mich, sie sind alle gleich, keine Menschlichkeit bei diesen Leuten.»

Das ist der Gipfel! Diese Person, die ich schon fast sympathisch finden wollte, besitzt die Frechheit, hier von Menschlichkeit zu sprechen. Was für ein Flegel! Um zu zeigen, dass er der Herr ist, hat er mir die Hand geküsst und sich zuvorkommend verhalten, während mein mutiger Raymond nur schlucken und schweigen konnte. Ich bin erschüttert und weise diesen Offizier darauf hin, dass Monsieur Vallet krank sein muss, dass er sehr schlecht aussieht und sehr abgemagert ist. Ich füge hinzu, indem ich ihm sehr höflich danke, dass ich ihm über den Obersten vom Carlton Bescheid geben werde, sobald ich die Heiratsurkunden habe.

Ich muss mich in Sicherheit bringen; mit einem gezwungenen Lächeln gebe ich ihm die Hand.

Es sind noch zwei Stunden, bis ich die Kameraden treffe. Ich nehme eine Strassenbahn, um an der Place Bellecour eine Kraftbrühe zu trinken. Dann ziehe ich mich um und gehe mit meinem Regenschirm wieder zur verabredeten Stelle. Die ganze Mannschaft ist da. Die Rollen sind verteilt. Ich begeben mich auf die Brücke, es regnet nicht, aber ich spanne meinen Schirm trotzdem auf, als ich den Lastwagen nach der Kurve auf dem Boulevard des Hironnelles auftauchen sehe.

Nichts geschieht! Wir haben schlecht geplant. Er fährt viel schneller als gedacht, und die Autos haben keine Zeit, sich in Position zu bringen. Er fährt ungehindert Richtung Montluc. Von hinten erkenne ich, da die Plane zurückgeschlagen ist, zwei Reihen von Männern an den Seitenwänden entlang sitzen. Am äussersten Ende richten zwei deutsche Soldaten ihre Maschinengewehre auf die Gefangenen.

Mit Alphonse und Daniel gehen wir zu Chiffrot, dem konspirativen Bistro. Ich bin enttäuscht, entmutigt, den Tränen nah.

Daniel erklärt:

«Im Grunde ist es ein Glück, dass wir heute nichts versucht haben, du hast ja die Soldaten gesehen, sie hätten mit ihrer Fracht kurzen Prozess gemacht, wenn wir angegriffen hätten. Wir müssen unsere Taktik überprüfen!»

Er hat recht. Was für ein Desaster, wenn wir sie alle getötet hätten, um sie zu retten! Das Essen fällt mir nicht mehr so schwer. Aber wie ruhig heute Abend das Haus ist, wie gross das Bett ist! Zum Glück bin ich nicht allein. Sobald ich mich hinlege, streckt sich das Baby, dreht sich, rollt sich wieder ein und findet seine richtige Lage für die Nacht.

Mittwoch, 22. September 1943

Heute Morgen fühle ich mich nicht besiegt. Die Flucht ist zwar misslungen, doch ich habe nicht den Eindruck einer Niederlage. Wir müssen die Sache noch einmal ernsthafter versuchen, und ich darf meine deutschen Kontakte nicht abbrechen lassen. Der Oberst vom Carlton wird über kurz oder lang von seinem Urlaub in Deutschland zurückkommen. Ich werde ihn bald wiedersehen. Dieser Tage werden sie wahrscheinlich weniger verständnisvoll sein, meine Deutschen! Nach der Kapitulation der Italiener und der Internierung Mussolinis hat nun vorgestern General Badoglio die Italiener aufgefordert, auf Seiten der Alliierten gegen Hitler zu kämpfen. Die Antwort kam schnell. Ein deutsches Kommandounternehmen hat heute Morgen Mussolini entführt, den die italienische Resistenza gefangen genommen hatte. Er ist jetzt ganz und gar in der Hand der Nazis. Radio Vichy verkündet in jeder Meldung die Gleichschaltung Italiens. Die ganze Mittelmeerküste, von der Toskana bis Marseille, ist Sperrzone. Die italienische Resistenza, die nach der Übergabe Badoglios am 8. September die Deckung verlassen hatte, ist dezimiert. Alle Gefängnisse Norditaliens füllen sich unter der Aufsicht der Gestapo und der Feldgendarmarie, die mit ihren ehemaligen Verbündeten nicht zimperlich umgehen.

In Frankreich sind die GMR (*Groupes mobiles de réserve*, mobile Reservegruppen, gebildet, um die Gendarmerie zu ver-

stärken) und die *Milice* zunehmend repressiv. An der Côte d'Azur ist die Jagd auf Juden unerbittlich. Vichy erlässt ein Gesetz, das den ausländischen Juden verbietet, in weniger als zehn Kilometer Entfernung von den grossen Städten zu wohnen. Eine gute Möglichkeit, sofort eine grosse Anzahl von ihnen zu verhaften, bevor sie Sicherheitsmassnahmen treffen konnten. In Grenoble holt die *Milice* eine junge Österreicherin aus der Klinik, die drei Tage zuvor entbunden hatte. Überall sind die Denunzianten an der Arbeit.

Meine Kameraden vom Winter 1940/41 lassen sich in Lyon kaum mehr blicken. Eine gewisse Anzahl ist verschwunden, sei es in den Gefängnissen, sei es in der Deportation, sei es, dass sie erschossen wurden. Die Verantwortlichen, die noch in Freiheit sind, befinden sich in Paris und sind den grossen Versorgungsdiensten der Résistance zugeteilt. Die anderen sind in den Regionen verteilt. Ich sehe Serge Ravel, Vergaville, unseren Cousin Maurice und ab und zu Pascal Copeau, der am häufigsten nach Lyon kommt. D'Astier ist in Paris. Simone Martin-Chauffier ist am Abend unserer Begegnung weggefahren. Sie nahm einen Nachtzug, um in Paris zu sein und den Geburtstag ihres Sohnes Jean zu feiern. Heute erfahre ich, dass er noch am selben Tag verhaftet worden ist. Anscheinend auf ganz dumme Weise, an einem Ort, wo er sich nicht hätte aufhalten dürfen.

Freitag, 24. September 1943

Ich zwinge mich, jeden Tag ins Leichenschauhaus zu gehen, wo ich dem gefälligen Aufseher seine Tabakration bringe. Ich habe einen Arzt und zwei Krankenschwestern im Grange-Blanche-Hospital in Alarmbereitschaft versetzt, damit sie die Isolierstation beobachten. Wenn ein Typhuskranker aus Montluc kommt, muss zäh verhandelt werden, um ihn aus dem Krankenhaus zu bekommen. Die Masche mit den Polizisten der Gestapo ist allmählich bekannt. Vielleicht mit Glück! Nach einer Woche ist noch niemand eingeliefert. Und Doktor Riva hatte doch gesagt, die Inkubationszeit sei kurz. Warten, immer warten ...

Dienstag, 25. September 1943

Wieder ins Carlton. Der Oberst ist da, ganz glücklich über seinen Aufenthalt in Deutschland, keineswegs optimistisch in bezug auf den Ausgang des Krieges. Dieser Mann, der mein Vater sein könnte, zittert um alles: um seine Familie wegen der alliierten Bombardements, um seine ungewisse Zukunft, denn wenn es in Italien schlecht läuft, werden vielleicht Reservisten hingeschickt. Er macht sich keine Illusionen über den Ausgang des Krieges, würde aber so gern bis zum Schluss in Lyon bleiben! Ich erzähle ihm von meinen Besuchen bei seinem Gestapo-Freund und frage ihn um Rat: Wie kann ich ihm dafür danken, dass er ein Treffen ermöglicht hat und meine Eheschliessung genehmigt?

«Ich werde mich darum kümmern», sagt er. «Wenn Sie mir eine Kiste Cognac beschaffen können, werde ich sie ihm diskret übergeben.»

Ich mache mich anheischig, zwei Kisten aufzutreiben, er soll auch eine bekommen.

Später schildere ich Maurice die Szene.

«Sie sind Geniesser, diese Herren! Ich werde dir das besorgen, es ist eine Geldfrage. Du musst aber zweimal gehen. Sechs Flaschen sind schwer, das sind fast zehn Kilo. Bald werden sie den Eiffelturm brauchen!»

Ich sage zu Maurice:

«Das ist noch nicht alles, jetzt muss meine Geschichte auch glaubhaft sein.» Kennt er einen Notar, der mir den Entwurf für einen Heiratsvertrag machen würde?

Maurice holt Luft.

«Was hast du dir nun wieder ausgedacht?»

«Lass mich nur machen Maurice; ich möchte diese Eheschliessung sorgfältig vorbereiten. Sie in zwei Schritten vollziehen. Zuerst die Unterzeichnung des Vertrags, ein andermal die Heirat, falls die Flucht wieder schiefeht.»

«Meine arme Lucie, du verlierst den Verstand. Wie kannst du annehmen, dass das funktioniert?»

Ich erwidere, dass man es versuchen muss und dass «wer nichts wagt, auch nichts gewinnt». Ende der Woche werde ich meinen Gestapomann wieder aufsuchen.

Dienstag, 28. September 1943

Mein Gestapomann empfängt mich, ohne überrascht zu sein. Sogar höflich. Ich tue so, als fühlte ich mich ganz und gar wohl bei ihm. Wie der Oberst spreche ich über die Ereignisse in Italien, ohne Partei zu ergreifen, und über den Krieg 14-18, den mein Vater als Major bei der Infanterie mitgemacht hat und von dem er mir oft erzählt hat.

«Ach, Mademoiselle», seufzt der Oberleutnant und wendet sich zum Fenster, das auf die Avenue hinausgeht, «das war ein redlicher Krieg! Schauen Sie! Von fünf Personen, die auf diesem Bürgersteig vorbeigehen, sind zwei Terroristen, zwei sind Leute, die Angst haben, und der letzte ist ein Denunziant. Man kann nie sicher sein in diesem Lyon! Überall gibt es Fallen. Man riskiert sein Leben weit entfernt von der Front. Man kann nicht voraussehen, woher die Schläge kommen werden.»

Was kann ich darauf antworten?

«1918 hat es im Ruhrgebiet sicher auch einen Widerstand gegen die französische Besetzung gegeben. Das ist eine Frage des Patriotismus, die Sie als Berufssoldat verstehen werden.»

«Die Terroristen sind keine Soldaten, Mademoiselle, sie wissen nichts vom Patriotismus, es sind Juden, Kommunisten und im besten Fall schwache und überspannte Menschen. Sie führen nicht offen Krieg, sie töten im Schatten!»

Ich gehe ein bisschen weit, indem ich erwidere, dass Juden und Kommunisten ja keine Wahl hätten.

«Sie töten sie, weil sie Juden oder Kommunisten sind. Die Franzosen haben seit Montoire nicht mehr die Möglichkeit, am helllichten Tag zu kämpfen, und seit November 1942 gibt es keine französische Armee mehr.»

Sein Gesicht verschliesst sich; ich muss diese Frechheit wiedergutmachen, denn ich will ihn um etwas bitten.

«Monsieur, all das überfordert mich. Ich bin schwanger von einem Mann, den Sie Terrorist nennen und den ich immer noch liebe. Ich bin nicht für seine Taten verantwortlich, im Übrigen leugnet er sie. Ich unterwerfe mich Ihrem Gesetz, so streng es auch sein mag. Ich möchte heiraten. Ich lasse gerade vom Notar einen Heiratsvertrag aufsetzen. Vallet muss ihn billigen und unterschreiben.»

«Was ist das für ein Vertrag?»

«Ich habe Ihnen von meiner Familie erzählt. Wir haben Vermögen, mein Kind wird mein Erbe sein. Dieser Vallet ist zum Tod verurteilt. Ich weiss nichts über seine Familie. Ich will nicht, dass sie eines Tages etwas von meinem Vermögen fordern kann. Der Notar wird einen Vertrag zur Gütertrennung aufsetzen.»

Das hat gesessen! Er kann es nicht fassen, mein Deutscher.

«Ah, diese Franzosen denken an alles! Mit Recht sagt man, dass sie Rationalisten und Kartesianer sind. An die ferne Zukunft zu denken, wenn Ihre Gegenwart und Ihre nahe Zukunft so ungewiss sind! Alles hängt von mir ab, Mademoiselle, vergessen Sie das nicht, jetzt und vielleicht für lange Zeit.»

«Ich weiss, Monsieur, deshalb halte ich Sie auf dem laufenden über alles, was ich unternehme, denn Sie waren so gut, mir zuzuhören und mich zu verstehen.»

Er ist überwältigt, er wackelt mit dem Kopf wie ein geschlagener Boxer.

«Trotzdem, Sie sind stark, man sieht, dass Sie aus einem Soldatengeschlecht stammen!»

Ich überlasse ihn seiner Verblüffung, versichere ihm, dass ich die Papiere bald haben werde, und sage ihm auf Wiedersehn und danke. Ich habe eine Art Routine erworben und verlasse die École de Santé jetzt ganz ruhig. Ich bin sicher, dass niemand ausser seinem Freund, dem Oberst, etwas von unseren Treffen weiss.

Ich entferne mich genauso vorsichtig wie die anderen Male; später finde ich mich bei Doktor Riva ein. Als wir festgestellt hatten, dass in der Isolierstation niemand aufgenommen worden war, hat sich der Doktor gefragt, ob Raymond die Typhusbombons überlebt hat. Der Besuch heute bei der Gestapo gibt mir die Gewissheit, dass Raymond, nachdem er die Bombons erhalten hat, immer noch in Montluc ist.

«Was ist geschehen, Doktor? Ich kenne Raymond, er hat die Bombons gegessen. Zweimal schon hat er den Weg über die Krankheit genommen, um ins Krankenhaus zu kommen. Sagen Sie mir die Wahrheit, Sie hatten Angst, nicht wahr? Sie haben die Bombons nicht geimpft?»

«Keineswegs, wenn ich es nicht hätte tun wollen, hätte ich es Ihnen gesagt. Ich weiss jetzt, was passiert ist, ich habe lange

darüber nachgedacht. Diese Bonbons sind mit Traubenzucker hergestellt. Das ist ein wenig beständiges Produkt, das leicht fermentiert. Um das zu verhindern, fügen die Hersteller ein Antiseptikum bei. Und das hat die Kraft des Virus teilweise zerstört, auf jeden Fall geschwächt. Das ist dumm und nicht zu ändern.»

Da ich von der Idee der Verlegung ins Krankenhaus nicht ablasse, frage ich ihn nach einer anderen Möglichkeit. Man muss den Schein einer ansteckenden Krankheit erwecken, die die Deutschen fürchten und die sie vielleicht von sich fernhalten wollen. Mein guter Doktor überlegt. Er weiss alles über Raymonds Gesundheit und seine Neigung zu Allergien. Vollkommen ernst hält er mir einen Vortrag über anaphylaktische Schocks: Bei manchen Organismen kann die Berührung einer Brennessel oder ein blosser Ameisenstich einen furchtbaren Nesselausschlag hervorrufen. Das ist wohl sehr beeindruckend. Aber wie soll man Raymond mit einer Brennessel in Berührung bringen, wie von einer Ameise stechen lassen? Der Doktor hat eine Idee.

«Ich injiziere Ameisensäure in ein Stück Seife. Wenn Ihr Mann sich wäscht, kommt seine Haut mit der Ameisensäure in Kontakt, und es gibt einen Ausschlag.»

Die Seife bekomme ich auf Marken; es ist ein kleiner grünlicher Quader mit ebenso viel Tonerde wie echter Seife. Mit einer subkutanen Nadel spritzt er zwei Kubikzentimeter Ameisensäure kreuz und quer in die Seife. Jetzt geht es darum, sie dem Gefangenen zukommen zu lassen. Ich kann auf keinen Fall riskieren, ein Paket hinzubringen. Eine meiner Kolleginnen vom Gymnasium verwendet ihren Sommer darauf, beim *Secours national*, einer Vichy-Einrichtung, Päckchen für die Kriegsgefangenen zu packen. Ich weiss nicht, was sie denkt, aber vielleicht kennt sie eine dieser ehrenamtlichen Helferinnen des Roten Kreuzes, die in den Gefängnissen von Lyon Pakete an die Häftlinge verteilen. Sie nennt mir die Namen von zwei Vorstandsdamen. Ich stelle mich einer vor, unter meinem Namen, in meiner Eigenschaft als Lehrerin und mit der Empfehlung meiner Kollegin. Ich biete meine Hilfe an und werde gut aufgenommen. Ich werde helfen, Lebensmittel und Kleidung in Kartons zu verteilen. Ein Grossteil dieser Kartons sind anonym. Manche tragen einen Namen und eine Zellenummer.

In einen davon packe ich meine Seife und schreibe auf den Aufkleber «Ermelin Claude, Zelle 77», dann werfe ich das Ganze in den grossen Korb, der nach Montluc geht. Ich verspreche, bei der nächsten Verteilung in acht Tagen wieder mitzuhelfen, wenn meine Schwangerschaft es zulässt. Schliesslich wird es doch noch klappen!

Als ich die erste Kiste Cognac ins Carlton bringe, ist der Oberst informiert über meine Unterredung mit seinem Freund und nicht weit davon entfernt, mich unmenschlich zu finden. Er ist besorgt: Hat mich jemand mit meiner Kiste heraufkommen sehen? Ich beruhige ihn und kündige, wie vereinbart, eine baldige zweite Lieferung an.

Donnerstag, 30. September 1943

Serge Ravanel hat mich heute buchstäblich entführt.

«Komm, ich nehme dich mit nach Mâcon. Ein Personenzug hat heute Morgen den Bahnhof von Les Brotteaux verlassen, dabei waren zwei Wagen mit Häftlingen aus Montluc. Wir fahren nach Mâcon, dort wird man wissen, ob der Zug auf der Hauptstrecke fährt, in diesem Fall wird es bei Sennecey eine Entgleisung geben. Wenn er in der Bresse nach Saint-Amour umgeleitet wird, versuchen wir rechtzeitig die Kameraden in Cuiseaux zu erreichen. Dein Mann ist vielleicht im Zug. Wir müssen es versuchen!»

Serge hat ein richtiges Anmacherauto, ein rotes Torpédo-Kabriolett. Neben ihm sitzend, bin ich zunächst betört von der Geschwindigkeit, doch dann macht mich das Geholper eher kleinlaut. Er fährt schnell und abrupt. Er hat recht, wir sind zu auffallend, als dass man uns verdächtigen könnte. Aber ich habe ein Baby, das das überhaupt nicht mag, und ich will nicht ein zweites Mal Eis auf den Bauch bekommen. Ich bitte Serge, langsamer zu fahren. In Mâcon warte ich in der Bar des Hotel Champs-Élysées, während Serge sich nach dem Zug erkundigt. Enttäuscht kommt er wieder. Der Zug ist durch die Bresse gefahren. Hinter der Lokomotive war eine Flakplattform und am Zugende auch. Der Auskunft zufolge sind keine normalen Rei-

senden in diesem Zug; ausser zwei Waggons mit Häftlingen aus Montluc waren alle Wagen mit uniformierten italienischen Soldaten besetzt: Gefangene oder Freiwillige?

Die *Maquis* von Cluny haben die Hauptstrecke in Sennecey-le-Grand gesprengt: Ein Güterzug ist entgleist, und ein Tankwagen hat Feuer gefangen. Die Schwellen haben gebrannt, es wird mindestens zwei Tage dauern, bis der Verkehr wieder funktioniert. Es wird von Flics aller Art wimmeln, und es fehlt in der Gegend nicht an Spitzeln. Wir halten uns nicht lange auf.

Unterwegs überlegen wir: Meiner Ansicht nach ist Raymond nicht dabei. Aus zwei Gründen. Man hat ihm in Lyon bedeutet, dass er zum Tod verurteilt sei, also wird er in Lyon exekutiert werden. Zweiter Grund: Wenn der Oberleutnant der Gestapo seinen Cognac erhalten hat, muss er, verpflichtet wie er seinem Freund, dem Obersten, ist, seinen Gefangenen hätscheln – wenn ich so sagen darf – und zusehen, dass die Situation andauert. Serge, ebenfalls optimistisch, ist meiner Meinung. Wir diskutieren darüber, wie man es anstellen muss, damit der zweite Fluchtversuch gelingt. Eines haben wir am 21. September gelernt: Bei einem Überfall schiessen die Wachen im Lastwagen zuerst auf die Gefangenen. Man kann ihn also nicht plötzlich stoppen, so dass sie gewarnt sind. Die Erfahrung hat gezeigt, dass der Lastwagen zu schnell kam, als dass wir uns bei seinem Anblick noch hätten in Bewegung setzen können. Es ist also am besten, schon auf der Avenue zu fahren und auf dem Boulevard des Hironnelles auf seiner Höhe zu sein. Wenn wir bei gleicher Geschwindigkeit auf den Fahrer und die Wache auf dem Vordersitz zielen, verfehlen wir sie nicht, aber die Schüsse alarmieren die Wachen hinten, und sie schiessen auf ihre Ladung.

Schlussfolgerung: Wir müssen uns mit Schalldämpfern ausrüsten. In Kriminalromanen habe ich gelesen, dass die Gangster und die Killer ihre Waffen mit Schalldämpfern versehen. Ich hatte immer gedacht, es handle sich um Science fiction.

«Keineswegs», sagt Serge, «das gibt es.»

Er beschreibt mir systematisch dieses Ding und erklärt mir, warum es den Lärm der Schüsse dämpft. Ich habe es schon verstanden, aber wir besitzen so etwas nicht. Wo kann man sich das besorgen? Serge weiss, dass sie in der Schweiz hergestellt werden. Sie sind mehr oder weniger frei verkäuflich, doch man

muss den Lieferanten herausfinden und an ihn heranzukommen wissen. Schnell steht fest: ich werde in die Schweiz fahren. Über meine Lyoner Eisenbahner habe Ich in Annemasse Kontakte und werde schon über die Grenze kommen! Man hat viele jüdische Familien so hinübergeschleust.

«Nicht so schnell», sagt Serge, «wir müssen überlegen. Zuerst müssen wir uns der Lieferung versichern, es ist sehr schwierig geworden, hinüberzukommen. Seit ihrer Kehrtwendung sind die Italiener nicht mehr da. Die Deutschen kontrollieren Tag und Nacht die ganze französisch-schweizerische Grenze mit Hunden.»

Ich stimme zu, dass ich, bevor ich den Grenzübertritt riskiere, zuerst sicher sein muss, den Schalldämpfer zu bekommen. Wir brauchen unbedingt einen; zwei wären wunderbar.

Wer wird uns glauben, wenn wir erzählen, falls wir lebend aus diesem Krieg herauskommen, dass uns nichts unmöglich schien, dass eine Komplizenschaft die Geschichtslehrerin mit den Eisenbahnern von Vénissieux verband, dass Schweizer, Bürger eines neutralen Landes, Gefahren auf sich nahmen, um den Widerstandskämpfern und der Résistance ihrer Nachbarn zu helfen?

Montag, 4. Oktober 1943

Drei Tage, nicht einer mehr! Und ich habe für die Schweiz den Kontakt hergestellt. Schweizer Zöllner werden sich im Bahnhof von Annemasse meiner annehmen, ich werde mit zu ihnen gehen, sie werden mir zwei Schachteln mit zwei Schalldämpfern aushändigen. Natürlich werde ich zahlen müssen; es ist teuer, aber ich habe Geld. Pascal hat es mir gegeben, damit ich es zur Rettung Raymonds verwende.

Der 1. Oktober fiel auf einen Freitag. Das war der erste Schultag. Da ich vom zweiten Abiturstermin befreit war, habe ich erst heute, am 4. Oktober, angefangen. Ich habe, als ich am 13. Juli das Protokoll unterschrieb, nicht geglaubt, dass ich mein Gymnasium wiedersehen würde und dass mein Berufsleben weitergehen würde wie zuvor. Ich habe den gleichen Stunden-

plan wie im vergangenen Jahr, aber neue Gesichter in den Klassen. Die Kollegen haben sich nicht verändert. Es fehlt die junge Deutschlehrerin, die ich am 21. Juni vor der Schule hatte warten sehen, als ich zu dem mit Max verabredeten Essen gehen wollte. Niemand weiss etwas von ihr. Wo ist sie? Verhaftet? Untergetaucht? Umgebracht? Die Freiheit und das Leben sind heikle Dinge in diesem Herbst 1943!

Ich liebe die Atmosphäre in einer Klasse, wenn man mit neuen Schülerinnen Bekanntschaft macht. Die Kontaktaufnahme, die Karteikarten, die Ratschläge, die Erklärungen zum Programm nehmen den ganzen ersten Tag ein. Spezielle Bezugsscheine, die der Lehrer unterschreiben muss, erlauben, Hefte, Stifte, Lehrbücher zu kaufen. Ich beginne, als sollte das Schuljahr ungehindert ablaufen.

Ich erzähle meinen Schülerinnen, dass ich ein Baby erwarte. Erstaunlich, welche Verbundenheit sogleich entsteht. Ich bin nicht nur Lehrerin, ich bin auch Mama. Ich werde im Februar drei Wochen fehlen, das ist der gesetzliche Mutterschaftsurlaub, aber ich beteure, dass wir die verlorene Zeit aufholen werden.

Mittags komme ich nicht zum Essen heim in dieses leere Haus. Mit ein paar Kolleginnen gehe ich in ein Bistro an der Place Morand. Was für ein Geduldsspiel, diese Marken! Man muss abreißen, was unserer Mahlzeit entspricht: 60 g Brot, 10 g Fett, 25 g Wurst. Nur die Trauben und manche Gemüse sind frei verkäuflich. Alle reden von ihren Ferien, von ihren materiellen Sorgen: Ernährung, Winterkleidung. Man gibt wenig aufwendige Rezepte weiter. Eine schlägt sogar ein Omelette ohne Eier vor! Es ist verrückt! Die Einschränkungen, die findigen Ratschläge, alles trägt dazu bei, die Gedanken und die Bemühungen einer jeden auf den prosaischsten Alltag hin auszurichten. Wer weiss, vielleicht haben meine Kolleginnen auch ein Doppelleben, eine verborgene Seite, die ich nicht kenne und die genauso geheim ist wie die meine!

Gegen Abend schaue ich wie gewöhnlich in Maurices Geschäft vorbei; ich berichte ihm von meiner nächsten Reise nach Annemasse.

«Ich fahre am Donnerstag. Wenn ich an diesem Tag nicht hin- und zurückkomme, übernachtete ich unterwegs, denn am Freitag habe ich keinen Unterricht.»

«Ich fahre mit dir», sagt Maurice, «keine Widerrede. Wenn es Ärger gibt, kann ich zumindest die anderen benachrichtigen.»

Ich akzeptiere es bereitwillig, das lange Alleinsein in diesen Alptraumzügen mag ich gar nicht.

Mittwoch, 6. Oktober 1943

Wir haben beschlossen, heute Nachmittag zu dem Notar zu gehen, der zwei Schritte vom Laden entfernt wohnt. Maurice hat gestern Morgen den Termin vereinbart. Was für eine Sitzung! Maurice auf dem Stuhl neben mir hat, wie immer bei feierlichen Gelegenheiten, einen roten Kopf, macht grosse Augen und schwitzt. Ich sehe ihn nicht an. Ich habe Angst, nicht ernst bleiben zu können, denn ich lege eine Nummer hin, die den Notar verduzt. Ich zeige ihm meine Kennkarte: Mademoiselle Ghilaine de Barbentane, geboren am 27. Juni 1912 in Blanzky, wohnhaft Place des Jacobins Nr. 3. Ich erkläre ihm, dass ich die Absicht habe, einen Mann zu heiraten, der in Montluc inhaftiert und zum Tod verurteilt ist, und dass ich auf einen Heiratsvertrag Wert lege, in dem meine Rechte gewahrt sind.

Er findet die Sprache wieder, um mich zu fragen, ob ich an eine «Eheschliessung *in extremis*» dächte; in diesem Fall könne der Vertrag unmittelbar vor der Hinrichtung unterschrieben werden, zum Zeitpunkt der Eheschliessung. Ich erwidere, dass er richtig verstanden habe, dass ich das Dokument aber so bald wie möglich den deutschen Stellen vorlegen müsse und dass sie dann das Datum der Eheschliessung und der Unterzeichnung festsetzten. Wir machen eine Aufstellung des Eigentums meiner Familie und meines eigenen Besitzes. Hat der zukünftige Gatte Vermögen? Ich habe keine Ahnung. Ich weiss nicht einmal seinen genauen Familienstand. Der verblüffte Notar fragt mich, ob ich es mir gut überlegt habe. Ich sage ja und lasse eine Anzahlung auf das Honorar da. Wir verabreden uns für den 13. Oktober um halb fünf.

Wir sagen kein Wort, während wir über die dunkle Treppe und durch den engen Flur gehen, der die stattliche Kanzlei, aus der wir kommen, nicht ahnen lässt. Erst in der von den Fenstern

des Notars aus nicht zu sehenden Nebenstrasse brechen wir in schallendes Gelächter aus! Wir lachen Tränen. Maurice hustet und ringt nach Luft. Um die Sache zu feiern, lädt mich mein Cousin zu Mutter Brazier ein. Ich esse ein köstliches Schmorhuhn und ein riesiges Stück Kuchen. Maurice verhandelt über den – teuren – Kauf von belegten Broten für unsere morgige Reise: Schinken, Käse, Äpfel und Trauben. Fürstlich!

Donnerstag, 7. Oktober 1943

Die Fahrt nach Annemasse verläuft ohne Zwischenfälle. Um drei Uhr kommen wir an. Die Polizeikontrolle am Ausgang, auf französischer Seite, ist kein Problem. «Wohin wollen Sie?» – «Nirgendwohin. Wir warten auf eine alte Tante, die in Lussy wohnt, um sie mit nach Lyon zu nehmen. Wir wären froh, wenn sie bald käme. Wir möchten so schnell wie möglich wieder zurückfahren.»

Maurice soll im Wartesaal bleiben, ich werde die Ankunft des Busses beobachten. Wir unterhalten uns völlig normal, als handle es sich um eine kleine Spazierfahrt zwischen Lyon und Annemasse.

Am Ausgang bei den Toiletten erwartet mich ein Eisenbahner. Ich habe *Signal* in der Hand. Er führt mich in die Gepäckaufbewahrung, dann lässt er mich durch ein Drehkreuz gehen, auf dem «Personal» steht. «Hier ist die Dame», sagt er zu einem Schweizer Zöllner, «die im Zug von Lausanne zwei Pakete vergessen hat. Ich habe sie am französischen Ausgang eingeholt.»

Der Zöllner sagt «ah, ja» und nimmt mich mit in sein Büro. Ich gebe ihm die zweitausend Francs, der Preis für die beiden Schalldämpfer, und er händigt mir zwei ziemlich schwere, in braunes Papier eingeschlagene Pakete aus, nicht grösser als zwei Kinderschuhkartons. Auf jedem ein Etikett: Vierkantnägel für Hufschmiede. Zwanzig Minuten später entlässt mich das Drehkreuz wieder in die Gepäckaufbewahrung auf französischer Seite; ich gehe wieder an den Toiletten vorbei und treffe Maurice im Wartesaal.

«Die Tante war nicht im Bus, aber ich habe in der Eisenwarenhandlung Nägel gefunden, eine günstige Gelegenheit. Wann gehen wir? Ich kann es kaum erwarten, hier wegzukommen!»

«Und ich erst», antwortet Maurice, «ich bin schweissgebadet.»

Um Viertel vor fünf fährt ein Zug nach Lyon. Wir finden leicht einen Platz, die beiden Pakete liegen mit dem Rest unseres Proviantes im Gepäcknetz über uns. Bevor der Zug anfährt, steigen vier Gendarmen ein und stellen sich an beiden Enden des Waggons vor die Türen. Wir sind nicht viele in diesem Zug. Was wollen sie? Wir haben die Ellbogen auf die Handläufe der Gangfenster gestützt und beobachten sie. Der Zug ist langsam, er fährt an der Grenze entlang; an den Bahnübergängen sind bewaffnete deutsche Soldaten mit Autos und Hunden postiert. Ich kann mich nicht mehr zurückhalten und nähere mich den Gendarmen:

«Bei dieser Überwachung wagt es wohl niemand, sich hier in die Schweiz abzusetzen.»

«Glauben Sie», antwortet einer von ihnen; «in der Tat versucht es niemand mehr über die Strassen, man versucht es mit dem Zug. Wenn er langsamer fährt, gibt es immer welche, die springen und sich auf der anderen Seite wiederfinden. Wir sind bis Saint-Julien da. Wir fahren hin und her und kennen schliesslich jeden Meter der Strecke, niemand kann abspringen, wir versperren die Türen.»

Ich sage, dass man Mut braucht, um von einem fahrenden Zug zu springen.

«Ja, manche kommen dabei um. Und wenn sie auf der Erde sind, müssen sie auch noch die Strasse überqueren, wo sie manchmal auf eine Patrouille stossen.»

Plötzlich wird mir bewusst, dass ich noch vor einer Stunde in der Schweiz war, unter der Obhut eines Schweizer Zöllners, und dass ich in dem neutralen Land hätte bleiben können. Ich sage es lachend Maurice.

«Das stimmt», sagt er, «du musst verrückt sein, um freiwillig in diesen Saustall zurückzukehren!»

«Dieser Saustall», wie Maurice sagt, bedeutet für mich, die Kameraden wiederzusehen und die Befreiung Raymonds weiter

vorzubereiten. Ich kehre bereitwillig zurück. Danach wird man sehen.

Allmählich bricht die Nacht herein. Keine Beleuchtung im Zug. In Ambérieux eine problemlose Polizeikontrolle. Wir essen den Rest unserer belegten Brote im bläulichen Schimmer des kleinen Nachtlights, das über der Tür angegangen ist. Ein Schaffner kontrolliert, ob alle Vorhänge vor den Fenstern zugezogen sind. Bei dieser Geschwindigkeit kommen wir sicher erst nach der Sperrstunde im Bahnhof Perrache an. Wir können keinen Passierschein beantragen, um nach Hause zu gehen. Dazu müsste man zu viele Fragen beantworten!

Wir wissen, wie es nachts zugeht. Gruppen von Angehörigen der *Milice* und deutsche Patrouillen sind die Herren der Strasse. Oft betrunken und erregt, plündern sie im besten Fall, aber es kommt auch vor, dass sie vergewaltigen und töten. In der Gewissheit, nicht bestraft zu werden!

Zwanzig Minuten vor der Sperrstunde kommen wir an. Ich habe nicht mehr die Zeit, bis zur Avenue Esquirol zu kommen. Keine systematische Kontrolle am Ausgang. Mit unseren kleinen braunen Paketen unterm Arm – ich habe immer noch *Signal* in der Hand – laufen wir, um die letzte Strassenbahn zur Place Morand zu erwischen. Maurice haust in der Wohnung der Rue Pierre-Corneille, wo wir im September 1940 unser Lyoner Leben begonnen haben. Dorthin sind es zwei Minuten. Aber wir können uns nicht ohne Vorsichtsmassnahmen in die Wohnung im ersten Stock stürzen. Wir gehen an der Tür vorbei. Alles scheint ruhig, wir gehen schlüsselklappernd weiter in den zweiten Stock. Maurice huscht wieder hinunter, horcht an seiner Tür. Kein Geräusch. Er tritt ein und holt mich dann mit meinen beiden Päckchen. Bevor wir Licht machen, ziehen wir die Vorhänge zu; wir trinken einen Ersatzkaffee, der uns nicht am Schlafen hindern wird. Ich bin so müde!

«Nimm das Bett», sagt Maurice, «du musst dich ausruhen. Ich gebe dir einen Schlafanzug von mir; ich behelfe mir mit einem Sessel im Esszimmer.»

Ich schlafe sofort ein, werde aber bald von einem ungewöhnlichen Geräusch geweckt. Im Esszimmer ist Licht. Maurice, der keinen Schlaf findet, verrückt Stühle, um sich auf dem Boden einen Platz einzurichten.

«Hör zu, Maurice, das Bett ist gross, Raymond und ich haben darin geschlafen. Komm her. Dann schlafen wir zumindest für den Rest der Nacht beide gut.»

Zur Wand gedreht, die Nase im Kopfkissen, döse ich allmählich wieder ein. Mein Cousin hat die Lampe nicht ausgemacht. Ich drehe mich um.

«Was machst du mit diesem Licht? Lösch es und schlafe.»

Komisch auf den Ellbogen gestützt, am äussersten Rand des Bettes halb ausgestreckt, sieht er mich an und seufzt:

«Stell dir doch vor! Mit der Frau meines Cousins zu schlafen! Wer wird glauben, dass nichts passiert ist? Ich war immer höflich zu den Frauen, die mein Bett geteilt haben!»

Ich habe seine Seelenzustände satt.

«Das erzählst du Raymond, wenn wir ihn rausgeholt haben. Ich bin müde, lösche das Licht und schlaf.»

Sein gutes Gesicht, so wandelbar und ausdrucksvoll, hellt sich lächelnd auf:

«Einverstanden, Lucie, aber gib zu, dass es eine sonderbare Situation ist.»

«Mehr als du denkst, Maurice, mein Baby mag es nicht, wenn ich auf der Seite liege, bleib am Rand, ich brauche Platz, ich schlafe auf dem Rücken. Guten Abend, oder vielmehr guten Rest der Nacht.»

Freitag, 8. Oktober 1943

Als ich den Jungs vom *Groupe-Franc* die Schalldämpfer bringe, ist der Jubel gross. Jeder will sie anfassen, auf dem Maschinenpistolenlauf befestigen. Ein kleiner Versuch hinten in der Werkstatt überzeugt uns von ihrer Wirksamkeit. Das Geräusch ist nicht lauter als ein leichtes Klopfen an einer Tür. Gleichzeitig bemerken wir, dass die Schussleistung stark verringert ist und man aus grosser Nähe wird schiessen müssen. Wir haben die mit Ravel auf dem Rückweg von Mâcon entworfene Taktik ausgearbeitet: Eines der Autos wird mit gleicher Geschwindigkeit fahren wie der deutsche Lastwagen; dabei wird der Schütze auf den Fahrer und den Beifahrer zielen. Er muss sofort treffen, ein

zweiter Versuch kommt nicht in Frage. Da kein Schuss zu hören sein wird, haben wir eine Chance, dass die Wachen auf der Pritsche an eine Panne glauben. Eine Chance ...

Die Jungs beschliessen, gleich mit dem Training zu beginnen: In einem ruhigen Winkel auf dem Land, weit weg von Lyon, müssen sie lernen, auf ein bewegliches Ziel zu schiessen, während sie sich selbst auch bewegen. Ohne allzu grosse Mengen an Munition zu verbrauchen, denn wir haben nicht so viel davon, und ein Magazin mit dreissig Kugeln ist ein Schatz. Da ich frei habe, gehe ich mit ihnen. Wir freuen uns wie die Kinder, sind sehr zufrieden mit uns und beschliessen den Abend bei Chiffrot, wo ich mich mit Speck und Kartoffeln vollstopfe. Ich pichle mit den Kameraden auch unsere Monatsration Wein, die ich ihnen geschenkt habe, dann fährt mich Christophe zurück bis zum Grange-Blanche-Hospital. Den Rest des Weges gehe ich zu Fuss. Ich bin schwerfällig. Ich habe zu viel gegessen, zu viel getrunken, das Baby mag das nicht. Im Bett braucht es eine gute halbe Stunde, um sich zu beruhigen. Alles schwankt ein bisschen heute Abend. Gemessen erkläre ich Raymonds Schlafanzug bei meinem täglichen Bericht, dass alles gut läuft, dass es bald so weit ist, dass ich morgen um acht Uhr Schule habe, dass ich früh aufstehen werde, um meinen Unterricht vorzubereiten; dann schlafe ich wie ein Stein.

Mittwoch, 13. Oktober 1943

Der Notar hat mir einen Vertragsentwurf übergeben. Er hat Zeit gehabt nachzudenken und vergeht sichtlich vor Angst. Keinesfalls, so warnt er mich, wird er zum Sitz der Gestapo kommen, um bei der Unterzeichnung dabeizusein. Er wird sich erkundigen, ob die Anwesenheit eines Standesbeamten, unerlässlich für die Legalisierung der Heirat, als ausreichend erachtet werden kann, um die Unterschriften unter dem Vertrag zu beglaubigen. «In Ausnahmefällen», sagt er, «darf gegen Bestimmungen verstossen werden.» Er bittet mich, den deutschen Behörden klarzumachen, «dass er mich nur als Klientin kennt und dass er sich keineswegs für Politik interessiert».

Donnerstag, 14. Oktober 1943

Ich war im Rathaus des VII. Bezirks, um die Formulare für das Aufgebot zu holen, und um drei Uhr bin ich wieder einmal im Büro des deutschen Oberleutnants. Wir sind alte Bekannte. Er lässt mich Platz nehmen, sagt kein Wort über die Kiste Cognac. Sollte dieser Halunke von Oberst alles für sich behalten haben? Ich zeige ihm den Vertragsentwurf. Er will informiert erscheinen und lässt sich lang und breit über den Code Napoléon aus. Ich lege das Formular vom Rathaus auf seinen Schreibtisch.

«Ich habe die Personalien des Vaters meines Kindes nicht. Sie sagen, dass er Vallet heisst. Wissen Sie sein Geburtsdatum und seinen Geburtsort?»

Ich nerve ihn mit meiner pingeligen Art.

«Ah, diese Franzosen, ich werde Sie nie verstehen mit Ihrer Achtung vor dem Gesetz. Wissen Sie, Mademoiselle, dass ich Ihnen einen grossen Gefallen getan habe, indem ich Ihnen erlaubte, diesen Banditen zu sehen? Sie reden vom Gesetz, während es bei ihm um Leben und Tod geht. Wie langwierig und unbequem all das für mich ist. Ich habe dem Mitleid zu schnell nachgegeben. Nun ja, ich werde mich erkundigen.»

Er nimmt seinen Notizkalender vom Schreibtisch.

«Kommen Sie am Dienstag, dann habe ich diese Angaben. Oder doch nicht, man wird noch auf Ihre Besuche hier aufmerksam, kommen Sie am Donnerstag, dem 21., um fünfzehn Uhr mit Ihrem zu unterschreibenden Vertrag. Ich werde Ermelin herholen lassen. An diesem Tag ist mein Vorgesetzter in Paris.»

Mein Herz schlägt heftig. Ist es möglich, dass er es nicht hört?

«Danke, Monsieur; auch ich möchte es bald hinter mir haben. Erlauben Sie mir, Ihnen zum Dank durch Ihren Freund eine Kiste Champagner schicken zu lassen?»

Er antwortet nicht, ich verstehe, dass er einverstanden ist; meine beiden Spitzbuben haben sich also mein voriges Geschenk auch schon geteilt. Sonst hätte er Einspruch erhoben. Er begleitet mich an die Tür seines Büros und küsst mir die Hand: «Auf Wiedersehn, Mademoiselle, bis Donnerstag, den 21., um 15 Uhr.»

Wenn jemand meine Besuche bei der Gestapo bemerkt hat, muss er denken, dass ich entweder ein Spitzel oder das Schätzchen eines dieser Herren bin. Eins so unappetitlich wie das andere! Zum Teufel mit der Vorsicht. Ich gehe sofort ins Carlton, um den Oberst aufzusuchen. Das ist immer noch die beste Vorsichtsmassnahme! Ich unterrichte ihn gewissenhaft über meine Schritte. Er kennt übrigens alle Episoden des Romans, deutscherseits natürlich. Wie können sich Männer dieses Alters von einer jungen Frau foppen lassen, die eine so unwahrscheinliche Geschichte erzählt? Als ich ihm sage, dass ich beabsichtige, seinem Freund eine Kiste Champagner schicken zu lassen, leuchten seine Augen so sichtlich vor Verlangen, dass ich ihm das Gleiche verspreche. Im Innersten hoffe ich, dass dies meine letzte Ausgabe für sie sein wird.

Freitag, 15. Oktober 1943

Auf den 21. warten! Ich werde den ganzen Sommer gewartet haben! Doch das Ziel ist jetzt nah, und ich bin mir des Erfolgs sicher. Serge und die Jungs unserer Gruppe sind genauso ungeduldig wie ich. Sie leben weiterhin im Rhythmus ihrer Untergrundaktivitäten: Sabotageakte an Hochspannungsmasten, an Bahngleisen; Serge hat seine Inspektionen, seine Kontakte zu den *Maquis* und den anderen Verantwortlichen der *Armée secrète* in der Region Rhône-Alpes: «R.i», wie wir sagen. Immer auf Achse, voller Tatendrang, unerhört draufgängerisch, taucht Serge überall auf, überzeugt und begeistert seine Gesprächspartner. Mit Sicherheit und Unternehmungsgeist verfolgt er immer tausend Projekte. Wie sollen wir mit ihm scheitern?

Sonntag, 17. Oktober 1943

Ich habe Serge wiedergesehen. Alles geht gut. Die Gruppe ist fix und fertig, Ausrüstung und Wagen sind in Ordnung und funktionstüchtig. Serge muss aus Lyon weg und wird erst am Mitt-

woch zurückkommen. Dann werden wir unsere letzte «Konferenz» abhalten, wie er sagt. Maurice kümmert sich um das Versteck für Raymond. Ein junges Paar der Lyoner Gesellschaft, Freunde aus Kindheitstagen, erklärt sich ohne zu zögern bereit, diesen «Cousin» aufzunehmen, von dem er erzählt: Aus einem Gefangenenlager entflohen, muss er sich eine Zeit lang versteckt halten, bevor er sich nach England aufmacht. Herr und Frau Nicolas, Seidenhändler und hier in Lyon bekannt, laden also Maurice, den betreffenden Cousin und seine Gattin für Donnerstag Abend zum Essen ein.

Montag, 18. Oktober 1943

Grosser Unterrichtstag. Die Zeit vergeht schneller. In der Sexta beginnt das Schuljahr mit der Geschichte des alten Orients. Namen, die zum Träumen verführen: Mesopotamien, Babylon, Nabukadnezar, Abraham, der Tempel von Jerusalem, die Hebräer, Moses und der Berg Sinai. Die kleinen Jüdinnen der Klasse blühen auf, und das kommt nicht oft vor! Heute sprechen wir vom jüdischen Volk als dem ersten Volk der Antike, das die Totems, die Götzen, die vielen Götter aufgegeben hat, um an einen einzigen Gott zu glauben. Er ist nicht gerade zärtlich, dieser Gott! Doch die Mose übergebenen Gesetzestafeln sind eine Folge von Geboten, die all die kleinen Katholikinnen im Katechismus gelernt haben, um dieses Jahr ihre Erstkommunion zu feiern. Meine jungen Schülerinnen erkennen, dass sie Gleiche sind in der Identität eines Glaubens, der durch die nomadisierenden Hirten der Wüste und dann die sesshaft gewordenen Ackerbauern des Fruchtbaren Halbmonds bis in die westliche Welt gekommen ist.

In der Abitursklasse beschäftigen wir uns mit den Grossmächten der Welt. Ich habe eine Unterrichtsreihe über die Metallindustrie der Vereinigten Staaten und der UdSSR angefangen. Man braucht die Statistiken nicht zu frisieren – die von 38/39, denn neuere Informationen haben wir nicht –, damit die ganze Klasse versteht, dass 1943 die industrielle Macht auf Seiten der Alliierten ist.

In der Pause schlägt meine Kollegin, die Französisch unterrichtet, im Lehrerzimmer gehörig Krach. Man hat aus der literarischen Bücherei der Oberstufe Anatole France, Erkmann-Chatrian, Zola und Bergson entfernt. Sie ist also eine, die sicher bereit wäre, einen Gefallen zu tun, wenn man sie darum bäte!

Der Tag ist noch nicht zu Ende: Ein Rundschreiben geht durch die Klassen. Man muss es abzeichnen, man wird nicht sagen können, man habe es nicht gelesen: Die Kinos in Lyon werden *Jud Süss* zeigen, einen von den Nazis produzierten antisemitischen Film. Um die Schülerinnen darauf vorzubereiten, verlangt unser Minister, dass wir sie in die Wanderausstellung über die Rassenmerkmale führen, die morgen im ehemaligen Gewerkschaftshaus eröffnet wird. Betroffen sind die Lehrer für Geschichte, Französisch und Naturwissenschaften. Im Lehrerzimmer sind diejenigen, die am lautesten protestieren, wahrscheinlich die am wenigsten im Untergrund Engagierten. Niemand würde verstehen, wenn ich mit meinem Namen und meiner Freimütigkeit nicht auch protestierte. Es gibt Momente, in denen Schweigen nicht mehr Vorsicht, sondern Feigheit ist, und ich schlage vor, ein kurzes Schreiben an die Direktorin zu verfassen: «Die Französisch- und Geschichtslehrerinnen, deren Aufgabe es ist, ihren Schülerinnen den Sinn für Freiheit und Toleranz ebenso wie Kultur zu vermitteln, erachten es als ihres Auftrags unwürdig, mit ihrer Klasse in eine solche Ausstellung zu gehen.»

Von elf Kolleginnen sind wir fünf, die unterschreiben. Fünf von elf! Die anderen versichern, dass sie mit uns übereinstimmen, schlagen aber vor, das Problem nicht so direkt anzugehen. «Beschaffen wir uns ärztliche Atteste, um fernzubleiben», sagen sie. Vier schliessen sich diesem Vorschlag an. Neun von elf. Nicht schlecht! Die beiden anderen – am Anfang ihrer Karriere – zittern noch vor der Verwaltung. Aber mein Berufsstand steht nicht schlecht da; wenn ganz Frankreich so wäre!

Am Abend bereite ich meinen Unterricht für den nächsten Tag vor. Das Haus ist ruhig, zu ruhig. Die Winterzeit, die deutsche Zeit, wie wir sagen, zwei Stunden hinter der Sonne zurück, bewirkt, dass die Nacht schnell hereinbricht. Es ist Vollmond, er geht früh auf. Als ich bei gelöschtem Licht, zugezogenem Vorhang und offenem Fenster ins Bett gehe, ist er noch da und erhellt mein Zimmer, genau wie letzten Monat vor dem ge-

scheiterten Versuch. Er erlaubt mir, unter meinen Fenstern die Silhouette von Serge Ravanel zu erkennen, der vom Gehweg aus leise nach mir ruft. Ich gehe hinunter, um aufzumachen. Er ist blass, verschwitzt, schmutzig, seine Jacke zerrissen.

«Wo kommst du denn her?»

«Ich bin verletzt, wir sind im Departement Ain, in dem Haus, in dem wir uns versammelt haben, von der Feldgendarmarie eingekreist worden. Ich habe fliehen können.»

Sie waren zu fünft oder sechst und diskutierten über Massnahmen bezüglich der *Armée secrète*, als sie eingekreist und gefangengenommen wurden. Die deutschen Gendarmen teilten sich die Bewachung ihrer Beute. Serge war in einem Zimmer im ersten Stock mit einem Deutschen, der ihn durchsucht hatte, ohne die in seiner Hose in Höhe der Schamhaare versteckte zweite Pistole zu entdecken. Nach einer Stunde, als die Bewachung etwas nachliess, ergriff er seine Pistole am Lauf, schlug den Bewacher nieder, stürzte zum Fenster und sprang auf ein Glasdach, das mit einem schrecklichen Lärm zerbrach. Ohne sich um den Radau zu kümmern, rannte er zum nahen Flussbett und verschwand so schnell wie möglich im Gebüsch. Eine Kugel traf ihn am Arm und durchquerte den Bizeps. Fiebernd kam er dennoch bis Lyon. Er will noch vor der Ausgangssperre die Wohnung des «Käsehändlers» erreichen, der ihn nach seiner Entlassung aus dem Antiquaille-Hospital beherbergt hatte. Dort werde ich ihn morgen Abend treffen.

Dienstag, 19. Oktober 1943

Nach der Schule habe ich Serge besucht. Der mit uns befreundete Arzt hat ihn versorgt und ausser der Schusswunde auch die zahlreichen Schnitte desinfiziert. Es geht ihm schlecht, er hat hohes Fieber, eine beginnende Infektion. An der Operation am Donnerstag kann er unmöglich teilnehmen. Ich gehe in der Werkstatt vorbei, um der Gruppe Bescheid zu sagen. Etwas ratlos schlagen die Kameraden vor, die Sache zu verschieben. Für mich ist das schrecklich! Ich versuche es mit allen Mitteln: Überzeugung, Zorn und Verachtung.

«Wer wird denn einen Rückzieher machen? Alles ist bereit. Daniel schießt schnell und gut. Es wird keine anderen Gelegenheiten geben. Wer nicht mitmachen will, wird von niemandem gezwungen! Ich komme mit denen, die einverstanden sind. Wir haben ungeheures Glück: Am Donnerstag Abend gibt es einen Vortrag – er ist überall angekündigt – von einem deutschen Rassentheoretiker, Prof. Dr. Grimm. Die ganze Polizei wird in der Umgebung des Saals im Zentrum von Lyon, wo er sprechen wird, im Einsatz sein. Der Sieg ist uns gewiss.»

Die Jungs sehen sich an. Alphonse spricht als erster: «Ich mache mit.» «Ich auch!» sagt Daniel. Wir kommen alle», fügt José hinzu. «Wir sind dreizehn, mit dir sind es vierzehn.»

Ich stelle richtig: «Wir werden fünfzehn sein, Maurice ist auch dabei, er wird Raymond mitnehmen, sobald er befreit ist. Morgen nach der Schule erkunden wir mit den Fahrern ein letztes Mal das Gelände. Treffpunkt hier um fünf Uhr dreissig. Wir wählen den Standort in der Nähe der École de Santé, von wo aus wir sehen, wenn das Tor aufgeht. Wir fahren los, sobald die Schnauze des Gefangenentransporters zum Vorschein kommt, und lassen uns von ihm überholen. Auf dem Boulevard des Hironnelles fahren wir auf seine Höhe und schießen. Die beiden anderen Autos hinter uns halten an, die Jungs gehen in Stellung, um die Bewacher niederzuschieszen, wenn sie aussteigen. Josés Auto nimmt dann Maurice und Raymond auf, sobald die Handschellen durchtrennt sind, mit denen dieser an einen anderen Häftling gefesselt ist. Dann ladet ihr alle Gefangenen in unseren Lieferwagen, den Février steuert. Ihr bringt sie nach Vancia, dort lassen wir sie frei, nachdem wir sie mit dem ausgestattet haben, was sie brauchen, um wieder ein Leben als freie Menschen zu beginnen. Das Auto, in dem ich sitze, fährt Christophe. Neben ihm Daniel mit der Maschinenpistole und dem Schalldämpfer. Hinten Julien und ich, bewaffnet. Der Gefangenentransporter wird nicht sanft anhalten. Wir müssen sofort aussteigen und hinter unserem Auto in Deckung gehen, denn wir sind mit unseren Waffen den Bewachern, die hinten herausspringen werden, sicher am nächsten. Wir müssen sie niederschieszen, bevor sie Zeit haben zu begreifen und selbst zu schießen. Alles wird sehr schnell gehen. Die Schnelligkeit ist unsere Chance. Vorsicht! Um sechs Uhr ist es dunkel, wir dürfen nicht in alle Rich-

tungen schiessen und uns im Ziel irren! Daniel, alles hängt von dir ab. Verfehle sie nicht! Wir werden morgen Abend noch einmal alles besprechen. Wir essen zusammen, nicht wahr? Ich werde uns etwas Gutes beschaffen. Einverstanden?»

«In Ordnung», erwidert Daniel für alle andern.

Der schweigsame, sorgfältig gekleidete grosse Junge, den wir Février nennen, begleitet mich ein Stück Wegs. Als wir uns trennen, hellt sich sein ernstes Gesicht auf, und er sagt lächelnd: «Catherine, alles wird gut gehen; auf die Kameraden kannst du dich verlassen.»

Mir graut davor, in dieses einsame Haus zurückzukehren. Eine Rose klettert zu beiden Seiten des Buntglasfensters die Fassade hoch und trägt grosse, dumme, schwere blassgelbe Blüten, die nicht riechen. Ich liebe die Üppigkeit der Ringelblumen zu ebener Erde, auf die sich die langen kraftlosen Stengel der letzten Petunien stützen. Der Mond beleuchtet sie. Seine weisse Helligkeit liegt auf dem von den orangegelben Blüten der Ringelblumen und den lilarosa Kronen der Petunien bedeckten Boden. Niemand, der mich empfängt: Ich öffne die Tür, trete im Dunklen ein, ziehe automatisch die Vorhänge zu und mache dann erst Licht im Zimmer. Bevor ich mich schlafen lege, packe ich einen Koffer, der morgen zu den Nicolas' gebracht werden soll: Wäsche, ein Anzug, Schuhe, um Raymond von den Klammotten zu befreien, die er seit vier Monaten trägt. Schlafanzug, Waschbeutel und Handtuch; in diesen Notzeiten gibt es sogar im Hotel weder Wäsche noch Seife, und man gewöhnt sich an, sie im Gepäck zu haben. Für mich hatte ich schon im September einen Koffer bei einer Freundin hinterlegt mit Winterkleidung, dem Anfang einer Babyausstattung und einer Schachtel billigem Schmuck aus Bronze und Keramik: Ketten, Ringe und Ohrclips, für die ich schwärme.

Mittwoch, 20. Oktober 1943

Ich habe den Koffer auf den Gepäckträger meines Fahrrads geschnallt und deponiere ihn bei Maurice in der Rue Pierre Corneille. Maurice wird mir bei Schulschluss eine Wurst, eine grosse

Pastete und, so hofft er, eine Flasche Schnaps für das Abendessen mit den Kameraden bringen. Den Champagner für die Deutschen hat er noch nicht, aber er gibt mir zwei Kistchen Zigarren.

«Das erleichtert ihnen das Warten», sagt er. «Wenn es morgen klappt, werden sie keinen Champagner sehen.»

Maurice denkt an alles; aber gläubisch verwendet er das «Wenn», das ich ablehne.

Wie immer, wenn ich im Unterricht bin, vergesse ich die Sorgen draussen. Das muss das sein, was man «pädagogische Berufung» nennt. Eine Nachricht der Direktorin bestellt mich für ein Uhr fünfundvierzig, bevor der Nachmittagsunterricht wieder anfängt, zu einer Mitteilung in ihr Büro. Wir finden uns zusammen dort wieder, die fünf, die gestern das Schreiben unterzeichnet haben. Die Warnung ist kurz und bedrohlich:

«Meine Damen, ich bin genötigt, Ihren Protest an den Schulrat weiterzureichen, der mir die ministerielle Aufforderung übermittelt hatte, der nachzukommen Sie sich weigern. Sie haben sich bereits im vergangenen Jahr geweigert, mit Ihren Schülerinnen im Stadion aufzumarschieren und den olympischen Gruss zu entbieten, unter dem Vorwand, er gliche dem Hitlergruss. Der Schulrat hatte Sie aus diesem Anlass empfangen und hat es sicherlich in Ihren Akten vermerkt. Machen Sie sich auf Ärger gefasst.»

Wir verlassen ihr Büro ganz unbesorgt. Der Schulrat hatte uns im November 1942 seine Meinung zu verstehen gegeben: «Die Meldungen Ihrer Direktorin sind in meinem Archiv abgeheftet. So lange sie der Ansicht ist, dass der obligate hierarchische Weg zum Minister über mich läuft, haben Sie nichts zu befürchten. Sie ist zu autoritätshörig, um meine Behörde zu übergehen.»

Von vierzehn bis siebzehn Uhr drei Stunden Unterricht ohne Probleme. In der Sekunda haben wir sehr gelacht: Die Hälfte der Schülerinnen versteht nicht, warum der Mond, der sich um sich selbst und um die Erde dreht, den Erdenbewohnern immer dasselbe Gesicht zeigt. Wir spielen das Ganze: Eine Schülerin ist die Erde, die sich um sich selbst dreht, eine andere ist der Mond mit seiner doppelten Bewegung, eine dritte ist die Sonne. Es endet mit einem Drehwurm und allgemeiner Verwirrung.

Um halb sechs Uhr erkunden wir zu fünft die genauen Standorte der Autos für morgen. Meine Kameraden haben bereits die Querstrasse zur Avenue Berthelot gewählt, aus der wir herauskommen werden, um dem deutschen Lastwagen zu folgen, wenn er die École de Santé verlässt. Das Auto, das uns überholen muss, hat einen unauffälligen Standort vor der Kurve eingenommen, die dem Boulevard des Hirondelles vorangeht. Für die beiden anderen Autos ist es ganz einfach. Unser Lieferwagen folgt von der Kurve an, und der für Raymond vorgesehene Citroën stellt sich direkt an die Rückseite der Tabakmanufaktur.

«Das klappt, Jungs, ich bin ganz zuversichtlich. Ich habe etwas zu essen für heute Abend aufgetrieben, nur Brot und Wein fehlen noch.»

«Wir kümmern uns darum», sagt Chevalier.

Als wir ins Bistro von Vénissieux kommen, ist die Wirtin dabei, im Hinterhof zwei Kaninchen das Fell abzuziehen. Sie sind frisch geschlachtet; die Eingeweide, die Haut, die sie wie einen Strumpf abzieht, dampfen im Halbdunkel dieser etwas kühlen Nacht. Sie veranschlagt eine knappe Stunde, um ihr Ragout zu kochen. Die Kameraden trinken den Apéritif. Einen Pernod-Ersatz. Ich hasse den Geruch. Das Café ist geschlossen, der eiserne Vorhang heruntergelassen. Die Marmortische sind schnell gedeckt. Es fängt gut an, mit Wurst, Pastete, einem Kartoffelsalat, damit der Brotvorrat länger hält. Einen kleinen Beaujolais schlürfend, frage ich, woher die Kaninchen kommen. «Stell lieber keine Fragen», sagt Daniel. Meine Kameraden sind keine Chorknaben, wie mir Vergaville sagte.

Die Jungs haben ihre Messer hervorgeholt und schneiden systematisch mit Pastete belegte Brotwürfel ab, Bissen um Bissen. Sie haben einen Appetit! Das Ragout kommt. Ich habe noch nie ein so zähes Kaninchen gegessen. Zunächst kaut jeder gewissenhaft. Sie hatten sich so auf dieses Ragout gefreut.

Schliesslich explodiert einer: «Deine Kaninchen sind nicht gar, Wirtin.»

Die Köchin erwidert: «Sie werden nicht zarter, das Fleisch ist zu frisch. Ihr hattet es alle so eilig, dass man sie um ein Haar lebend hätte kochen müssen.»

Sie ist dankbar, als ich ihr sage, dass ihre Sosse ausgezeichnet ist. Ich verteile die Zigarren, die Maurice für meine deutschen

Kontakte gekauft hatte. Welche Erregung um mich herum, meine Kameraden sind glücklich und überschwänglich. Die Luft ist unerträglich, sie ziehen mit solcher Inbrunst an ihren Zigarren, dass deutlich wird, dass sie noch nie welche geraucht haben. Ich möchte früh nach Hause gehen: «Das ist meine Nachtwache heute; wenn ich morgen nicht zum Ritter geschlagen werde, werde ich es nie mehr.» Sie verstehen meine Rede nicht. Da erkläre ich ihnen die Regeln des Rittertums.

Daniel bricht in Gelächter aus: «Statt Lanze und Degen wirst du morgen die Maschinenpistolen im Einsatz sehen!»

Beim Gehen rate ich noch zur Vorsicht: «Fahrt nicht zu spät ab; lenkt vor allem keine Aufmerksamkeit auf euch. Wenn sich einer erwischen lässt, ist es aus. Bewacht die Werkstatt gut. Ich komme morgen Vormittag vorbei.»

Donnerstag, 21. Oktober 1943

Ich verlasse früh das Haus. In einem blauen Himmel geht die Sonne auf, die Ringelblumen neigen sich unter dem Gewicht des Taus. Hinter mir höre ich das dumpfe Geräusch eines fallenden Apfels. Es kommt mir vor, als sei es der Abschiedsgruss dieses kleinen Hauses, dem ich für immer den Rücken kehre. Ich gehe in einem etwas sonderbaren Zustand. Es wird etwas geschehen, das mein Leben verändern wird. Als mein Vater im Juli 1914 seinen Weinberg, seine Frau und seine kleinen Töchter verlassen hat, um in den Krieg zu ziehen, wird er wohl in der gleichen Verfassung gewesen sein. Plötzlich zwingt einen die Mobilisierung, mit einer ganzen Vergangenheit und einer Umgebung zu brechen. Vielleicht geht man so ins Kloster? Ich erinnere mich an dieses Gefühl von Entsagung, das ich empfunden hatte, als meine Cousine den Schleier nahm: Ich war vierzehn Jahre alt.

Nachdem ich die Tür hinter mir geschlossen habe, frage ich mich, ob das Haus ein Gedächtnis hat. Erinnert es sich an uns beide, an unser Glück? An die Entspannung, die unsere Aufnahme all jenen Widerstandskämpfern gewährte, die seit langem unsere Freunde waren oder die wir gerade erst kennenge-

lernt hatten? Unsere Adresse! Wie viele haben sie aufgeschrieben? «Sie fahren nach Lyon, gehen Sie doch bei Lucie Bernard und Raymond Samuel vorbei, sie sind in einem *Mouvement*. Sie werden ihnen helfen, und bei ihnen gibt es immer Platz.» Jedes Jahr an Weihnachten schmücke ich einen Baum. Drei Weihnachtsfeste seit dem Sommer 1940, mit kleinen Päckchen, bescheidenen Karten, die ich an jeden, der in dieser Zeit vorbeikommt, austeile. Die Überraschung dieser im Untergrundkampf engagierten, rauhen Männer, ihre Rührung und ihr Dank! Ein kleines bisschen Wärme, ein Hauch von normalem Leben inmitten der Gefahr und Anonymität. Ich sah zu, dass ich immer ein paar Vorräte hatte, die mir erlaubten, ein kleines Mahl zu improvisieren. Heute lasse ich diese Vorräte, die ich angelegt hatte, als sollte es ein normaler Winter für mich werden, im Keller zurück. Maria, unser Mädchen, das morgen aus seinem Sommerurlaub im Département Indre zurückkehrt, wird sie finden.

Vorbei ist es mit dem richtigen Haus einer richtigen Familie wie in Friedenszeiten, das den Menschen im Untergrund die Erinnerung an Stabilität und das Bedürfnis, sie wiederzuerlangen, mitgab. Ein richtiges Haus, in dem unsere Kameraden seit dem Frühjahr 1941 ein kleines fröhliches Kerlchen zur Welt kommen und aufwachsen gesehen hatten, das einzige Kind in unserer Welt von Einzelgängern, das da war wie eine Verheissung der Rückkehr zum Glück und zur Sicherheit.

Mein ganzes Gepäck ist die Stofftasche, die meine Schwiegermutter mir letzten Winter gestickt hat. Sie enthält den Rest des Geldes, das Pascal Copeau mir anvertraut hat, einige Pfeifen, die letzte Tabakration und eine kleine Flasche Rum. Ich stelle mir vor, wie Raymond sich wieder mit den langsamen Bewegungen seiner schönen Hände die erste Pfeife als freier Mann stopft. Ich werde diese Tasche bei einer Tante hinterlegen und nach der Operation wieder mitnehmen. Maurice wird mich bei ihr abholen und zu Raymond bringen, denn ich muss bei der Gruppe bleiben bis zum Schluss, bis wir uns zerstreuen.

Auf dem Weg zur Endstation der Strassenbahn komme ich am Gerichtsmedizinischen Institut vorbei. Ich werde keine Leichen mehr anschauen, der Wärter wird nicht mehr alle zehn Tage sein Tabak-Trinkgeld bekommen. Es ist Herbst; die Bir-

ken auf dem Platz beginnen ihre Blätter zu verlieren, kleine goldene Scheiben, die tanzen, schweben und nicht aufhören zu fallen. Ich schliesse eine Wette ab, während ich einem von ihnen mit dem Blick folge. «Wenn ich bis zwanzig zählen kann, bevor es den Boden berührt, dann klappt es heute Abend.» Und ich gewinne jedesmal! Ich suche Ravel beim «Käsehändler» auf. Fiebrig und nervös, wie er ist, hält es ihn nicht auf dem Sofa, wo er ruhig liegenbleiben sollte. Er ist verärgert, weil er heute nicht mitmachen kann, und redet unaufhörlich von Vorsicht und Waghalsigkeit. Ich umarme ihn in aller Freundschaft und verspreche ihm, dass die Sache gelingt, auch ohne ihn. Ich habe einen vollen Vormittag. Ich schaue bei meinen Schwiegereltern in der Rue des Charmettes vorbei. Sie ahnen nichts und glauben fest, dass ihr Sohn in London ist. Meine junge Schwägerin, Ginette, begleitet mich ein Stück Wegs: Sie ist auf dem laufenden und zeigt keinerlei Beunruhigung, ich glaube, dass sie mir vertraut, schliesslich habe ich ihren Bruder schon zweimal rausgeholt! Sie wird die Tasche zu unserer Tante bringen. Ich lasse sie die Adresse unseres kleinen Jungen wiederholen, eine Vorsichtsmassnahme für die Zukunft, aber ich bin sicher, dass sie unnötig ist.

In der Werkstatt treffe ich meine Kameraden. Zwei von ihnen bauen gerade die vordere rechte Tür unseres Citroën wieder ein. Sie haben die Scheibe herausgenommen, die nicht ganz herunterzudrehen war und den Halt und das Gleichgewicht der Maschinenpistole gefährdet hätte, die auf den deutschen Fahrer zielt. Ich kann nicht umhin, ein letztes Mal einzuschärfen:

«Daniel, wir fahren in der zweiten Reihe, du ziehst die Waffe, du stützt sie auf, du zielst und du schiesst: genau und schnell. Hast du gut geübt, hast du's im Griff?»

«Keine Sorge, Catherine, ich kenne sie auswendig, diese ‚Sten‘. Ich habe sie unter den gleichen Bedingungen ausprobiert, sie offenbart sich beim sechzehnten Schuss, der Schalldämpfer nimmt ihr etwas von ihrer Kraft, aber es ist eine gute Maschine. Die ersten drei Schüsse werden ins Schwarze treffen. Du kannst beruhigt sein, es ist schon so gut wie geschafft!»

Etwas schwerfällig stehe ich da. Ich komme in den sechsten Monat. Von dem Öl- und Benzingeruch wird mir übel. Ich stehe

da mit diesen Burschen, die bereit sind für heute Abend, und kann mich nicht entschliessen zu gehen. Sie wissen, dass sie sich auf eine schwierige und gefährliche Sache einlassen. Mehrere haben Frauen und Kinder. Sie wissen, dass sie einen Mann retten werden, der einer der Führer der *Armée secrète* war. Ich habe ihnen schon vor langer Zeit gesagt, dass er mein Mann ist. Sie kennen die Kraft meiner Liebe, meine Entschlossenheit, meinen Siegeswillen. Mehr als alles andere sind sie mir dankbar, dass ich in den letzten Monaten trotz meiner Schwangerschaft die gleichen Risiken eingegangen bin wie sie und dass ich heute Abend dabei bin und wie die anderen kämpfe. Die Brüderlichkeit, die Achtung unter uns sind total, deshalb kann es keine Fahnenflucht geben. Ich verlasse sie ganz einfach. «Bis heute Abend, Jungs, ab halb sechs Uhr ist jeder an seinem Platz.» An der Tür der Werkstatt drehe ich mich zu einem letzten Gruss um. In dem gedämpften Licht, das durch die blau verfärbten Scheiben des Dachs fällt, stehen fünf Männer und schauen mir nach. Meine letzte Erinnerung: Alphonse schlägt die fensterlose Tür des Citroën zu, während José und Février sich langsam die Hände an einem schmierigen Lappen abwischen.

Ich habe Hunger. Im Zentrum kaufe ich ohne Marken eine sogenannte «Makrone». Ich knabbere sie beim Gehen. Ich habe den Eindruck, eine Mischung aus Sand und Kleie zu essen. Es ist ein schöner Herbsttag; auf dem Gehweg das rhythmische Klappern der dicken Holzsohlen: Sie verlängern die Silhouetten, ebenso wie die auf den Köpfen der Frauen aufgetürmten Lockenfrisuren. Vor allen Geschäften stehen Warteschlangen. Jeden Tag beginnt von Neuem die Suche nach Nahrung gegen Marken. Wie fern ich mich diesen täglichen Problemen fühle! Meine Suche hat heute ein anderes Ziel. Eine der Frauen in den Warteschlangen ist vielleicht die Mutter oder die Schwester eines der Burschen, an deren Seite ich heute Abend kämpfen werde. Ich stelle mir die Gespräche vor den Geschäften morgen vor: «Die Résistance hat einen deutschen Lastwagen voller Gefangener überfallen, direkt vor Montluc.»

Ich stelle mir die Schultern vor, die sich wieder aufrichten werden, die lebhafteren Blicke, den unausgesprochenen Jubel: Die unbesiegbare Gestapo hat eine Niederlage einstecken müssen. Ich frage mich, wieviele getötete Deutsche uns die Ge-

rüchte morgen zuschreiben werden. Bei Madame Gros an der Place des Jacobins ziehe ich mich um. In einer kleinen Kneipe in der Nähe esse ich ein Würstchen mit Kohl und trinke eine Kraftbrühe, und dann übernehme ich zum letzten Mal die Rolle des verführten jungen Mädchens. Von der Gallieni-Brücke aus gehe ich die Avenue Berthelot hinauf. Ich wundere mich, dass ich nicht nervös bin. Aktiv sein ist das beste Beruhigungsmittel.

Raymond steht schon im Büro des Oberleutnants, als ich erscheine. Der trifft seine Vorkehrungen, um zu vermeiden, dass die Soldaten, die den Häftling begleiten, mich sehen! Ich wette, dass er mich als erste wieder entlässt. Das gleiche Zeremoniell: Er empfängt mich mit grösster Höflichkeit, tut so, als sähe er Raymond nicht, spricht ihn nur mit Verachtung an, reicht mir einen Zettel mit Geburtsdatum und Geburtsort von François Vallet, sieht zu, wie wir den Vertrag prüfen, den Raymond sofort akzeptiert, und sagt zu mir: «Das ist alles, nicht wahr? Kommen Sie nicht ohne Verabredung. Geben Sie mir über meinen Freund im Carlton Bescheid und warten Sie meine Einladung auf demselben Weg ab.»

Ich habe das deutliche Gefühl, dass er Angst hat: Gerede seiner Untergebenen? Hat vielleicht sein Vorgesetzter etwas gerochen? Ich weiss nicht. Jedenfalls ist er nervös, öffnet die Tür seines Büros, schaut in den Flur und sagt: «Gehen Sie jetzt. Auf Wiedersehn, Mademoiselle», diesmal ohne Handkuss.

Ich habe kaum mit Raymond sprechen können. Er hat nur ein kleines Zwinkern riskiert, als ich ihm den Kopf zuwandte, während der andere den Flur inspizierte. Er hat also verstanden.

Mitten auf der Treppe versagen mir die Beine! Plötzlich höre ich hinter mir jemanden laufen. Der Gedanke durchzuckt mich, dass Raymond nichts begriffen hat und versucht, auf eigene Faust aus diesem Büro abzuhausen. Ein langer Kerl von jungem Soldat rennt, immer zwei Stufen auf einmal nehmend, mit einem Arm voll Akten an mir vorbei und durch den Hof zum Hinterhaus. Uff!!

Ich gehe dann direkt zum Bezirksrathaus und gebe im Standesamt ein Aufgebotsformular ab. Vielleicht hat mich der Oberleutnant beschatten lassen? Vielleicht überwacht er meine Bewegungen und meine Schritte? Als ich das Rathaus verlasse,

geht mir Maurice, mein Schutzengel, voraus und lässt sich dann vor der Strassenbahnhaltestelle überholen. Ich betrete das Café «La Marquise de Sévigné» und bestelle eine Schokolade. Es ist ein Absud von Kakaorinde, gesüsst mit Sacharin. Es ist heiss und hat einen leichten Schokoladengeruch. Ich habe Lust auf eine zweite Tasse. Ich widerstehe. Mit diesem Baby, das seinen sechsten Monat begonnen hat, habe ich Blasenprobleme. Nicht zu viel trinken! Das fehlte noch, wenn ich nachher von einem schrecklichen Bedürfnis zu pinkeln gequält würde! Es ist Zeit, das hübsche Kostüm abzulegen, die Schminke abzuwischen. Die sechs Stockwerke zu Madame Gros hinaufzusteigen, beginnt mir schwerzufallen. Sie ist nicht da. Ich hinterlasse ein paar Zeilen, um ihr auf Wiedersehn zu sagen. In diesem Zimmer, das Ermelins Unterschlupf war, bevor es die offizielle Adresse von Mademoiselle de Barbentane wurde, werden nur wenige Spuren unserer Anwesenheit Zurückbleiben! Es wird ein Umkleideraum gewesen sein. Raymonds und meine sukzessiven Häutungen werden heute Abend in eine ganz neue Existenz münden.

Wie ich diese Strassen, diese Quais, diese Strassenbahnen, diese Brücken von Lyon kenne! Um fünf Uhr zwanzig steige ich an der Rue Jean-Macé aus der Strassenbahn aus. Um fünf Uhr dreissig sitze ich auf dem Rücksitz des Citroën, hinter dem Fahrer. Wenn nur das Tor der École de Santé schnell aufgeht und wir nicht lange da stehen und die Aufmerksamkeit auf uns lenken! Um fünf vor sechs kündigt sich der letzte Akt an: Zwei deutsche Soldaten kommen und kontrollieren den spärlichen Verkehr auf der Avenue Berthelot. Christophe startet. Das Tor geht auf, da ist der Lastwagen, der aus der Querstrasse kommt. Er biegt in die Avenue ein und beschleunigt, wir folgen. Keiner von uns spricht. Daniel hält seine Maschinenpistole auf den Knien. Ich umklammere meine Pistole. Linkskurve, wir sind auf dem Boulevard des Hirondelles.

Ich sage zu Christophe: «Los.»

Er beschleunigt. Wir kommen auf die Höhe des Führerhauses. Daniel schieisst, man hört keinen Knall.

Dann geschieht etwas Verblüffendes: Der deutsche Lastwagen wird langsamer und hält gar nicht ruckartig am Strassen-

rand an. «Du hast sie verfehlt», sagt Christophe. Während wir auf der linken Seite aussteigen, um hinter unserem Auto in Deckung zu gehen, sehen wir den deutschen Fahrer über seinem Lenkrad zusammenbrechen, während der Soldat vom Beifahrersitz sich über ihn beugt. Hinten springen mit der Waffe in der Hand die Bewacher heraus, überrascht über dieses unmotivierte Anhalten. Die Kameraden sind schon hinter ihrem Auto in Stellung gegangen; einer der Bewacher ist schneller, rollt ab und verschwindet im Graben der Eisenbahn. In zwei Minuten haben wir unsere Magazine leereschossen, die Deutschen auch. Aber sie sind getötet. Mitten im Kampf sehe ich im Licht unserer Autoscheinwerfer Raymond mit einem anderen Mann, der an ihn gefesselt ist, vom Wagen springen. Ich schreie:

«Achtung, der Gabardinemantel, das ist Raymond.»

«Scheisse», sagt Lyonnet und schwenkt die Maschinenpistole, «ich habe ihn getroffen.»

Maurice ruft Raymond, die Handschellen werden mit den Spezialzangen durchtrennt, und sie rasen im dritten Citroën zum vorgesehenen Zufluchtsort. Währenddessen laden die Kameraden die übrigen Gefangenen in unseren Lieferwagen.

Um sechs Uhr ist in der Tabakmanufaktur Feierabend. Vor den immer noch brennenden Scheinwerfern des deutschen Lastwagens sehe ich, hinter meinem Citroën in Sicherheit, wie sich ein Pulk von Arbeitern flach auf die Strasse hinwirft. Alle, ausser einem, der ein Fahrrad hat, er hält es am Lenker, auf dem Hinterrad sitzend, und scheint sich mit dem Vorderrad das Gesicht zu schützen. Ein Sack Kartoffeln fällt von seinem Gepäckträger. Er zögert, dreht um und hebt ihn auf. Eine groteske Episode in dem Stück, das wir spielen.

Ich schreie: «Wir fahren jetzt, schnell.»

In meinem Auto sitzt neben mir Chevalier, der blutet. Er ist bei Bewusstsein und robust, aber er hat einen Schuss in den Mund bekommen. Wir müssen ihn sofort zu unserem Arzt bringen, den wir in Alarmzustand versetzt haben.

Ich dachte, das Schauspiel sei zu Ende, doch noch soll der Vorhang nicht fallen. Der Doktor lässt Chevalier rittlings auf einen Stuhl sitzen, Kopf und Arme auf der Rückenlehne abgestützt. Er knöpft seinen Hemdkragen auf.

«Du hast noch mal Glück gehabt», sagt er, «sehen Sie, die Kugel ist hinten wieder ausgetreten. Wenn er sich bewegen kann, so weil nichts Wichtiges getroffen wurde. Ich muss das ganze Blut abfliessen lassen, das ein grosses Hämatom bildet, dann werden wir die Wunde desinfizieren. Christophe, halte die Schale.»

Der Doktor beginnt zu drücken, und das Blut fliesst.

«Daniel, löse mich ab», sagt Christophe, der weiss wie ein Leintuch ist und sich auf der Toilette übergeben muss.

In einer Minute ist Daniel im gleichen Zustand. «Sie sind dran», sagt der Doktor und reicht mir die Schale.

Als alles sauber und verbunden ist, sagt der Doktor zu Chevalier, der nicht mit der Wimper gezuckt hat: «Ich gebe dir vorsichtshalber eine Tetanuspritze.»

Unser Kamerad, der seit dem Boulevard des Hironnelles stumm geblieben war, findet seine Stimme wieder: «O nein, Spritzen mag ich gar nicht.»

Wie ich sie liebe, meine drei Ganoven! Sie riskieren ihr Leben, sind zu allen Waghalsigkeiten bereit, doch der Anblick von Blut oder einer Spritze jagt ihnen Angst ein. Wir lachen zusammen darüber.

Wir müssen uns beeilen und aufbrechen. Ich möchte bald bei meiner Tante sein, damit Maurice mich zu Raymond fährt. In der Rue de la Martinière trennen wir uns. Sie haben es auch eilig, den Citroën in die Werkstatt zurückzubringen. Um neun Uhr abends ist die Stadt von allen verfügbaren Polizeieinheiten mit einem Kontrollnetz überzogen. Über Lautsprecher hat man die Ausgangssperre für zehn Uhr verkündet: Es ist nicht ratsam, sich heute Abend auf der Strasse herumzutreiben.

Ich beginne die Anstrengung des Tages zu spüren, als ich die Treppe hinaufsteige, die mich in den dritten Stock zu meiner Tante führt. Sie steht auf dem Treppenabsatz. Ich bin noch nicht auf der letzten Stufe, da schallt es mir schon entgegen: «Mein armes Kind!» Ich weiss nicht, wie ich bis zu einem Sessel gekommen bin. Ich habe gedacht: Raymond ist tödlich verwundet worden. Ich bin der Ohnmacht nahe. Sie stärkt mich mit einem Glas Schnaps und beruhigt mich. Sie wollte nur sagen, dass das Treppensteigen mühsam für mich ist und dass ich erschöpft aussehe.

Maurice hat es eilig, mich zu Raymond zu bringen. Wir fahren schnell in Richtung Croix-Rousse. Ich habe meine Stofftasche dabei und die Geschenke für Raymond. Die Nicolas' sind grossartig. Sie haben Raymond aufgenommen, verarztet und mit einem reichlichen Vorrat warmen Wassers in seinem Zimmer alleingelassen. Beim Hinaufgehen sagt Maurice zu mir: «Du wirst sehen, er hat nur eine ganz unbedeutende Verletzung», und lachend: «Eine kleine Schusswunde mitten auf der Wange.»

Man lässt mich allein mit Raymond. Er beendet gerade seine Toilette. Er hat sich vom Schmutz von vier Monaten befreit, sich wieder und wieder gewaschen, und nun steht er da, drei-viertels nackt, mager und weiss. Im Kreuz, für ihn im Spiegel schwer zu sehen, hat er noch einen grauen und krustigen Fleck auf der Haut: Zeugnis seines Aufenthalts bei der Gestapo. Er hat einen Verband auf der Wange. Unter dem Kinn, quer überm Hals, ein weiterer Verband.

«Ich bin noch mal davongekommen. Die Kugel, die durch die Wange eindrang, ist schräg durch den Hals wieder ausgetreten! Eine fingerlange Spur. Wenn ihr mich getötet hättet, wäre ich, glaube ich, noch im Sterben froh darüber gewesen, den Nazis entkommen zu sein!»

Wir können nicht aufhören, uns anzusehen.

«Du bist ja wirklich schwanger! In weniger als vier Monaten werden wir noch ein Kind haben?»

Wie ich es mir vorgestellt habe, stopft er langsam eine seiner Pfeifen; er raucht sie beim Gehen. Er kann nicht kauen mit seiner Verletzung, ich esse alles, was auf dem Tablett ist, das Madame Nicolas im Zimmer bereitgestellt hat. Ich bin müde, ich würde gern hören, was er sagt. Er hat vier Monate Schweigen aufzuholen. Er redet und redet, rauchend, den Rum aus der kleinen Flasche trinkend. Ich bin müde, der Klang seiner Stimme schläfert mich ein.

Ich öffne ein Auge, als ich auf meinem Bauch seine weichen Lippen und eine warme Feuchtigkeit spüre. Weint er? Nein. Vom Reden haben seine Wunden wieder angefangen zu bluten, der Verband auf seiner Wange ist rot, ganz blutgetränkt. Wir wecken unsere Gastgeber nicht. Ich schlafe neben einem Mann, der mit dem auf seinem Kopf verknoteten Handtuch aussieht wie ein Osterei.

Freitag, 22. Oktober 1943

Madame Nicolas hat uns das Frühstück ins Zimmer gebracht. Diese hübsche blonde Frau, taktvoll und scheinbar gelassen, ist wohl doch etwas überfordert mit der Anwesenheit dieser beiden Personen. Sie spürt genau, dass die Situation nicht ganz den Erklärungen entspricht, die unser Cousin ihr geliefert hat. Ich stelle mir die Verblüffung dieses jungen Ehepaars vor, als Maurice gestern Abend den blutenden, struppigen und schmutzigen Raymond hierhergebracht hat. Für einen entflohenen Kriegsgefangenen, den sie ein paar Tage beherbergen sollten, eine sonderbare Figur!

Auch die Unerfahrensten werden unschwer einen Zusammenhang zwischen einer frischen Schusswunde, der gestrigen Schiesserei und den strengen Massnahmen sehen, die die Deutschen in der Stadt ergriffen haben. Die Nicolas' haben kleine Kinder, die man nicht in Gefahr bringen darf. Sie selbst «denken das Rechte», gewiss, aber ihre Gastlichkeit wird vor allem von Freundschaft geleitet. Sie sind in unserem gefährlichen Spiel nicht engagiert, und auf jeden Fall sind sie nicht vor den Gefahren gewarnt worden, denen sie sich aussetzen. Zum ersten Mal sind Raymond und ich nicht nur Untergetauchte, sondern echte Bomben: Alle, die in unsere Nähe kommen, riskieren, in die Luft zu fliegen. Raymond ist sich dessen mehr als ich bewusst:

«Wir dürfen nicht hierbleiben, es wäre schrecklich für sie, wenn es Ärger gäbe.»

«Wir werden nicht bleiben. Aber, weisst du, wir haben nichts zu befürchten.» Ich erinnere daran, dass Maurice, unser Schutzengel, in seiner Lyoner Welt zuhause ist, in dieser Welt, die oft als kalt bezeichnet wird, aber in der die Freundschaft heilig ist; dass man in seinem Namen um jeden Gefallen bitten und alles bekommen kann, dass wir für alles vorgesorgt haben, dass es ausserhalb von Lyon eine zweite Anlaufstelle gibt. Madame Nicolas hat uns gesagt, Doktor Joie werde uns nachher abholen. Die dritte Etappe wird beim nächsten Vollmond beginnen, irgendwo am Saôneufer: der Abflug nach London.

Bald bringt Maurice seinen Freund, Doktor Joie, in die Rue Coste, wo wir uns befinden; er freut sich lautstark über unseren gestrigen Erfolg:

«Während des Gefechts habe ich meine Schlüssel verloren. Ich habe es erst gemerkt, als ich gestern Abend nach Hause kam. Nach einigem Nachdenken war ich sicher, dass sie auf dem Boulevard des Hironnelles liegen. Ich bin heute Morgen hingegangen und habe sie wiedergefunden.»

Ich bin wütend: «Dummkopf, sein Leben zu riskieren wegen Schlüsseln!»

«Wieso sein Leben riskieren? Dort warten die Deutschen nicht auf uns. Sieh dir heute Morgen mal die Bahnhöfe und die grossen Ausfallstrassen aus Lyon an!»

Wir sind beunruhigt, trotz dem Äskulapstab auf dem kleinen Juva Quatre des Doktors.

«Machen Sie sich keine Sorgen, ich kenne alle Wege, wir werden aus Lyon draussen sein, ohne es zu merken.»

In Pollionnay leiten die Eltern von Doktor Joie eine ruhige Klinik in einem grossen Park. Raymonds körperlicher Zustand rechtfertigt in den Augen des Personals eine Erholungskur im Beisein seiner Frau. Die Verbände auf der Wange und unter dem rechten Kieferknochen? Infizierte Furunkel, die der Doktor selbst ausräumen will. Wir beziehen beide zusammen ein ruhiges Zimmer im ersten Stock mit einem grossen Fenster, das auf den Garten hinausgeht.

Raymond ist müde, reizbar, nervös, immer auf der Hut:

«Ich möchte, dass man mir einen Revolver bringt. In diesen vier Monaten Montluc habe ich nur zu gut gesehen, was sie aus einem Menschen machen können! Ich lasse mich nicht noch einmal schnappen! Du auch nicht, lebendig bekommen sie dich nicht!»

So lange dieser verdammte Revolver nicht da ist, bin ich ruhig. Aber wenn er ihn hat, weiss Gott, was dann passieren kann! Inzwischen verlangt er ein dickes Seil.

«Heute Abend befestige ich es am Fenstersims, wenn es in der Nacht brenzlich wird, hauen wir durch den Garten ab.»

Ich stelle mir vor, wie ich mich mit dem Baby, das anfängt sich zu bewegen, an dem glatten Seil hinunterlasse! Doch jetzt schweige ich besser, später wird man sehen, Gott befohlen! Nach zwei Tagen kommt, von Maurice hergebracht, Pascal Copeau, unser «Salard». Er mag uns gern. Tag für Tag verfolgte er meine Bemühungen, meine Listen, meine Schritte, um

Raymond zu befreien. Seine Freundschaft ist uns kostbar, aber er kommt auch, weil er Informationen braucht. Raymond ist der einzige ausser dem Dienstmädchen und den echten Patienten von Doktor Dugoujon, der seit der Verhaftung vom 21. Juni den Fängen der Gestapo entkommen ist. Bernard ist in London und wird nicht mehr nach Frankreich zurückkehren. De Gaulle hat ihn nach Algier berufen, um ihm einen wichtigen Posten in der von ihm geführten provisorischen Regierung anzuvertrauen.

«Ich ersetze ihn», sagt Pascal. «Das ist keine Vertretung, wie in diesem Sommer, das ist endgültig.»

Er lässt Raymond ausführlich von der Verhaftung am 21. Juni und dem Verhalten all derer, die geschnappt worden sind, erzählen. Für Raymond besteht kein Zweifel an Hardys Schuld. Er versteht nicht, wieso dieser bei dem Treffen dabei war. Am Tag zuvor im Parc de la Tête-d'Or hatte Max nur von Aubry gesprochen. Am ersten Abend im Keller der École de santé militaire hat Raymond auch erfahren, wie es kam, dass Hardy in dem Augenblick fliehen konnte, da die anderen in die Autos der Gestapo einstiegen.

«Alle trugen Handschellen, selbst die Patienten, nur er nicht ...»

Copeau unterbricht ihn:

«All das wissen wir. Die Zeugen in Caluire haben uns schon am nächsten Tag informiert. Erzähl mir von Max. Was weisst du über ihn?»

«Max und ich waren auf der Place Carnot verabredet, und wir sollten Oberst Schwartzfeld oben an der Seilbahn treffen. Er war nicht pünktlich, wir haben zwanzig Minuten auf ihn gewartet. Wegen unserer Verspätung hat uns das Dienstmädchen von Doktor Dugoujon ins Wartezimmer zu den Patienten geführt. Ich habe Max Komplimente über die Ernsthaftigkeit gemacht, mit der seine Treffen vorbereitet sind. Was könnte besser sein als die Sprechstundenzeit bei einem Arzt, der als friedlicher Mensch mit gemässigten Ideen und guter Katholik bekannt ist? ‚Übrigens‘, sagte Max, ‚um mich abzusichern, habe ich ein Empfehlungsschreiben von einem Doktor für seinen Kollegen dabei.‘ Wir beglückwünschten uns noch zu unserer Vorsicht, als mit grossem Radau die deutschen Polizisten

hereinstürmten. Wir haben sie im ersten Stock herumbrüllen hören. Dugoujon kam im weissen Kittel aus seinem Sprechzimmer. ‚Was geht hier vor?‘ Sie haben ihn brutal ins Wartezimmer gestossen: «Alle aufstehen, Gesicht zur Wand, Hände hoch.» Ich habe meine Pfeife auf den Kamin gelegt und mich neben Max gestellt. Wir haben uns dem Protest der Patienten angeschlossen. Es half nichts. Während sie den Garten überwachten und das Büro des Doktors durchsuchten, konnte Max mir sagen: «Zwei Zettel in meiner rechten Tasche, nehmen Sie sie, essen Sie sie. Ich heisse Martel.» Ich antwortete: «Ich bin Ermelin, im April aus Tunesien repatriert.» Es war das erste Mal, dass ich Papier kaute. Mein Mund war trocken, es war schwierig zu schlucken. Ein Deutscher bewachte die Tür, die Maschinenpistole in den Raum gerichtet. Wir hörten sie die Treppe hinunterpoltern. Es gab Befehle auf deutsch, draussen ein paar Schüsse, dann schlugen Autotüren. Drei Deutsche in Zivil kamen herein und fesselten alle mit Handschellen. Wir sind nicht lange dort geblieben. Sie haben uns schnell in die Citroëns verfrachtet, die vor der Tür warteten, und los ging's in die Avenue Berthelot.»

«Warst du mit Max zusammen?», fragt Pascal.

«Ja», antwortet Raymond. Weder ihm noch mir hat man besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Wir sind im Keller zusammengeblieben; man hatte uns die Handschellen abgenommen, wie auch dem Doktor und seinen Patienten. Wir sassen auf dem Boden, von einem Posten bewacht. Wir haben sehr wenig gesprochen, wir waren nicht sicher, ob einer der Patienten des Doktors nicht ein Spitzel wäre. Jedenfalls gab es für uns kein Verhör an diesem Tag. Abends hat man uns die Handschellen wieder angelegt und uns nach Montluc gefahren. Dort angekommen, mussten wir, nachdem unsere Hände wieder befreit waren, unseren Namen, unsere Religion und unseren Beruf in eine Liste eintragen. Diese Seite würde ich nach dem Krieg gern wiederfinden! Danach hat man uns getrennt, und ich fand mich allein in Zelle 77 wieder, einem Raum von 2,5 auf 2 Meter mit nichts, absolut nichts als einem Kübel in der Ecke und einer gemauerten Ablage in Mannshöhe.»

«Und was weisst du noch von Max?»

«Ich habe ihn noch zweimal gesehen. Meine Zelle war genau gegenüber der Treppe. Sobald ich Schritte hörte, stürzte ich

zum Guckloch. Am übernächsten Tag nach unserer Verhaftung sah ich ihn morgens vorbeigehen, unversehrt. Zurückkommen sah ich ihn nicht; aber am nächsten Morgen kam er, von zwei Soldaten gestützt, in schlechtem Zustand, das Gesicht geschwollen. Ich frage mich, ob seine Beine ihn überhaupt getragen hätten. Das ist alles. Ich habe ihn nie wiedergesehen. Am selben Tag bin ich Aubry begegnet. Der deutsche Soldat, der mich beim Abortkübelleeren begleitete, hat mich weitergeschubst, als er sah, dass wir miteinander sprachen. Aubrys Oberkörper war nackt, sein Rücken war ganz schwarz; ich meine, schwarz von Schlägen. Er sagte zu mir: „Es ist schwer, weisst du, ich hab’s nicht ausgehalten, ich habe ein bisschen geredet. Ich hatte keine Zeit, ihm zu antworten und mehr darüber zu erfahren, ein deutscher Soldat hat uns getrennt.“

Pascal, der auf dem Bett sitzt, die Ellbogen auf den Knien, den Kopf in den Händen, ist bestürzt:

«Der arme Max, du wirst sehen, sie haben ihn umgebracht. Das bestätigt, was Lucie gehört hat! Er muss einiges mitgemacht haben, um in dem Zustand zu sein, den du beschreibst! Und was ist dann mit dir geschehen, Raymond?»

«Lucie hat dir sicher gesagt, dass ich versucht habe, euch zu informieren. Als sie mir am 22. dieses Paket mit sauberer Wäsche bringen liess, sah ich, dass die Socken in eine Zeitung eingewickelt waren. Es war ein schon teilweise gelöstes Kreuzworträtsel mit Gekritzeln aussen herum und unterstrichenen Definitionen. Für «weiblichen Vornamen» habe ich «Léonie» hingeschrieben und unterstrichen.»

«Was für eine seltsame Idee!» ruft Pascal aus. «Was bedeutete das?»

«Ich war sicher, dass Lucie es verstehen würde. Als ich in Saint-Paul war, hatte ich die Angewohnheit, in der Zelle hin und her zu gehen, wenn man das so nennen kann. Um beim Reden nicht zu gestikulieren, hielt ich mit der linken Hand den Knopf meiner Jacke. Die Kameraden haben mich Napoléon getauft. Siehst du: Napoléon, Léon, Léonie, Léon-nie, von dem Verb *nier*, leugnen!»

«Solche Tricks denkt nur ihr beide euch aus!»

«Ich habe sofort begriffen, dass Raymond mir zu verstehen geben wollte, dass er nicht reden würde. Ich hatte Vertrauen,

und ich hatte recht, mich zu weigern, mein legales Leben und mein Lehramt aufzugeben!»

«Es gab», fährt Raymond fort, «noch eine Definition, die mir wichtig war, nämlich «neuzeitlicher Physiker. Ich habe Maxwell geschrieben und aussen herum alles mehr oder weniger durchgestrichen. Das ‚well‘, sagte ich mir, würde Lucie nicht entgehen.»

«Auch das habe ich sofort verstanden, und ich habe dir davon erzählt, Pascal, als wir am 23. Kommissar Henry getroffen haben.»

«Leider habe ich nie wieder ein Paket bekommen und konnte euch die raschen Veränderungen unserer Situation nicht mitteilen.»

Pascals schöne optimistische Stimme ist nun gedämpft. Er füllt unsere Gläser mit diesem kleinen Weisswein, den er mitgebracht hat, und wendet sich erneut an Raymond:

«Versuche zu erzählen, was dann mit dir geschehen ist», sagt er.

«Am vierten Tag hat man mich verhört und dann eine Woche lang jeden Tag. Es war immer das gleiche Zeremoniell. Morgens öffnen die Wärter auf den Fluren die Zelle: «Verhör.» Man wird mit den anderen Häftlingen im Lastwagen in die Keller der École de santé gebracht: Die Hoffnung, unterwegs fliehen zu können, gibt man schnell auf. Man sitzt in Längsrichtung auf Bänken, jeweils zu zweit mit Handschellen aneinandergefesselt. Und am Ende, bei der Tür, richten zwei oder drei Soldaten ihre Maschinenpistolen ins Innere. Sie halten sich für so stark, dass sie einen Angriff von aussen nicht in Betracht ziehen. In diesem Lastwagen sind zwischen fünfzehn und zwanzig Typen jeden Alters, jeder Sorte. Übel Zugerichtete mit geschwollenem Gesicht und getrockneten Blutflecken auf Kleidern und Händen. Wenn man das zum ersten Mal sieht, sagt man sich: ‚Da haben sie aber zugelangt! Wie wird es mir ergehen?‘ Wenn man dann selber dran war, werden diese wiederholten Fahrten immer beklemmender. Dann bekommt man den gleichen abwesenden Blick, den gleichen unbewegten Ausdruck. Das ist die einzige Möglichkeit, durchzuhalten, wenn man Nazimethoden zu spüren gekriegt hat.

Im Keller wurden uns die Handschellen, die uns zu zweit aneinanderfesselten, abgenommen und dem Einzelnen wieder an-

gelegt, wenn es zum Verhör ging. In der Zwischenzeit sassen wir alle auf dem Boden, ohne etwas zu Essen oder zu Trinken, ohne mit dem Nebenmann reden zu können, und wenn man auf die Toilette wollte, gab es spezielle Sicherheitsvorkehrungen. Die Soldaten, die uns bewachten, rührten sich nicht von der Stelle, sie riefen andere, die uns begleiten mussten.

Das erste Mal, als ich die Treppe zum Büro des Gestapochefs hinaufgegangen bin, habe ich fest geglaubt, mein Alibi würde standhalten, und ich bin ohne allzu grosse Furcht eingetreten.

Ein grosser Schreibtisch mit einem eher blonden, nicht sehr grossen Mann ungefähr meines Alters dahinter. Zu seinen Füssen ein grosser Hund. Bei der Tür, neben einem kleinen Tisch, eine junge «graue Maus» in Uniform, gut gekleidet, sorgfältig geschminkt. Als ich vor dem Schreibtisch stand, beschloss ich zu vergessen, dass ich schmutzig, unrasiert und ohne Krawatte war und dass meine Kleider zerknittert waren. Seit der Verhaftung in der Rue de l'Hôtel-de-Ville im März weiss ich, dass man dem äusseren Schein zum Trotz vor allem seine Würde bewahren muss. Ich hatte das unbestimmte Gefühl, diesen Kerl schon irgendwo gesehen zu haben, vielleicht auch nur, weil er am Montag Nachmittag bei dem Arzt so laut gebrüllt hat. Er fing sofort an: ‚Wir haben Jean Moulin identifiziert, Ihren Max, den Gesandten von General de Gaulle, von Ihrem de Gaulle. Ich habe hier – er blätterte in ungefähr fünfzehn maschinengeschriebenen Seiten – die Aussagen und die Geständnisse der in Caluire verhafteten Männer. Sie waren mit Max zusammen, Sie sind mit ihm gekommen. Was ist Ihre Funktion? Wer ist Ihr Vorgesetzter? Wem befehlen Sie? Wo ist Bernard? Wo ist Charvet^{1 2}?«

Er liess mich rittlings auf einen Stuhl sitzen, meine gefesselten Hände stützte ich auf der Lehne ab. Ich begann: «Monsieur, ich verstehe Ihre Fragen nicht, ich bin in die Sprechstunde gekommen und fand mich unglücklicherweise in eine Sache verwickelt, über die ich gar nichts weiss.» Während ich sprach, stand er auf und fing an, langsam durchs Zimmer zu gehen und dabei mit einer Art Reitpeitsche oder einem Ochsenziemer zu

1 Bernard d'Astier de la Vigerie, der Chef von «Libération».

2 Charvet: Frenay, Chef von «Combat».

spielen; er bog ihn zwischen den Händen und klopfte sich damit aufs Bein. Plötzlich, ohne Vorwarnung, zack!, ein kräftiger Schlag auf die Schultern. «Schwein! Ich habe Härtere als dich bezwungen. Deine sogenannten Kameraden haben geredet! Rede du jetzt. Es ist in deinem Interesse, du wirst es auf jeden Fall irgendwann tun!» Und er unterstrich sein Gebrüll mit Schlägen. Nach einer Weile ging er zur Tür, rief die Soldaten im Flur und gab ihnen auf deutsch einen Befehl. Während sie eintraten, stand er neben der jungen Deutschen und lächelte ihr entspannt zu. Sie packten mich an den Armen und zerrten mich brutal in den Keller. Das war alles für den ersten Tag.

Grauenhaft, dieser Keller! Manche waren unversehrt, andere wie leblos, manche stöhnten, andere, wie ich, bissen die Zähne zusammen nach diesem Vorgeschmack auf das, was sie erwartete.

Weisst du, Pascal, ich bin mir noch nicht klar darüber, was das Schlimmste bei all dem ist: der Schmerz? Die Demütigung, dass man gefesselt geschlagen wird? Was an jenem Tag bei mir vorherrschte, war die Wut. Das hilft! Abends ist der Lastwagen mit seiner Ladung nach Montluc zurückgefahren. Ich sah meine Leidensgenossen an, ramponiert oder nicht. Ihr werdet finden, dass ich ein bisschen übergeschnappt bin, aber es hat mich getröstet. Ich sagte mir: All diese Typen sind gegen die Besatzer; die Gestapo verhaftet jeden Tag welche, verhört – und wie! – jeden Tag welche. Es gibt also Nachwuchs, wir werden also gewinnen. Doch für die Deutschen war das nur der Alltagsrott. Die Handschellen anlegen, abnehmen, wieder anlegen, erneut lösen, die Häftlinge transportieren, sie in die Zelle einschliessen. Und am nächsten Tag von vorn: Aufruf, Handschellen, Lastwagen, Keller ...

Eingesperrt in meiner Zelle 77, war ich vor Hunger und Durst ganz benommen, denn ich war zu spät gekommen fürs Abendessen. Ich war müde. Aber wie einen guten Platz finden auf diesem Zementboden, mit einem so zerschundenen Rücken?»

Ich frage: «Hattest du kein Bett, nicht mal einen Strohsack?»

Raymond: «Nichts, weder Bett noch Strohsack, nichts als vier Wände, ein Zementboden und in einer Ecke der Abortkübel. Am nächsten Tag, nachdem ich eine Art schwarze Mor-

genbrühe mit einem Stück verschimmeltem Brot zu mir genommen und den Kübel geleert hatte, war keine Zeit mehr, bei der Reihe von Wasserhähnen im Hof vorbeizugehen, um mich ein bisschen zu waschen. Ein Aufruf: ‚Ermelin, *schnell, schnell, komm, komm*, Verhör.› Auf dieser neuerlichen Fahrt war ich weniger munter als am Vortag. Ich hatte meine Illusionen bezüglich meiner Verteidigungsstrategie verloren und fragte mich, was geschehen würde. Es war nichts Unerwartetes. Derselbe Polizist, der Chef, Obersturmführer Barbie, wie auf dem Schild an der Tür stand, ohne Vorwarnung brutal, dasselbe Mädchen, derselbe Hund. Derselbe Stuhl und dieselbe Haltung. Er hat gedroschen, gedroschen, bis ich ohnmächtig wurde. Ich war zu Boden gefallen, er hat mich mit Tritten in die Seite wieder aufgeweckt; das ist merkwürdig, ein Schmerz schläfert ein, ein anderer weckt auf.›

«Wie in dem Lied», sagt Pascal. «Aber es ist die Liebe, die weckt. Hier, trink was und schlaf nicht ein!›»

Unser guter Pascal bemüht sich, die Atmosphäre zu entspannen. Ich beisse die Zähne zusammen, mir ist fast schlecht. Raymond fährt fort:

«Es war immer die gleiche Litanei: ‚Rede. Wer ist dein Chef? Was machst du? Wem gehorchst du? Dreckiges Schwein! (Das war sein Lieblingswort.) Wo ist Bernard? Wo ist Charvet? Du siehst diese Aussagen, ich weiss alles! Armer Trottel! Aubry hat alles gesagt! Und die anderen haben es bestätigt und ergänzt!› Was Aubry betraf, so wusste ich es, da er mich selbst gewarnt hatte, aber ich dachte mir schon, dass er nichts Wichtiges gesagt hatte. Und wenn dieser Kerl sagte ‚die anderen«, ohne sie näher zu bezeichnen, dann war das der Beweis, dass er nicht viel wusste.

Und dann, während er immer weiter schlug: ‚Ermelin, das ist nicht dein Name!› Ich bekam plötzlich Angst und dachte: Da haben wir's, Lucie wird geschnappt werden. ‚Du heisst François Vallet, und du warst in Saint-Paul inhaftiert. Die französische Polizei ist dumm. Sie hat dich freigelassen, das wird dir hier nicht passieren.› Da begriff ich, warum ich am Vortag dieses Gefühl hatte, ihn schon einmal gesehen zu haben. Er war es, dem wir Ende März im Hotel Terminus vorgeführt worden waren und der auf deutsch, ohne zu wissen, dass Valrimont es verstand, zu seinen Kollegen gesagt hatte: ‚Wir verschwenden unsere Zeit mit

ihnen, das sind arme Kerle, sie haben gar nicht die Mittel für grössere Wirtschaftsaffären. Dreck, wir schicken sie zurück.» Daran erinnerte ich mich und dachte: Wenn wir dich einmal geblufft haben, Halunke, dann kann ich es auch ein zweites Mal schaffen! Und wenn du glaubst, dass ich Vallet heisse, wirst du nicht auf die Idee kommen, dass ich Jude bin! Die anderen, wie du mich glauben machen willst, haben nichts gesagt, jene, die in unserem Haus verkehrten, wie Lassagne und Dugoujon, haben nichts gesagt. Nun ist es also an mir, standzuhalten!

Er schlug fluchend weiter: ‚Hund, Schwein. Ah, wir kriegen euch alle, ihr müsst alle dran glauben!« Ich bin mehrmals ohnmächtig geworden. Komm, Lucie, wein doch nicht. Umzukippen ist ein Privileg! Das verschafft einem eine Atempause zwischen den Schlägen. Man spürt nichts mehr, man hört nichts mehr. Natürlich ist er der Stärkere, aber gleichzeitig kann er nichts gegen diese zeitweilige Abwesenheit machen. Er wird sich sagen: ‚Wenn er nur wieder zu sich kommt.« Vielleicht finden solche Folterer eines Tages einen Arzt, der ihnen sagt, wie weit sie gehen können ohne Risiko. Einmal habe ich länger gebraucht, um mich zu erholen. Als ich ein Auge aufmachte, sah ich, dass mein Henker und seine graue Maus schwer beschäftigt waren: Diese Szenen erregten sie ganz offensichtlich. Als ich wieder ein Wort vorbringen konnte, beschränkte ich mich darauf zu sagen: ‚Ich weiss nichts, ich bin nicht informiert, ich habe kein Glück: Das erste Mal war ich wegen Schwarzhandel verhaftet, und jetzt bin ich noch viel schlimmer dran.«»

Ich: «Hast du nie direkt auf seine Fragen geantwortet?»

«Ich glaube, das hatte keine grosse Bedeutung für ihn. Er schrie, schlug, schrie; das gefiel ihm offenbar und dem Mädchen auch. Ich dachte, dass es ihm wohl hauptsächlich darum ging, seine Stärke zu zeigen und mich zu demütigen. Dieser Kerl ist nicht normal, das ist ein Sadist; ein richtiger Polizist handelt nicht so! Er hatte ausgeklügelte Methoden: Einmal – es war das Schlimmste überhaupt – hat er sich neben mich gestellt und seine Fragen mit rhythmischem Klopfen auf den Hinterkopf begleitet. Keine Ohrfeigen, keine Schläge, sondern kleine regelmässige Stösse über lange Zeit. Eine Folter, die verrückt macht und bei der man nicht ohnmächtig wird. Nach einer Weile siehst du alles blau, du glaubst, deine Augen fallen

heraus und dein Kopf wiegt Tonnen. Dieses Spielchen hat gut zehn Tage gedauert. Dann nichts mehr. Ich bin in meiner Zelle 77 geblieben bis Ende Juli. Dann hat man mich in ein Gestapo-Büro in der Avenue Berthelot transportiert. Dort hat mir ein Offizier den Beschluss eines Militärgerichts in Paris vorgelesen, das mich zum Tod verurteilte. Von da an hatte ich etwas, womit ich mich beschäftigen konnte. Wie wird das vor sich gehen? Ich sah wie im Bilderbuch die Gloriole des Soldaten vor dem Erschiessungskommando, der fallend ruft: ‚Es lebe Frankreich!› Ich träumte davon. Aber ich kannte auch die Realität. Man kniet allein in einer Ecke der Zelle, mit dem Gesicht zur Wand, und wartet auf die Kugel im Nacken, den der Todesschütze in aller Ruhe anvisiert. Unter meinem Hutband hatte ich eine Rasierklinge, die ich bei den Wasserhähnen im Hof gefunden hatte. Ich sagte mir: Werde ich genug Zeit haben?»

«Hör auf, Raymond!»

Ich kann es nicht mehr ertragen, seinen Monologen zuzuhören, ihm zuzusehen, wie er sich aufregt, wie er blass, ja fast ohnmächtig wird, indem er diese Schrecken noch einmal durchlebt.

«Schweig. Wir haben gewonnen. Wir erwarten ein zweites Kind.»

Ich lege seine Hand auf meinen Bauch. Mein Baby, von meiner Liebe angesteckt, strampelt und wälzt sich unter meiner Haut wie ein Kätzchen, das die beste Lage für einen friedlichen Schlaf sucht.

Dienstag, 2. November 1943

Pascal und Maurice sind die einzigen, die unseren Schlupfwinkel in Pollionnay kennen. An diesem Ort der Ruhe gehen die Tage still dahin. Raymond erholt sich allmählich. Seine Kreuzschmerzen sind vorbei. Er hat immer noch grässliche Alpträume und erwacht bald stöhnend, bald mit geballten Fäusten. Seine Wunden vernarben gut. Durch die Umstände ist es fast unmöglich, sie der Luft auszusetzen. Die kleine runde Vertiefung auf der Wange kann ja notfalls als Krater eines Furunkels durchgehen, die Fur-

che unter dem Kieferknochen aber sieht ganz und gar nicht so aus. Die wulstigen roten Ränder sind ziemlich beunruhigend. Ich frage mich, ob sie mit der Zeit ganz heilen werden.

Pascal hat Raymond schliesslich die Pistole gebracht, die er verlangte. Er trennt sich nicht von ihr, zerlegt sie, schmiert sie, überprüft den Mechanismus, baut das Magazin wieder ein und lädt eine Kugel in den Lauf. Abends legt er sie unters Kopfkissen.

Der Doktor hat mir geraten: «Es ist besser, wenn er zuerst einschläft, dann nehmen Sie den Revolver weg. Er hat sein Gleichgewicht noch nicht ganz wiedergefunden. Die Vorstellung, er könnte plötzlich aus dem Schlaf hochschrecken und in der ruhigen Klinik eine Knallerei anfangen, missfällt mir. Vorsicht! Im Fall von Halluzinationen sind Sie das nächste Ziel.»

Wachbleiben, nicht gleichzeitig mit ihm einschlafen! In den vier langen Monaten der Trennung habe ich mich bemüht, einen möglichst regelmässigen Schlafrhythmus zu finden. Sobald ich sicher war, schwanger zu sein, wollte ich dem erwarteten kleinen Mädchen – ich weiss, dass es ein Mädchen wird – alle Trümpfe einer ruhigen Schwangerschaft mitgeben. Abends im Bett habe ich Entspannungsübungen gemacht, und ich bin schnell eingeschlafen, tief und für die ganze Nacht. Jetzt soll ich wachbleiben!

Wie müde ich bin! Das Baby auch. Sowie ich mich hinlege, sucht es eine bequeme Stellung, ein Ellbogen, ein Knie zeichnen sich unter meiner Haut ab. Dann wird mein Bauch wieder schön rund, mein Baby döst und lädt mich zum Schlafen ein. Wie quälend es ist, nicht zu schlafen, wenn man müde ist! Dennoch gelingt es mir jeden Abend, den Revolver zu entwenden. Beim Aufwachen nimmt Raymond es mir nicht übel. Er weiss, dass er noch anfällig ist, und sein vertrauensvolles Loslassen ist ein wunderbares Geschenk für mich.

Heute Morgen – wir sind jetzt fast zwei Wochen hier – sind Pascal und Maurice gekommen, mit sonderbarem Gesichtsausdruck. Etwas Schlimmes muss passiert sein. Maurice erzählt mir:

«Du hattest mich doch gebeten, Ginette zu euch in die Avenue Esquirol zu schicken, um einen Koffer mit Wäsche für Raymond und dich zu holen. Gestern Abend ist sie in heller Aufregung nach Hause gekommen: «Maurice, die Gestapo ist bei Raymond und Lucie! Ich bin heute Morgen zu ihrem Häuschen

gefahren, habe mein Fahrrad auf dem Gehweg an die Hauswand gelehnt und geklingelt. Maria hat mir aufgemacht, als wäre nichts, und drinnen waren zwei Männer: ‚Deutsche Polizei, Ihre Papiere.‘ Ich hatte meine Tasche unterm Arm, ich musste sie zeigen. Wie konnte ich danach sagen, ich sei nicht die Schwägerin von Lucie? Denn sie ist es, auf deren Spur sie sind und die sie fangen wollen. Nach dem, was ich verstand, haben sie keinen Zusammenhang zwischen Ermelin und Samuel hergestellt. Als sie Maria ausgefragt haben, hat sie gesagt, was Lucie unter dem Siegel der Verschwiegenheit erzählt, nämlich dass ihr Mann seit mehreren Monaten bei de Gaulle ist. Einer der Polizisten ging telephonieren, damit ein Wagen geschickt würde, um mich abzuholen. Der andere liess mich im Esszimmer Platz nehmen. Maria hat mir einen Kräutertee gekocht. Das Fenster war offen, als er sich zur Küche umgedreht hat, habe ich Anlauf genommen, bin aus dem Fenster gesprungen und mit dem Fahrrad zu den Eltern gerast, um sie zu warnen: «Verschwindet sofort, die Gestapo hat meine Tasche mit meinen Papieren und unserer Adresse.» Sie sind so, wie sie waren, weggegangen, zu Lyoner Freunden. Ich gehe zum Schlafen zu Marthe, die mich eine Zeitlang in der Krippe behalten wird, die sie leitet, und mich dann aus Lyon wegbringen will. Ich werde schon zurechtkommen. Bitte, Maurice, kümmere dich um die Eltern. Hier ist die Adresse.»»

Wir bringen keinen Ton raus. Dann fragt Raymond:

«Was können wir tun?»

«Gar nichts», antwortet Pascal, «nur uns ruhig verhalten. Glaubst du, dass deine Eltern Geld brauchen?»

«Nein», sagt Maurice, «im Moment nicht, so lange wir alle da sind, hält die Familie zusammen.»

Abends nach dem Essen sprechen Raymond und ich lange über all das. Wie hat die Gestapo unsere Spur gefunden?

«Nach dem gelungenen Überfall müssen die Deutschen wütend sein», sagt Raymond, «ihr Ansehen hat gelitten, sie sind nicht mehr unverwundbar, sie können nicht auf einer Niederlage sitzenbleiben. Sie haben sicher alle Hebel in Bewegung gesetzt, um herauszufinden, wer die Urheber sind. Du kannst dir denken, dass der deutsche Oberst, der mich aus Montluc kommen liess, um dich zu treffen, nicht erzählt hat, welche Rolle er

dabei gespielt hat. Es ist klar, dass er nichts gesagt hat! In Lyon hat er es besser als an der russischen Front!»

Ich füge meinerseits hinzu: «Sie haben keinen der Jungs vom *Groupe-Franc* verhaftet; erstens hätte er nicht geredet, und vor allem hätte er sich nicht erwischen lassen. Sie sind immer zu mehreren beisammen. Es wäre nicht ohne Blutvergiessen abgegangen, und Maurice wäre informiert.

«Vielleicht haben sie einen der Burschen wieder gefasst, die du herausgeholt hast? fragt sich Raymond. «Es gab drei oder vier, die offenbar gerade erst verhaftet worden waren.»

«Wir hatten einen Lieferwagen», sage ich, «der sie aus Lyon herausgebracht hat, und haben sie erst am nächsten Morgen freigelassen.»

«Es gibt sicher einen, der nichts begriffen hat», stellt Raymond sich vor. «Weil er nur zufällig verhaftet wurde, wird er es normal gefunden haben, nach Hause zu gehen. In der Nacht haben die Kameraden von dir geredet, das hat ihm Eindruck gemacht, und als die Deutschen ihn wieder geschnappt haben, hat er ihnen alles erzählt. Jedenfalls haben wir jetzt das Ergebnis, sie suchen dich. Du tätest gut daran, dich ruhig zu verhalten!»

Ich zucke mit den Schultern:

«Ich weiss nicht, was ich sonst tun könnte! Ich glaube, dass sie doch gemerkt haben, dass wir dicke Fische in unserem Netz hatten. Maurice hat uns gesagt, dass zwei MOI-Leute' dabei waren, die sich sofort auf den Weg zu einem *Maquis* im Département Ain gemacht haben, und einer war auch ein Verantwortlicher der MUR^{1 2} aus Savoyen.

«Wenn nur die Eltern daran gedacht haben, die Kennkarten mitzunehmen, die ich ihnen im Februar gegeben habe», sagt Raymond. «Ich mache mir Sorgen um sie. Diese ganze Familie ist in Lyon bekannt, es genügt ein rassistischer Dreckskerl, der sie denunziert.»

1 MOI: *Main-d'œuvre immigré*; die Organisation ausländischer Arbeitskräfte setzte sich überwiegend aus Immigranten jüdischer Herkunft zusammen, die vor den rassistischen Verfolgungen in Nazi-Europa geflohen waren.

2 MUR: *Mouvements unis de Résistance*, Vereinigte Widerstandsbewegungen.

Donnerstag, 4. November 1943

Die harten Schläge folgen aufeinander. Heute kommt Maurice, der unermüdliche, auf so stille Weise mutige Maurice, der nur die waghalsigsten Operationen durchführt, der alle Welt kennt, dem alle Welt vertraut, und legt sofort los:

«Es ist wieder was Gemeines passiert!»

«Die Eltern?»

«Nein. Sie sind im Moment sicher, aber ich werde sie doch überreden müssen, Lyon zu verlassen, bei dieser *Milice*, die überall herumlungert. Ich bin keineswegs beruhigt. Man weiss ja, wie die *Milice* vorgeht: Sie machen Juden ausfindig, die etwas begütert sind, nehmen sie fest, natürlich ohne Haftbefehl, und misshandeln sie, um ihre Habe, Silber und Schmuck, von ihnen zu erpressen. Dann lassen sie sie in einem Graben liegen oder übergeben sie den Deutschen, die sie natürlich beglückwünschen.»

Ich unterbreche ihn:

«Warte mal, Maurice. Kennst du bestimmte Fälle in Lyon?»

«Natürlich, und mehrere der kleinen Lyoner Halunken, die bei der *Milice* sind und die hiesigen jüdischen Familien mühelos identifizieren können. Sie kennen ihre Stadt gut genug, um die Adressen der Neuankömmlinge rasch zu erfahren.»

«Und die französischen Behörden greifen nicht ein?»

«Die Flics haben Angst vor der *Milice*. *Gueule tordue* und Touvier, der Chef, der aus Chambéry kommt, sind mächtiger als sie. Ein Polizeikommissar hat gerade diese Erfahrung gemacht. Er hatte Touvier im Zusammenhang mit einem Tresor, den dieser öffnen lassen wollte, abblitzen lassen. Die Bank verlangte aber, dass ein Polizist dabei sein sollte. Jetzt sitzt er mit dem stellvertretenden Leiter der Bank in Montluc.»

Ich höre nur mit einem Ohr zu. Irgendetwas stimmt nicht! Was macht Maurice so gesprächig, dass er diese Fülle von Einzelheiten nennt? Sicher hat er eine sehr schlechte Nachricht für uns. Sie muss wirklich schlecht sein, wenn er den Augenblick der Wahrheit so lange herauszögert!

«Was wolltest du uns mitteilen, Maurice, raus mit der Sprache.»

Endlich wagt er es, mit grossen Augen und hoher Stimme:

«Ich will nicht um den heissen Brei herumreden. Sie wissen, wo Boubou ist.»

Wir sehen uns fassungslos an. Was? Ich spüre mein Herz im Hals pochen. Raymond beisst die Zähne zusammen. Sein Gesicht ist so weiss wie der Verband auf seiner Wange.

Maurice fügt schnell hinzu:

«Ich habe mich an Daniel gewandt. Sie sind zu dritt losgefahren, um ihn zu holen.»

Was ist nur geschehen? Ich verstehe nicht. Nach Raymonds Verhaftung im Juni musste ich ständig verfügbar sein. Das Schuljahr ging dem Ende zu, die Abiturklassen hatten frei zum Lernen, mir blieben nur noch wenige Unterrichtsstunden. Mit einem Kleinkind war ich von den Abiturprüfungen entbunden. Ich habe natürlich sofort einen sicheren Zufluchtsort für mein Kind gesucht. Ein Kinderheim im Vercors, wo es Milch gibt, an einem wunderschönen Platz, weitab von den grossen Verkehrswegen, beherbergte unter lauter Rekonvaleszenten bereits einige jüdische Kinder oder solche, deren Eltern in der Résistance sind. Meine Schwester hat Boubou Ende Juni dorthin gebracht. Sie kam mit einem sehr guten Eindruck zurück, und die Leiterin hat regelmässige Nachrichten über eine diskrete Kontaktperson versprochen.

«Ausnahmsweise», sagt Maurice, «hat die Leiterin an eure Adresse in der Rue Esquirol geschrieben. Sie brauchte schnell eine elterliche Zustimmung zu einer BCG-Impfung, zu der in Boubous Umgebung geraten wird. Der deutsche Polizist hat natürlich den Brief gelesen und gesagt: ‚Wir haben sie! Mit dem Kind kriegen wir sie.‹ Maria hat es gehört. Sie vergöttert das Kind. Sie kochte etwas für die beiden Männer, da rief sie ihnen zu: ‚Es gibt kein Salz mehr, ich hole schnell welches, in fünf Minuten bin ich wieder da.‹ Sie lief zur Endhaltestelle der Strassenbahn, die zum Grange-Blanche-Hospital geht. Sie wusste, dass ich regelmässig dort vorbeikomme. Glücklicherweise hat sie mich gesehen und mir alles erzählt. Die Jungs in der Werkstatt waren schnell fertig, sie sind losgerast wie der Blitz und gut bewaffnet, das garantiere ich euch. Morgen Mittag werden sie da sein. Wir haben uns an der Auffahrt hinter dem Friedhof verab-

redet. Jetzt können wir nur auf morgen warten. Ich werde euch benachrichtigen. Ich muss gehen. Ich habe einen Freund, der mit Marguerite nach Paris fährt, ich möchte ihnen Lebensmittel mitgeben, sie machen Päckchen für die, die in Fresnes sind. Freddy (Dugoujon) macht mir Kummer. Er ist noch nicht lange von seiner Lungengeschichte geheilt, und Fresnes ist nicht gerade ein Sanatorium! Um Ginette braucht ihr euch keine Sorgen zu machen, sie ist unter dem Schutz ihrer Pfadfinder-Freundinnen ins Departement Isère gefahren. Mehr weiss ich nicht, aber was sie betrifft, zumindest, können wir ganz ruhig sein.»

Er sieht, wie niedergeschmettert wir sind, und obwohl er es eilig hat, sagt er noch:

«Kommt, ihr beiden, das klappt schon. Du wirst sehen. Lucie, es geht gut aus. Hol's der Teufel, ich hätte warten können, bis die Kameraden zurück sind, aber ihr seid stark genug, alles ohne Umschweife zu erfahren.»

Maurice sieht nicht, dass unser Mut, sobald er die Tür hinter sich geschlossen hat, vor allem darin besteht, dass wir lange miteinander weinen.

«Was sollen wir tun, Raymond? Was sollen wir tun?»

«Du denkst, wir sollten hingehen, wenn sie den Jungen haben? Ich kenne sie, diese Bestien, das wird nichts nützen. Das wird noch schlimmer für ihn sein. Auf jeden Fall werden wir alle liquidiert. Die einzige Lösung: Wenn er ihnen in die Hände gefallen ist, bringen wir uns um. So hat er vielleicht eine Chance, verschont zu werden.»

«Aber wie Schluss machen und wo? Wir können es doch nicht hier! Weisst du, in welche Schwierigkeiten wir Doktor Joie und alle um ihn herum bringen würden? Wir müssen einen Ort finden, an dem niemand mit hineingezogen wird, und die Gestapo muss davon erfahren, damit es dem Jungen möglicherweise nützt.»

Die fast sechs Monate Leben in meinem Bauch machen sich bemerkbar. Was soll bei all dem aus dieser Hoffnung auf Leben werden?

«Fass mal an, Raymond, unser kleines Mädchen bewegt sich. Du wirst sehen, wir werden alle davonkommen, und morgen Abend wird Boubou seine Hand auf meinen Bauch legen, um dem Baby guten Tag zu sagen.»

«Für meine Hand ist auch Platz», sagt Raymond und versucht ein jämmerliches Lächeln.

Also tun wir so, als wäre nichts. Bei Tisch sprechen wir mit niemandem über unsere Angst. Die Joies spüren wohl, dass etwas geschehen ist. Sie tun alles, um uns zu beruhigen. Beim Abendessen gibt der Doktor uns ein Schlafmittel.

«Nehmen Sie es unbesorgt, das ist ungefährlich für das Baby, Sie werden eine gute Nacht verbringen, und morgen wird es besser gehen.»

Im Zimmer betrachten wir die beiden Pillen. Warum sollten wir sie nehmen? Der Schlaf ist nicht so wichtig. Was soll eine gute Nacht angesichts der Drohung, die uns quält? Raymond öffnet das Fenster, wir werfen die Pillen hinaus. Heute Abend befestigt er nicht das Seil, das jede Nacht in den Garten hängt. Die Pistole lässt er in seiner Jackentasche. Alles ist in der Schwebe. Es gab ein «Vorher», aber man kann nichts über ein «Nachher» sagen. Wir wagen nicht, miteinander zu sprechen. Schliesslich sage ich:

«Wenn es nicht geklappt hätte, hätte man uns benachrichtigt!»

«Ganz im Gegenteil», sagt Raymond. «Für eine schlechte Nachricht ist immer noch Zeit.»

Wir liegen da wie Grabfiguren, und so beginnt die längste Nacht unseres Lebens. Eine Nacht der Agonie. Ich rühre mich nicht, ich warte, ich horche auf Raymonds Atem. Es ist nicht der Atem eines Schläfers. Der verletzte, grün und blau geschlagene, angsterfüllte Mann neben mir ist plötzlich der solide Gefährte, der Beschützer meines Lebens, meiner Leben geworden. Er hat meinen Kopf auf seine Schulter gelegt.

«Ruh dich aus, meine Lucette, entspanne dich, in dir wächst unser zweites Kindchen heran. Es ist da, unser Baby. Und morgen werden wir auch unseren kleinen Jungen haben.»

So sind wir in vollkommener Harmonie, der eine ist ruhig, damit der andere es wird. Der eine hofft und sagt es, damit der andere nicht verzweifelt. Beide danken wir einander, dass wir eine solche Liebe erleben, eine Liebe, wie sie nur wenige Menschen erlebt haben. Über diese Liebe sprechen wir noch im Morgenrauen, flüsternd, wie um ein Schicksal zu beschwören, von dem wir wissen, dass es zu diesem Zeitpunkt unwiderruflich feststeht.

Freitag, 5. November 1943

Wie bei Raymonds Flucht gebe ich mich siegreich. Am 21. September, als wir den Überfall auf den Gefangenentransporter nicht durchführen konnten, habe ich fröhlich zu den Kameraden gesagt: «Pah! Das war die Probe. Das nächste Mal läuft es wie geschmiert!» Und als ich Raymond fragte, nachdem er befreit war: «Warst du nicht entsetzlich enttäuscht, dich abends in der Zelle wiederzufinden, als du gehofft hattest, wir würden etwas versuchen?», da hat er geantwortet: «Ich habe mir gesagt, das ist wie beim Angeln. Lucie hat den Fisch entdeckt, sie hat die Leine ausgeworfen; das nächste Mal wird sie anziehen und mich herausholen.»

Für Jean-Pierre kann es kein nächstes Mal geben. Es war gestern oder nie. Die Minuten vergehen langsam. Wenn Maurice kommt, muss ich die erste sein, die es erfährt. Ich gehe also oft auf die Toilette, die sich zwischen der Treppe und unserem Zimmer befindet. Ich lasse die Tür einen Spalt offen. Als ich wieder einmal zurückkomme, verkündet Raymond, als wäre nichts dabei:

«Ich gehe auf dem Flur eine Pfeife rauchen.»

Er hat die gleiche Idee wie ich, aber seine Lösung ist eleganter! Wir sehen uns an und bleiben im Zimmer, Hand in Hand, bei geöffneter Tür.

Jemand kommt die Stufen heraufgerannt. Gewonnen! Bevor ich Maurice noch eintreten sehe, schluchze ich vor Freude.

«Das ist nicht der Augenblick zum Weinen», sagt er, «komm mit mir dein Balg holen. Ich will nicht, dass die Kameraden wissen, wo ihr seid. Wir haben schon genug Scherereien gehabt, auch ohne sie mehr als nötig hineinzuziehen!»

Ich gehe mit ihm und stürze dem Citroën entgegen, der unter den Haselnusssträuchern am Weg steht. Die drei Jungs spazieren herum und beobachten die Umgebung. Ich komme zum Auto. Jean-Pierre kniet auf der Rückbank und spielt mit einer Handgranate, die er am Ring hält. Grauenhaft! Er spielt mit dem Tod!! Ich winke ihm zu. Er erwidert es mit seiner freien Hand. Da deute ich mit hochgereckten Händen das Spiel der Marionetten an: *ainsi font, font, font ...*; er macht es sofort nach, legt die Handgranate weg und fuchtelt fröhlich mit den

kleinen Händen über seinem Kopf herum. Maurice holt ihn rasch aus dem Wagen; ich werde am Wegrand ohnmächtig. Als ich wieder zu mir komme, sehe ich alle vier über mich gebeugt und höre, wie sie sich über die beste Art, mich wiederzubeleben, streiten. Vergessen ist die Sicherheit! Ihre Catherine ist am Boden, und sie fühlen sich machtlos.

«Es geht schon besser, Jungs. Lasst das nächste Mal keine Waffen in einem Auto herumliegen, in dem ein Kind mitfährt!»

«So etwas machen wir nicht jeden Tag», sagt Daniel. «Ich hoffe sehr, dass es das erste und das letzte Mal ist. Die Leiterin konnte sich überhaupt nicht dafür erwärmen, uns dein Söhnchen mitzugeben. In Wirklichkeit mussten wir ihn entführen. Seine Wäsche und seine Spielsachen sind also flöten!»

Ich umarme sie herzlich. Das ist nicht unsere Gewohnheit, und sie sind gerührt und verwirrt.

«Gut», sagt Maurice, «genug hier herumgelungert, passt auf dem Rückweg auf, Jungs. Ich begleite die beiden bis zu Raymond.»

Während sein Vater ihn schweigend drückt, sagt Jean-Pierre ganz ruhig: «Sagen wir dem Meer und den Muscheln guten Tag?» Papa und Mama wiederzufinden, das bedeutet für ihn die Gelegenheit zu einer Reise zu dritt. Wie vor sechs Monaten, als wir zehn Tage in der Sonne von Carqueiranne verbrachten.

Maurice: «Ich gehe. Ich muss dem Doktor erklären, warum das Kind da ist. Das war nicht vorgesehen im Programm. Bis morgen.»

Eine Stunde später kommt der Doktor in unser Zimmer: «Holen Sie sich eine Matratze für das Kind. Wir werden Ihnen sein Essen bringen. Versuchen Sie es zu beschäftigen, damit es nicht zu viel Lärm macht. Es wäre mir auch lieb, wenn Ihr Mann nicht zu viel mit ihm im Park herumliefe. Das könnte den Kranken und dem Personal sonderbar vorkommen. Die Krankenschwestern haben schon Bemerkungen gemacht, wie:

«Wenn es ein Schwerkranker ist, können doch wir uns um ihn kümmern. Die Rekonvaleszenten bringen normalerweise nicht ihre Frau mit!» Ich habe gesagt, Sie seien eine Verwandte meiner Frau und ich hätte Sie nicht abweisen können.»

Ich verstehe sehr gut. Wir brauchen uns nicht einzubilden, man verdächtige uns als Widerstandskämpfer. In diesen Zeiten

des Mangels genügt ganz dumme Eifersucht, um Groll zu nähren. «Warum sie und nicht die anderen?»

Ich verspreche diesem mutigen Mann grösste Zurückhaltung, der ja schlicht und einfach sein Leben und das der Seinen aufs Spiel setzt, indem er uns versteckt. Doch heute zählt nur eins: Wir haben unser Kind bei uns, für uns. Abends wasche ich Boubou im Waschbecken des Zimmers. Ich habe ihn nie so schön gefunden, von so vollkommener Gestalt, mit seinem festen Fleisch und seiner zarten jungen Haut. Mein Schatz! Ich wasche ihn vorsichtig mit langsamen Bewegungen. Dann küsse ich ihn erst zärtlich, dann stürmisch überallhin. Er schnurrt vor Vergnügen.

«Lass mir auch ein bisschen von ihm», sagt Raymond, der heute Abend ruhig und fast fröhlich ist. In der Stille der Klinik schlafen wir drei erledigt und friedlich ein. Zum ersten Mal überkommt der Schlaf uns alle zusammen. Das kleine orange-farbene Nachtlicht über der Tür beleuchtet eine vereinte Familie.

Samstag, 6. November 1943

Man kann in einem Krankenhauszimmer kein Kind bei sich behalten. Gestern Abend hat Maurice uns nichts sagen wollen; heute verkündet er uns, dass er eine Familie gefunden hat, wo wir Jean-Pierre unterbringen können, so lange wir in Pollionnay sind: die Eltern der Leiterin jener Kinderkrippe, in der Ginette, Raymonds Schwester, versteckt ist. Wieder einmal sind wir eine getrennte Familie.

Seit d'Astier in London ist, besitzt Pascal Copeau, der ihn als Verantwortlicher von «Libération» ersetzt, im leitenden Gremium der MUR noch mehr Autorität. Er kommt, wenn er kann, zu jeder möglichen Tageszeit. Er bringt immer etwas mit: ein Buch, eine Flasche, ein Päckchen Caporal für Raymonds Pfeife. Sein Kommen ist mehr als die Solidarität des Widerstandskämpfers, mehr als Freundschaft, es zeugt von einer herzlichen Zuneigung, und es bedeutet Nachrichten von den Kameraden und den *Mouvements*.

Er entscheidet auch über unser Schicksal und will mit uns darüber sprechen. D'Astier, der seit kurzem kommissarischer Innenminister in der Provisorischen Regierung in Algier ist, verlangt nach Raymond. Der müsste über London reisen; dort ist man einverstanden, ihn so bald wie möglich auszufliegen. Für mich, eine Frau, ist die Sache anders. Mit meinen Abenteuern, mit meinem Jungen und meiner Schwangerschaft wünschen alle, dass ich endgültig und so weit weg wie möglich versteckt werde! Jeder weiss, was mit mir geschähe, wenn ich gefasst würde. Viele fürchten Auswirkungen. Ich weiss zu viele Dinge seit Herbst 1940 und dem Beginn von «Libération». Ich kenne zu viele Leute auf allen Ebenen. Viele bekannte und gesuchte Persönlichkeiten, viele Verantwortliche der Dienste, viele Verbindungsleute in der Provinz. Kurzum, ich bin sehr gefährlich geworden!

Claudius Petit und Claude Bourdet, die mir nach den Ereignissen in Caluire so aufmerksame Freunde gewesen sind, die mir bedeutende finanzielle Mittel zur Verfügung gestellt haben, um Raymonds Flucht zu bewerkstelligen, stimmen mit Pascal überein. Ich muss zur gleichen Zeit wie Raymond verschwinden, mit unserem Sohn und so schnell wie möglich.

«Macht euch klar», sagt Pascal, «dass das mit London nicht selbstverständlich ist! Schliesslich ist Krieg; in Frankreich sind viele Frauen und Kinder in Gefahr, und jetzt ist nicht der rechte Zeitpunkt, die wenigen Flugzeuge mit Flüchtlingen zu füllen. Etwas anderes ist es natürlich, wenn es darum geht, die Familie eines Agenten in Sicherheit zu bringen, damit er in seiner Arbeit ungestört ist und kein Druck auf ihn ausgeübt werden kann, falls er gefasst wird! Wir haben eine Idee: De Gaulle und die Regierung in Algier haben erklärt, dass Frankreichs Frauen jetzt vollberechtigte Staatsbürgerinnen seien. Wir haben beschlossen, Lucie als Vertreterin der Résistance im Inland in die beratende Versammlung zu schicken. Du wirst sie ein bisschen aufrütteln, all diese Überlebenden der III. Republik, die in unserer Mitte sind! Schliesslich bist du nicht nur Kämpferin, sondern auch Akademikerin, Geschichtslehrerin, Ehefrau und Mutter, burgundischen und katholischen Ursprungs. Was will man mehr?»

Mein Raymond ist offensichtlich glücklich über diese Lösung und ziemlich stolz, seine Frau derart geehrt zu sehen.

Ich bin bewegt und frage, um etwas zu sagen: «Werden sie es wollen? Wenn sie eine Frau ankommen sehen, die im Februar entbinden soll, werden sie sagen: Das ist nicht ernst.»

«Wir wollen es, wir sind doch vor Ort!» ruft Pascal zynisch. «Sie sind unsere Reiseagentur. Du bist schwanger, man sieht es allmählich, meine Liebe. Nun, sie werden verstehen, dass der Résistance beizutreten nicht bedeutet, ins Kloster einzutreten, und dass das Leben für uns weitergeht. Trotzdem, mach dich auf etwas gefasst da unten. Louis Martin Chauffier erzählt überall, dass du mit deinem prüden Wesen noch ein loseres Mundwerk hast als er in seiner mönchischen Art. Vorsicht! Es ist keineswegs sicher. Wir warten auf die Antwort. Ihr braucht zweieinhalb Plätze. In deinem Zustand kann man dich nicht in eine Lysander setzen. Aber sie fangen an, zweimotorige Maschinen zu benutzen; in diesen Postflugzeugen gibt es auch etwa ein Dutzend Plätze: Bequemlichkeit, Pünktlichkeit und Sicherheit nicht garantiert. Am 13. ist Vollmond. Die Operationen beginnen also am 9. oder 10. und erstrecken sich bis zum 16., vielleicht 17. Ich möchte gern, dass ihr bei diesem Schub dabei seid. Man hat euch lange genug gesehen, und ihr seid nicht leicht zu verstecken mit euren Ansprüchen eines Liebespaars!»

Er schenkt einen letzten Schluck Wein ein, der letzte Tropfen ist in meinem Glas:

«Das passt, meine Liebe, das bedeutet ein Baby! Es ist schon unterwegs!»

«Bei uns sagt man: ‚Erhängt oder betrogen. Müssen wir uns entscheiden?‘»

«Für mich ist alles entschieden; vom Betrogensein erholt man sich», sagt er mit seinem lauten Bassgelächter und steht auf, um zu gehen. «Bis bald, Kinder, habt euch weiterhin lieb.»

Sonntag, 7. November 1943

Wir sind nicht mehr mündig. Ich bin nicht mehr eine in ihrer Klasse angesehene Lehrerin, noch eine mit der Lebensmittelversorgung beschäftigte Hausfrau. Wir hatten zusammen unser Leben organisiert und geführt, und nun sind wir plötzlich ab-

hängig und werden bevormundet wie verwahrloste Kinder oder schutzlose Behinderte. Man «kümmert sich um uns». Und wir wissen nicht wer, noch wie.

«Heute Nachmittag», hat Maurice gesagt, «kommen Pascal und ich, um euch auf Wiedersehn zu sagen. Ein Auto wird euch in die Nähe des Geländes bringen, wo ihr das Flugzeug besteigen werdet.»

«Bei wem wohnen wir solange?»

«Ich weiss es nicht, und ich will es auch nicht wissen. Von heute an bin ich nicht mehr zuständig.»

«Wohin fahren wir?» beharrt Raymond.

«Ich weiss es nicht.»

«Ist es weit? Raymond ist noch nicht sehr kräftig, und er wird gesucht.»

«Auch du, Lucie, bist in Gefahr und leicht zu erkennen. Ich bin nicht informiert über die Umstände eurer Reise. Aber, weisst du, wenn man jemanden an Bord nimmt, dann ist es ernst, und alle Vorsichtsmassnahmen werden ergriffen. Alles was ich euch zu sagen habe, ist: «Haltet euch bereit.»»

«Und meine Eltern?» fragt Raymond.

«Ich habe sie gesehen; im Augenblick haben sie eine versteckte kleine Wohnung, sie wollen Lyon nicht verlassen. Deine Mutter sieht ihre Schwester jeden Tag. Sie glauben fest, dass du in London bist, und sie denken, dass Lucie dir schon nachgefolgt ist oder demnächst mit dem Kind nachkommen wird. Meine Eltern sind in der Nähe von Aix. Bei ihnen konnte ich hart sein. Sie haben zumindest begriffen, dass die *Milice* sie ohne Weiteres finden könnte, und ich habe sie weit weg von diesem gefährlichen Zentrum untergebracht. Meiner Ansicht nach haben sie nichts zu befürchten.»

«Und Yvon in seinem Oflag, wer kümmert sich um ihn?»

«Zur Zeit schicken deine Eltern ihm immer noch Päckchen. Das läuft über den Kriegsgefangenendienst Vichys, bei dem auch Leute von uns sind. Keine Gefahr, dass die Gestapo Rückschlüsse zieht. Was euch betrifft, so wird er glauben, was deine Eltern ihm in ihren Briefen zu verstehen gegeben haben. Trotzdem, deine Eltern hätte ich gern ausserhalb von Lyon! Ich hoffe, ihr seid auf dem richtigen Weg. Also, auf Wiedersehn, nach dem Krieg sehen wir uns wieder.»

Maurice, mein Herzensbruder, ich umarme ihn und kann mich nicht losreißen.

«Na, na, vielleicht sehen wir uns ja schneller wieder, als wir denken», sagt er und macht sich mit feuchten Augen los.

Ich verdanke ihm so viel! 1940 hat er sich ohne zu zögern unserem Abenteuer angeschlossen. Verdammt gewiefter Bursche, der er ist, scherte er im August 1940 aus der Gefangenenspalade, die sich auf den Weg nach Deutschland machte, aus, ergriff ganz selbstverständlich die beiden Holme eines Schubkarrens, der am Strassenrand stand, ging einen Augenblick im Gleichschritt mit den Soldaten weiter und bog dann zu einem Bauernhof ab, ohne dass die deutschen Posten auf beiden Seiten der Kolonne den geringsten Argwohn hegten. Sein Beitritt war wertvoll. Er verstand es immer, eine Unterkunft ausfindig zu machen, die Frauen seiner Kameraden aus der Gefangenschaft zu überreden, ihre Wohnung ganz oder teilweise zu vermieten oder einen flüchtigen Widerstandskämpfer vorläufig aufzunehmen.

In Lyon kannte er die Rechtsanwälte, die Ärzte, die Geschäftsleute, auf die wir uns verlassen konnten. Er verkehrte in all den kleinen Kneipen, wo man, wenn man mit ihm zusammen war, zum normalen Preis eine Bratwurst essen und ein Fläschchen weissen Mâcon dazu trinken konnte. Er war es, der auf eine Werkstatt aufmerksam machte, die zu vermieten war und wo Autos und Geräte unseres *Groupe-Franc* versteckt und gewartet werden konnten; er hat eines Abends bei Bron einen Tankwagen mit Flugbenzin entdeckt und herausgefunden, wann er unbewacht war. Unsere Gruppe hat davon profitiert und war, nachdem sie die Vergaser unserer drei Citroens umgebaut hatte, für lange Zeit mit Treibstoff versorgt.

Wie ich war er bei vielen Coups, bei vielen Aktionen und punktuellen Kontakten dabei, ohne eine bestimmte Verantwortung zu haben. Seine Freunde nannten ihn unvorsichtig. Er hat sich genauso wenig wie ich schnappen lassen, wahrscheinlich weil wir das gleiche Gespür für die Gefahr hatten und uns beherzt engagierten, in der Gewissheit zu gewinnen. Mein Maurice mit seinem unnachahmlich komischen Lyoner Akzent, seiner einmaligen Art, etwas zu erzählen, indem er es pantomisch darstellt, mit seinem so lebendigen Gesicht, dessen Züge

man herkömmlicherweise als semitisch bezeichnet. Er gehörte zur Lyoner Gesellschaft, die Fremden gegenüber distanziert und unzugänglich war. Doch die Solidarität und die Verschwiegenheit in dieser Gesellschaft waren total. Wir hatten den Beweis mit Nicolas, dem Seidenhändler aus der Rue Coste, und Joie, dem Arzt von Pollionnay.

Nach dem Mittagessen kommt, wie vorgesehen, Pascal.

«Los, Kinder, auf geht's! Ihr reist ab wie eine nette kleine Familie, die mit ihren Koffern aufs Land fährt.»

«Wir haben keinen Koffer und so wenig zum hineintun!»

Er öffnet die Tür. Auf dem Boden steht ein Lederkoffer.

«Da ist einer, ich schenke ihn euch. Ich möchte ihn nicht mehr, er wiegt Tonnen, er ist leer genau so schwer wie voll. Aber da die Damen und Herren im Auto und dann im Flugzeug reisen, spielt das Gewicht keine Rolle! Ich bedaure, die Agentur hat mir weder eure Flugscheine, noch Datum und Ort des Abflugs anvertraut. Im Radio wird dieser Tage eine Botschaft gesendet werden, die euch das Nötige mitteilt.»

Um die Rührung des Abschieds zu vertreiben, macht er noch Witze über die Flugscheine, die reservierten Plätze, als ginge es um eine normale Reise. Schliesslich sagt er:

«Dort erklärt ihr denen, wie es hier zugeht, dass Polizeitruppen aller Art wüten, dass die *Maquis* sich füllen und trainieren, dass dringend Waffen geschickt werden müssen. Sagt ihnen, sie sollen sich beeilen zu landen, bevor wir alle abgeholt werden. Lucie, du wirst das Baby im Februar bekommen. Wie werden wir es erfahren? Es gehört uns allen ein bisschen!»

«Kein Problem, das habe ich schon Maurice gesagt. Am 20. Februar, zum Geburtstag von Ginette, wird eine persönliche Botschaft in der BBC gesendet. Boubou wird die Geburt bekanntgeben.»

«Und wenn du noch nicht entbunden hast?»

«Ich habe richtig gerechnet, sie wird spätestens am 12. geboren: Ich bin sicher, sie am 14. Mai empfangen zu haben.»

Ein rasches Auf Wiedersehen zu unseren Gastgebern. Kaum Zeit, ihnen zu danken. «Wofür?» fragt der Doktor.

Pascal öffnet die Tür des Citroën. Wir umarmen uns lange alle drei. Die Männer haben Tränen in den Augen. Ich weine

richtig, während Jean-Pierre nur die Gewissheit genießt, zwischen Mama und Papa in diesem Auto zu fahren. Unsere Freunde, unsere Eltern, unsere Kameraden der Résistance bleiben zurück. Und Lyon, wo wir im September 1940 angekommen sind, wo wir drei Hochzeitstage gefeiert haben, am 14. Dezember jeden Jahres. Es zu verlassen, ist schwer.

Den Fahrer kenne ich nicht. Ein blonder, schweigsamer junger Mann neben ihm zeigt den Weg. Wir sind auf den Strassen des Beaujolais, mitten in den Weinbergen, die ihre herrlichen Herbstfarben tragen. All die Landschaften meiner Kindheit. Ich erkenne alle Wege wieder, ich kann alle Weiler benennen. Jeder Kirchturm ist eine Erinnerung: Erstkommunion oder Hochzeit in meiner Familie; fast auf jedem Friedhof gibt es ein Grab, das ich offen gesehen habe, um den Sarg eines Verwandten aufzunehmen.

Links vor mir der Felsen von Solutré, wohin meine Grossmutter Vincent mit mir ging, um den Amerikanern zuzusehen, die unter den weissen Kieselsteinen und dem roten Ton nach den Spuren der Vorgeschichte gruben. Vielleicht der Beginn meiner Liebe zur Archäologie? Dort habe ich meinen ersten Kaugummi gegessen. «Spuck es aus», sagte Grossmutter, «das verklebt den Darm!»

Weiter weg der Felsen von Vergisson und seine Legende vom «wilden Tier», das die Frauen besuchte, wenn die Männer zu lange abwesend waren, und den Geschwätzigen oder Lästermäulern die Zunge ausriss. Ein Überbleibsel der Angst vor dem Wolf, der sich unter jenen von Buchsbaum und Gestrüpp bedeckten schroffen Bergrücken versteckt, wo auf halber Höhe die deutliche Grenze der Weinberge verläuft; gepflegte Weinberge, die die Dörfer mit ihren Häusern aus schönen hellen Steinen umgeben. Das Leben war dort fröhlich.

In dieser Jahreszeit sind die Weinberge menschenleer, die Weinlese ist vorbei, man kann schon den neuen Wein kosten. Plötzlich wird mir in diesem Auto, mit diesen Unbekannten, vollkommen klar, warum wir in diese ungewöhnliche Situation gekommen sind. All meine Wurzeln sind hier: Diesen Boden mit seiner Vergangenheit, seinen Traditionen, seinen Bewohnern, die ihn bearbeiten und dann auf ihm schlafen, die will ich nicht verlieren. Unsere Fröhlichkeit, unsere Freiheit, unsere Vergnügen, unsere Lebensart, der Empfang, den meine Onkel den Pas-

santen vor ihrem Weinkeller bereiten, den Probierbecher in der Hand. Es ist nicht möglich, dass all das verschwindet. Eintöniges Geleier, durch eine Strafmoral kaschierte Unterwürfigkeit, das sind Pétain und Vichy. Das ist nicht Frankreich! Und diese plündernden Eroberer voller Überheblichkeit, die Güterzüge mit Menschen jeden Alters, jeder Rasse füllen, auch mit kommunistischen Arbeitern oder Priestern, die jüdische Kinder versteckt haben, sie werden nie unsere Verbündeten sein, und wir lehnen es ab, dass sie unsere Herren werden.

«Raymond, sieh dieses Land, diese Harmonie. Wir dürfen das nicht alles verlieren!»

«Das Recht, es zu behalten, wird nie zu teuer bezahlt sein», sagt Raymond.

Ich bin unruhig. Wird man uns in dieser Gegend lassen, wo viele Leute uns kennen und glauben, dass Raymond schon lange in London ist? Das Auto schlägt eine andere Richtung ein, kommt nach Crèches und fährt über die Saône-Brücke von Arciat. Als Kind kam ich mit der Weinbauernfamilie zum Sonntagsbraten hierher. Diesen Landleuten machte das Wasser angst. Keiner von ihnen konnte schwimmen. Es wäre ihnen nie in den Sinn gekommen, sich mit nacktem Oberkörper und nur im Höschen zur Schau zu stellen. Nur die fremden Urlauber badeten in der Saône. «Sie holen sich den Tod», sagte meine Grossmutter. Hier habe ich meine erste Leiche gesehen: einen ertrunkenen jungen Mann; er war ganz dumm auf der Böschung ausgerutscht, als er seine Angelrute auswarf. Ein Boot hatte ihn gefunden und ans Ufer gezogen.

Die Strasse führt auf dem linken Ufer durch noch grüne Wiesen mit dicken Hecken. Einige Pappelpflanzungen unterbrechen die Eintönigkeit der Landschaft. Auf dieser Seite der Saône ist die Bresse. Die über das Land verstreuten Häuser sind aus Lehm, niedrig und langgestreckt, mit grossen steilen Dächern, die an der Südseite die Mauern weit überragen. Dort trocknet, an den Balken aufgehängt, die Maisernte. Wie gern hätte ich jetzt einen schönen Teller «*Gaude*», jenen dicken Maisbrei, über den man kalte Milch giesst. In meiner Kindheit war das die Mahlzeit der armen Tage. Wegen der Farbe nennt meine Familie, wie jedermann übrigens, die Bewohner der Bresse «Gelbbäuche».

Pont-de-Vaux. Vor dem Hôtel des Voyageurs erwartet uns in der Dunkelheit ein hübscher brünetter junger Mann mit dem sanftesten Lächeln der Welt, eine Pfeife in der Hand: «Kommen Sie mit mir.»

Wir überqueren einen kleinen Platz und stehen vor der Treppe eines grossen schönen Hauses. Noch bevor wir die letzten Stufen erklommen haben, geht eine Tür auf: «Treten Sie ein, Kinder, ruhen Sie sich aus!»

Vor uns ein Mann mit ausgestreckter offener Hand wie der Spaziergänger auf Courbets *Begegnung*. Ein warmherziger Mann, der an Gambetta und Jaurès erinnert. Er hat ihre Statur, ihren Bart und, wie wir schnell sehen werden, ihre Sprache.

«Darf ich mich vorstellen: Jean Favier, und das sind meine Frau und meine Tochter. Na, Charles-Henri (so erfahre ich den Namen des Mannes mit der Pfeife), wie viele Sterne hat der hier?»

Wir fallen aus allen Wolken. Was haben die Sterne mit uns zu tun?

Charles-Henri lächelt: «Er hat General de Lattre nach seiner Flucht empfangen und sich bis zu seiner Abreise um seinen Aufenthalt gekümmert.»

Ich frage ihn, woher er das weiss.

«Nun, ich will es Ihnen sagen, ich bin in diesem Abschnitt verantwortlich für Operationen in der Luft; wie der General sind Sie also bis zum Abflug unter meinen Fittichen. Ich habe daher eine gewisse Zahl von Anlaufstellen, wo man sich darum kümmert, meine Reisenden bis zu ihrem Abflug unterzubringen.» Er wendet sich an Favier. «Wo quartieren Sie die beiden ein?»

«Bei Jean Boyat und seiner Frau. Ich kenne sie gut, sie sind ebenso bescheiden wie mutig. Sie haben zwei bereits grosse Kinder, die alt genug sind zu verstehen und zu schweigen. Heute Nacht werden sie dort schlafen, aber zum Abendessen sind sie unsere Gäste. Sie, Charles-Henri, bleiben auch, die Hausherrin hat gross aufgetischt.»

Auf dem langen alten Holztisch zieht ein Tablett mit vier geschliffenen Sektkelchen meinen Blick an.

«Ihre Ankunft ist den Champagner wert!» sagt der Hausherr lächelnd.

«Ich weiss nicht, wie dieser Teufelskerl es ansteilt», bemerkt Charles-Henri. «Aber alle Leute, die bei ihm vorbeikommen, werden grossartig empfangen. 1940 muss er einen phantastischen Weinkeller gehabt haben, dass er Ende 1943 noch so gut bestückt ist.»

Der Champagner perlt in den Gläsern; er hat den Korken traditionsgemäss laut knallen lassen.

«Das ist besser als das Wasser von Montluc», sagt Favier und stösst mit Raymond an. Er legt mir den Arm um die Schultern: «So eine Frau findet man nicht jeden Tag.»

Ich merke, dass Charles-Henri ihn eingeweiht hat und dass er über unsere Abenteuer Bescheid weiss. Jean-Pierre, der häufige Veränderungen gewohnt ist, fühlt sich sichtlich wohl; er läuft im Zimmer herum, spielt mit den Katzen und ruft plötzlich:

«Pipi!»

«Ihr Frauen», sagt Favier, «kümmert euch um den Kleinen, gebt ihm Suppe zu essen und legt ihn hin, wenn er müde ist. Wir tragen ihn, wenn wir zu Jean aufbrechen.»

Ich stehe gehorsam auf.

«Nicht Sie! Ich habe meine Frauen gemeint. Sie sind ja ein Mann! Sie kämpfen wie ein Mann! Bleiben Sie bei uns.»

Ich betrachte meinen Bauch und denke an meine Auftritte bei der Gestapo mit der ewigen Leier von meiner unehelichen Schwangerschaft. Hat all das etwas Männliches? Warum muss das grösste Kompliment, das ein Mann einer Frau machen kann, darin bestehen, ihr zu sagen: Sie schreiben, Sie arbeiten, Sie handeln wie ein Mann? Als ich an der Sorbonne die Agrégation in Geschichte vorbereitete, hat mir mein Lehrer Guignebert gesagt: «Sie sollten sich bei den Männern bewerben, Sie haben die intellektuelle Leistungskraft eines Mannes.» Ich war zutiefst gekränkt über dieses Urteil, das mich an einem Stereotyp mass.

Diesem Mann, der uns empfängt und mich mit solcher Güte ansieht, antworte ich barsch:

«Ich fühle mich als Frau sehr wohl in meiner Haut, wissen Sie; was ich getan habe, war die Arbeit einer Frau, einer schwangeren Frau obendrein, was Ihnen nie passieren wird!»

Schweigen.

Charles-Henri und Raymond stopfen sorgfältig ihre Pfeife, als hinge das Schicksal der Welt davon ab. Favier ist verduzt,

dann legt sich sein ganzes Gesicht in Falten, und er bricht in lautes Gelächter aus:

«Verdammtes Weib! Sie fürchtet sich vor nichts. Ich verstehe, mein Junge, dass sie dich aus dem Loch geholt hat», sagt er und haut Raymond auf die Schulter.

«Dreimal», erwidert Raymond; «ich werde es Ihnen gelegentlich erzählen.»

Der kleine Junge hat flink eine dicke Gemüsesuppe mit Sahne gelöffelt. Jetzt leckt er das Schälchen aus, in dem das Apfelmus war. Er ist schlafbereit.

Jetzt sind wir dran. Mit Madame Favier und ihrer Tochter trinken wir die Flasche Champagner aus. Bei Tisch werden wir verwöhnt. Eine kräftige Suppe, ein echter Bresse-Kapaun, echter Ziegenkäse und zum Apfelmus Schnee-Eier, das Dessert der Glückstage meiner Kindheit. Doch heute ist das ein Kunststück. Man braucht Eier, Milch, Zucker. Raymond kann es nicht fassen und zeigt sein Erstaunen.

«Die Bresse ist ein Schlaraffenland», sagt Favier. «Es gibt alles, ausser Wein. Man muss die Saône überqueren, um welchen zu bekommen. Ich bin übrigens gut plaziert zwischen dem Viré blanc und den roten Beaujolais.»

«Und die Beschlagnahmungen?»

«Man weiss sich zu helfen, die Kontrolleure lassen sich sehr oft schmieren. Auch sie haben eine Familie zu ernähren. Im Übrigen kontrollieren sie nur, was man ihnen freundlicherweise zeigt.»

«Und die Deutschen?»

«Man sieht praktisch nie welche. Auf ihren Strassenkarten ist die Nationalstrasse auf der anderen Seite der Saône, ebenso die grossen Städte, wie Chalons, Tournus, Mâcon. Im Winter steht die Bresse unter Wasser. Sie verirren sich nicht hierher. Ausserdem konzentrieren sie ihre Kräfte in den Städten oder am Fuss der Berge, um die *Maquis* zu überwachen. Zur Zeit haben wir fast unsere Ruhe.»

«Aber die Denunzierungen, die Vichy-Polizei, die *Milice*?»

«In Pont-de-Vaux haben wir keine Polizei im eigentlichen Sinn, sondern eine Gendarmeriebrigade. Die meisten sind Jungs aus der Gegend; viele denken wie wir und helfen uns. Die anderen, «bloss keine Scherereien», die rühren sich nicht. Warum allzu eifrig sein, wenn man eine ruhige Kugel schieben kann?»

Zur Brigade gelangen die Denunzierungen, wenn der Leiter des Postamts und die beiden Briefträgerinnen sie nicht vorher abgefangen haben. Weiter ist es bisher nie gegangen.

«Ich, zum Beispiel», fährt er fort, «war vor 1940 Bürgermeister, berüchtigter Freimaurer, bekannter Antiklerikaler, ich wurde im November 40 meiner Verwaltungsämter enthoben und durch den Präsidenten der Legion der Frontkämpfer von 14-18 ersetzt. Ich habe zu ihm gesagt: ‚Alter Freund, wir waren zusammen Soldaten, jetzt bist du auf der falschen Seite. Was ich sage und was ich tue, brauchst du nicht zu wissen, und du willst es nicht wissen. Nach dem Sieg werden wir uns dafür revanchieren.› Er liess es sich gesagt sein. Was mich jetzt ärgert, ist, dass dieser Idiot spürt, woher der Wind weht, und zurücktreten will. Ich muss ihm jeden Tag Mut machen und ihn überreden, auf seinem Posten zu bleiben. Man kann nicht wissen, wer dazu ausersehen würde, ihn zu ersetzen, verstehen Sie.»

Wir lachen über diese merkwürdig verkehrten Verhältnisse. Favier ist zufrieden mit seiner Nummer. Tausend kleine Fältchen bilden sich in seinen Augenwinkeln, er streicht über seinen rotblonden, weissmelierten Bart. Wie alt ist er? Vielleicht so alt wie mein Vater, an den er mich so erinnert mit seiner epikureischen, lebensfrohen, grosszügigen Seite.

Bevor wir auseinandergehen, überprüfen wir noch einmal unsere Kennkarten. Wir sind niemand Geringeres als Monsieur und Madame Saint-André du Plessis. Raymond und Lucie als Vornamen. Ich weiss nicht, wo Pierre-mit-den-falschen-Papieren diesen Namen aufgegebelt hat. Aber da ich ihn kenne, bin ich sicher, dass es eine sehr solide Identität ist. Wir amüsieren uns über das Adelsprädikat, während Charles-Henri sagt: «Für uns alle sind und bleiben Sie Aubrac.»

So ist Raymonds letzter Résistance-Name also endgültig, quasi sein Pseudonym geworden. Wie Schriftsteller einen Autorenamen, Schauspieler einen Bühnennamen, haben die Widerstandskämpfer einen Decknamen. Das hat nichts zu tun mit einem falschen Ausweis.

«Haben Sie Verbindungen zum Massif central», fragt Favier, «dass Sie diesen Namen eines Vulkans gewählt haben? Wissen Sie, Lucie, dass dieser Name gut zu Ihnen passt?»

«Es ist nicht mein Name. Ich habe immer nur einen Vorna-

men gehabt, «Catherine», und so werde ich auch meine Tochter nennen. Ja, in der Résistance hatte ich nur einen Vornamen, wie alle Mädchen. Es gibt so viele Mädchen, dass wir mehrere «Catherines» waren, also fügte man unsere Funktion hinzu: Ich war Catherine von den *Groupes-Francis*. Jetzt wird man mich natürlich Madame Aubrac nennen, da ich seine Frau bin. Ich beklage mich nicht darüber. Aber wir werden diesen Namen voll und ganz tragen. Ich werde nicht Madame Raymond Aubrac sein, sondern Lucie Aubrac.»

Raymond, der das Gewitter kommen sieht, mischt sich ein: «Vielleicht wird man mich eines Tages Monsieur Lucie Aubrac nennen! Oder M. L. Aubrac! Dieser Name hat aber nichts mit Geographie zu tun, Monsieur Favier.»

Er erzählt: «Anfang März, als die Erlasse für den STO wirksam wurden, haben viele junge Leute sich geweigert, nach Deutschland zu gehen. Die aus den Städten hatten nicht immer Gastfamilien in der Provinz, die sie versteckten. Wir mussten also schnell Sammelplätze für diese Verweigerer organisieren. Wir haben uns bei mir in der Avenue Esquirol mit einigen Verantwortlichen der *Armée secrète* der MUR getroffen. Lucie hatte uns Fladen gebacken.»

«Ja, ich hatte in der Kaffeemühle Weizen gemahlen, ihn mit ein bisschen Milch und Wasser angerührt und in Rinderfett ausgebacken, es war essbar.»

«Und wie! Alle haben dich beglückwünscht. Sie kamen gern zu uns, all diese Jungs ohne Familienleben. Wir hatten noch eine legale Adresse mit einem Briefkasten, ein richtiges Haus mit Büchern, einige Vorräte an Kohlen und Lebensmitteln, Betten für die Kameraden, wir waren ein Paar mit einem Kind. Sie sahen gern, dass es so etwas noch gab: ein Heim. Manchmal hiess es natürlich, in den unter einem anderen Namen angemieteten Wohnungen untertauchen, wo wir andere Identitäten, andere Kleider vorfanden. Wir wurden unsere Doppelgänger oder vielmehr, wir mussten uns halbieren, durften keinen Mann, keine Frau, kein Kind mehr haben, mussten uns zur Horde der einsamen Untergrundexistenzen gesellen. Nicht immer bequem, nicht wahr, Charles-Henri?»

«Das ist eine andere Art Familie», antwortet er, «wo sich die einen für die anderen umbringen lassen.»

Madame Favier schaudert. Sie ahnt etwas von dieser Lügenexistenz, in der Verstecken kein Kinderspiel ist.

Raymond bemerkt die Verwirrung unserer Gastgeberin: «An jenem Tag haben wir also beschlossen, Leute in den Jura und nach Savoyen zu schicken mit dem Auftrag, die Verantwortlichen der Résistance zu alarmieren. Yves Farges fragte: ‚Für die Kontakte, wie sollen wir dich da nennen? Balmont ist allmählich zu bekannt.› Er blätterte in einem Kriminalroman, der herumlag. ‚Sieh an, da gibt es einen Kommissar Aubrac. Das würde gut zu dir passen.› Also Aubrac. Das ist der Name, den ich nach meiner Entlassung aus dem Antiquaille-Hospital in der Résistance behalten habe. Er war nicht aufgefliegen, die Polizei hat ihn nie erfahren. Für die *Armée secrète* und die Arbeit, die ich machte, stand kein Ersatzmann zur Verfügung, da habe ich meine Verantwortung wieder übernommen. Weil uns einer verraten hat, weiss die Gestapo jetzt, dass Aubrac Generalinspekteur der *Armée secrète* der Südzone war. Eine Lücke, die sie auf dem Organisationspian der Résistance hat füllen können!»

Bald trennen wir uns. Charles-Henri geht seinerseits. Er findet immer eine Bleibe. Seit über einem Jahr ist er in der Gegend, und alle Häuser hier stehen ihm offen.

Favier begleitet uns zu dem kleinen Haus von Jean Boyat am Rand des Nachbardorfs. Er wirkt wie ein Riese angesichts des Ehepaars, das uns erwartet. Zu diesem ist er ein klein wenig gönnerhaft, aber auf freundschaftliche Weise.

«Zeigen Sie ihnen das Zimmer. Sie sind müde, machen Sie sich lieber morgen miteinander bekannt. Hier ist Butter und ein Glas Marmelade, das schickt Ihnen die Hausherrin für die Kinder.»

Die kleine Madame Boyat bedankt sich und führt uns in unser Zimmer, ein richtiges Schlafzimmer, wie bei meinen Eltern. Das Holz des Bettes passend zum Spiegelschrank und zum Nachttisch. Ein hohes Bett mit einer Sprungfedermatratze und einer Wollauflage, mit durchbrochenen Laken aus Halbleinen. Über der Satinsteppecke, die auf der einen Seite rot, auf der anderen Seite grün ist, wölbt sich ein dickes rotes Federbett. Jean-Pierre, der aufgewacht ist, taucht wollüstig hinein.

Wir wünschen uns gute Nacht. Boubou ist schnell eingeschlafen. Ich habe ihm aus einem Handtuch eine Windel ge-

macht. Seit der Rückkehr aus dem Vercors, pinkelt er ins Bett. Sicherlich eine Art und Weise, unsere Aufmerksamkeit und unsere Anwesenheit zu fordern.

«Raymond, glaubst du, er tut es, weil ein Kind unterwegs ist, oder ist es eine Art und Weise zu sagen: Ihr seht doch, dass ich zu klein bin, um von euch getrennt zu werden?»

«Ach was», sagt Raymond, «man braucht nicht immer einen psychologischen Grund zu suchen.»

«Du hast recht, aber es hat eine Bedeutung. Sieh mal, bei dir habe ich festgestellt, dass du nachts kein Asthma mehr hast, seit du in den Händen der Gestapo warst.»

Er feixt: «Na siehst du, Montluc hatte sein Gutes ...»

Ich hätte das Gefängnis nicht erwähnen sollen. Er ist immer noch sehr dünnhäutig, wenn man davon spricht. In dem Krug, der in der Waschschüssel auf dem Toilettentisch steht, ist Wasser; genug zum Zähneputzen. Man muss in den Eimer spucken. Mich ekelt davor. Ich werde mir die Zähne morgen im Garten putzen.

Montag, 8. November 1943

Wir fühlen uns als Eindringlinge bei diesen braven Leuten, die uns ein bisschen wie Marsmenschen ansehen. Ich begreife, was es für eine bescheidene, unauffällige Familie bedeutet, zwei Unbekannte aufzunehmen, von denen man sagt, dass sie Heldentaten vollbracht haben. Welche Störung in ihren Gewohnheiten! Wenn wir gefasst werden, werden sie es auch, sie, die mit wildfremden Leuten die schmale Kost teilen, die für eine Woche reichen muss. Wird man ihr Verdienst später anerkennen? Ich werde laut von ihrem Heldentum sprechen! Die tägliche Selbstlosigkeit ist genauso viel wert wie eine Glanzleistung! Sie verwöhnen Jean-Pierre. Madame Boyat hat ein Stück Zucker mit ein bisschen Butter schmelzen lassen und das Ganze warm an ein Hölzchen geklebt: ein Lutscher. Das Kind ist selig. Raymond soll sich nicht zeigen. Mich hält man für eine Verwandte, die mit ihrem Jungen gekommen ist, um ein paar Lebensmittel aufzutreiben. Angesichts meines Zustands – ich bin am Anfang

des siebten Monats – geht mein Cousin für mich auf die Suche. Wir haben Monsieur Boyat sogar Geld gegeben, damit das Alibi hieb- und stichfest ist.

Abends kommt er mit ein paar Eiern, fünf Kilo Kartoffeln und einer Wurst zurück. Er bringt auch zwei Knäuel weisse Wolle. «Ich habe gedacht, das wäre nützlich für die Babyausstattung», sagt er schüchtern.

Er ist ein zurückhaltender Mann, der nicht weiss, wie er sich möglichst nützlich machen kann. Er vertraut es Favier an, der mit einer noch warmen Brioche ankommt, die seine Frauen gebacken haben, und ihm antwortet, dass das, was er tut, schon ungeheuer viel ist, dass er ein grosses Risiko auf sich nimmt. Er fügt hinzu: «Morgen Abend bringst du sie mir, sobald es dunkel ist, sie werden bei uns essen, auch der Kleine, meine Tochter hat eine Überraschung für ihn.»

Abends im Bett sprechen wir leise, um Boubou nicht zu wecken, über diesen Tag. Das Mittagessen mit dem Kaninchenragout war für uns ebenso wie für sie ein Fest. Sie waren glücklich, uns befriedigt zu sehen, und verlegen ob unseres Danks. Wir haben sehr darauf geachtet, uns auf eine Scheibe Brot zu beschränken; wir essen vielleicht ihre Ration, denn sie werden nicht gewagt haben, die Karten zu benützen, die wir ihnen gegeben haben. Wir müssen mit Favier darüber sprechen. Abgesehen vom Essen, hat sich nichts ereignet. Raymond, mit Tabak versorgt, hat nacheinander seine Pfeifen geraucht und in einem Almanach gelesen. Ich habe mit dem Kind einen kleinen Spaziergang gemacht, die Schulaufgaben des Jungen unserer Gastgeber nachgesehen, ein Babyjäckchen angefangen. Die Zeit ist langsam verronnen. Unsere Gastgeber gehen ihren Beschäftigungen nach, taktvoll, wie sie sind, stellen sie keine Fragen; ihr ordentliches, blank geputztes Zuhause, die etwas gedämpfte Atmosphäre in diesem nebligen Herbst laden nicht zu Gesprächen ein. Nach dem Abendessen kommt ein bisschen Leben auf:

Es ist die Stunde der Nachrichten aus London. Wir sind alle um den Radioapparat versammelt. Monsieur Boyat dreht an den Knöpfen. Glücklicherweise gibt es Strom. Zuerst die üblichen Störgeräusche, dann, ganz am Ende der Skala die drei Schläge: «Hier London, heute, am x-ten Tag des Kampfes des

französischen Volkes um seine Befreiung; die Franzosen sprechen zu den Franzosen.» Wir sehen uns an, aufmerksam und verschworen; plötzlich sitzen wir aufrecht auf unseren Stühlen. Zehnmal, zwanzigmal dreht Jean Boyat an den Knöpfen, um die Stimmen aus London wiederzufinden. Was für eine verrückte Situation! Die Nachrichten aus Frankreich erreichen uns über die BBC, wir erfahren vom Sabotageakt an einem Staudamm der Saône weniger als 100 km von hier entfernt, vom Entgleisen eines Tankzugs bei Fontaines, 30 km von hier, von Geislerschiessungen in Bordeaux und auf dem Mont Valerien bei Paris, vom sukzessiven Aufgeben der Vichy-Regierung. Dann kommen die Nachrichten aus Algier. De Gaulle ist endlich der alleinige Chef der provisorischen Regierung, nach den Versuchen, eine Zweiparteienregierung mit Giraud zu bilden, die von den Amerikanern unterstützt wurde. Jubelnd hören wir den Bericht von der Einsetzung eines Präfekten des freien Frankreichs im befreiten Korsika. Morgen sind wir an der Reihe!

Schliesslich kommen die Meldungen von den verschiedenen Fronten. Im Pazifik ergreifen die Alliierten wieder die Offensive, im Atlantik behauptet sich ihre Marine. Die Sowjets leisten Widerstand und greifen weiter siegreich an. Der Winter 43/44 da unten im Schnee wird für die Nazis fatal sein, das steht fest. Auch in Italien hilft die Resistenza den alliierten Truppen, zu denen jetzt französische Soldaten gehören.

Wir sprechen lange über diese guten Nachrichten. Zum Glück gibt es die BBC! Die Zeitungen kauft man nur, um sich über die Zuteilungen zu informieren, zu denen die Marken verschiedenster Lebensmittelkarten berechtigen. Alles, was gedruckt wird, unterliegt der deutschen und der Vichy-Zensur. Auf militärischer Ebene keine Nachricht, die für die Deutschen unvorteilhaft wäre. Wenn sie zurückweichen, dann nur um Schwung zu holen! Auf den Strassen geht ein Lied um über die elastische Verteidigung in der Ukraine. Selbst die Todesanzeigen werden verfälscht. In den französischen Gefängnissen stirbt man nicht. Es gibt keine erschossenen Widerstandskämpfer, es gibt nur gefährliche jüdisch-marxistische Terroristen, die fertiggemacht werden. Die Massaker an der Zivilbevölkerung, die liquidierten Geiseln: eine harte, aber notwendige Lektion, da-

mit man begreift, dass das Gesetz gelten und die Besatzungsmacht respektiert werden muss. Es sind Franzosen, die das sagen! Jeder fühlt sich gestärkt, wenn die BBC zu einer bekannten Melodie den Text bringt:

Radio-Paris lügt

Radio-Paris lügt

Radio-Paris ist deutsch

Nach jeder Sendung gibt es eine Reihe «persönlicher Botschaften», geheimnisvolle Sätze, die nur von den Adressaten verstanden werden: Ankündigungen von Fallschirmabwürfen, Operationen an den Küsten, geheime Landung eines Flugzeugs. Noch ein Spiel! Absurd in einer absurden Welt. Wenn «Jérôme sechzehn Forellen gefangen hat», dann werden vielleicht in der nächsten Nacht sechzehn Behälter voll Waffen auf eine Wiese des Limousin fallen.

Donnerstag, 11. November 1943

Wir sind schon vier Tage hier. Da kommt wieder einmal Favier. Er begleitet Jeanne, meine Schwester. Der einzige Mensch, der in meinem Leben wirklich gezählt hat, bevor ich Raymond kennengelernt habe. Wir sind einander sehr nahe geblieben. Ich weiss nicht, wie sie unsere Spur gefunden und erreicht hat, dass man ihr unseren Schlupfwinkel mitteilte. Sie weiss, dass wir in ein paar Tagen nach England fliegen sollen, und kommt, um Abschied zu nehmen. Sie bringt mir ein bisschen Babywäsche mit. Sie hat ein Souvenir für mich, einen silbernen Ring mit einem harten Stein, so etwas wie Tigerauge: «Jeannot, ich werde ihn tragen, bis wir uns wiedersehen. Hast du Nachricht von Pierrot?»

Ihr Mann Pierre, der Freund unserer Jugendjahre, ist dank des Ausweises, den Jansen, unser genialer Fälscher vom Anfang von «Libération», für ihn fabriziert hatte, aus dem Stalag zurückgekommen. Als Journalist in Vichy, in einer Technikabteilung des Radios, war Pierre durch Georges Bidault, dessen Mitarbeiter bei der Zeitung *L'Aube* er vor dem Krieg war, mit den Widerstandskreisen der Presse in Kontakt ge-

wesen. Unvorsichtigkeiten? Vielleicht. Wir haben alle welche begangen. Klatsch und Eifersüchteleien gab es in dieser Schlangengrube Vichy sicherlich, und so wurde er zusammen mit anderen Journalisten im Morgengrauen verhaftet und nach Montluc gebracht. Während unseres Aufenthalts bei Doktor Joie erzählte Raymond mir, wie verblüfft er war, als er an einem Septembermorgen seinen Schwager traf, der genau wie er unter der Aufsicht deutscher Soldaten den Abortkübel aus seiner Zelle in den Gefängnishof trug. Bei den Waschbecken in einer Ecke des Hofes hatten sie ein paar Worte wechseln können.

«Ich habe erfahren», sagte mir Raymond, «dass die beiden Schwestern frei sind, die Kinder in Sicherheit und dass meine Lucie, von der ich seit dem Päckchen vom 22. Juni nichts gehört hatte, versucht, mich rauszuholen.»

Nach Pierres Verhaftung kam meine Schwester oft nach Lyon.

Maurice half ihr, Päckchen zu packen, die sie in Montluc abgeben konnte, denn ihr Mann hatte seinen Fall anscheinend herunterspielen können, und seine Frau wurde nicht verdächtigt.

Natürlich redeten wir beide unaufhörlich über unsere Gefangenen. Durch einen freigelassenen Häftling wusste Jeannot, welches Pierres Zelle war, und eines Tages beschlossen wir, ihm ein Zeichen zu geben. Die Fenster eines Teils der Zellen gingen diesseits der Mauern, die den Rundweg säumten, auf ein bewohntes Gässchen gegenüber dem Gefängnis. Die Häuser dort wurden von den deutschen Wachsoldaten streng kontrolliert, man konnte nicht hinein. Die Bewohner waren erfasst und bedroht worden und verweigerten jeden Kontakt.

Da nahmen wir wie sorglose junge Mütter die beiden kleinen Töchter meiner Schwester an der Hand, tanzten mit ihnen auf dem Gehweg und sangen lauthals:

*Weine nicht, Jeannette, bald wird die Hochzeit sein
mit deinem Freund Pierre, der im Gefängnis sitzt.*

Das Liedchen war hübsch, und die Idee schien uns grossartig, höchst romantisch und durchschaubar für die Männer, denn wir bezweifelten nicht, dass sie uns hören würden. Raymonds Zelle ging auf den Hof. Nur Pierre hat uns gehört, übrigens nicht lange, denn eine deutsche Patrouille hat uns schnell vertrieben.

Am Abend des 21. Oktober kehrte Raymond dann nicht nach Montluc zurück. Der Lastwagen mit seiner Häftlingsladung kam nicht an. Im Gefängnis muss man etwas von diesem Handstreich erfahren haben, und Pierre verstand sicher, von wem die Operation ausging.

Seit Oktober hat meine Schwester ihre Töchter in einem Pensionat untergebracht. Durch meinen Erfolg ermutigt, ist sie auf dem Kriegspfad geblieben und suchte nach einer Möglichkeit, ihren Pierre zu befreien. Er hat sie gerade wissen lassen, dass die Sache für ihn geregelt wird und dass sie sich mit den Mädchen in aller Ruhe bei der Familie Norgeu in Haute-Épine einquartieren soll. Nun ist sie voller Hoffnung. Während ihres kurzen Besuchs beruhigt sie uns über das Schicksal meiner Schwiegereltern, die ein stilles Hotel gefunden haben in Tassin-la-Demi-Lune, an der Saône, in einem Arbeiterviertel ausserhalb des Zentrums von Lyon. Das ist eine Gegend, in der die *Milice* nicht verkehrt.

Ihr Kommen hat uns gutgetan. Wir haben das Gefühl, doch noch mit einer vertrauten Welt verbunden zu sein, mit einer Umgebung, die uns als das anerkennt, was wir in den normalen Zeiten waren: die grosse Schwester für Jeannot, der älteste Sohn für Raymonds Eltern. Leute wie alle andern.

Sonntag, 14. November 1943

Charles-Henri ist wiedergekommen. Ich frage mich, wo der seine Basis hat! Vielleicht ist er unaufhörlich auf Achse?

«Wahrscheinlich», sagt er, werdet ihr heute Abend abfliegen. Hier seid ihr zu weit vom Landeplatz entfernt. Wir können nicht riskieren, euch in der letzten Minute umherzufahren. Mémé wird euch am späten Nachmittag abholen, wenn um ein Uhr die Durchsage kommt.»

Tatsächlich hält um fünf Uhr der kleine Lieferwagen mit der roten Aufschrift «Metzgerei von Manziat» vor der Tür der Boyats. Favier, der über alles Bescheid weiss, kommt seinerseits, mit einer Flasche unterm Arm. «Der Abschiedsschluck», sagt er.

Mémé, der Metzger, ist ein Mann meines Alters, ganz rund, mit dichtem hellem Haar und einem leuchtend roten Gesicht. Ist das die frische Luft oder die fleischhaltige Nahrung? Er beschleunigt, stochert einen Augenblick im Feuer seines Holzvergasers, in dem langsam kleine Rundhölzer verbrennen, von denen er einen Sackvoll auf dem Trittbrett festgebunden hat.

«Man weiss nie, ob das Ding läuft», sagt er. «Fahren wir los, solange es einverstanden ist. Wir brauchen Zeit, um noch etwas zu essen, bevor wir zum Landeplatz aufbrechen.»

Immer noch bevormundet, werden wir also wieder einmal alle drei zu einem neuen Bestimmungsort gebracht.

«Gute Reise», sagen die Boyats. «Decken Sie sich gut zu heute Nacht», fügt Madame Boyat unter Tränen hinzu. «Erkälten Sie sich nicht bei diesem Wetter und in Ihrem Zustand.»

Wir müssen lächeln über ihre mütterliche Sorge.

«Sie hat noch ganz anderes geschafft», sagt Favier und umarmt uns. «Auf, Lucie, zeigen Sie den Engländern, dass wir schöne Babys zustandebringen!»

Bei Mémé erwartet uns Charles-Henri. Wie immer mit seinem beruhigenden Lächeln. Wenn ich gläubig und er Pfarrer wäre, würde ich ihn zu meinem Beichtvater machen. Noch drei weitere Männer sind da, kurz und breit, wie man in der Bresse ist, mit heller Haut, langsamer, etwas schleppender und holpriger Sprechweise, die sich sehr von der flinken und melodischen Sprache meines Mâcon unterscheidet. Man wartet nur auf uns, um sich zu Tisch zu begeben: Potaufeu, Braten, Würste und Käse.

«Essen Sie, kleine Frau, damit Ihnen warm ist auf dem Gelände. Wir fahren sofort nach der Durchsage um neun Uhr.»

Ich kann die fette Brühe nicht essen, da dreht sich mir der Magen um, genauso wie Jean-Pierre, der so etwas noch nie gekostet hat.

«Warten Sie, wir geben Ihnen einen Tropfen Wein hinein, dann rutscht sie besser.»

Wo sind die *Chahrots* meiner Kindheit? Ich liebte diesen lauwarmen Rest Weinbrühe, den meine Grossmutter mir als grosses Privileg zu trinken erlaubte. Charles-Henri kommt mir belustigt zu Hilfe: «Das ist ihr Zustand, wissen Sie, man zwingt sie besser nicht!»

Da versichert Mémé mit grossem Gelächter, dass ich eine

Tochter bekommen werde. «Nur die Gören machen solche Geschichten, noch bevor sie zur Welt kommen!»

Ich habe es satt, ich bin müde, mein Bauch ist in Aufruhr, der Rauch, der Lärm, die Gerüche, alles ist mir zuwider, und ich habe nicht den Mut, eine feministische Tirade loszulassen, zur grossen Erleichterung Raymonds, der einen Eklat fürchtet, was sicher weniger gut aufgenommen würde als bei Favier. Um neun Uhr kommt die Durchsage: «Im Freudentaumel werden sie abreisen; wir wiederholen: Im Freudentaumel werden sie abreisen.»

«Gehen wir.»

Der Holzvergasermotor dröhnt und schnauft wie eine Lokomotive in dem schlafenden oder scheinbar schlafenden Dorf. Eine halbe Stunde später ist der Lieferwagen zwischen zwei dicken Büschen versteckt und wir gehen zu Fuss bis zu der Wiese. Dem «Gelände», wie sie sagen. Der Mond ist aufgegangen. Es ist taghell, die Befeuerungsmannschaft ist da und nimmt die Befehle Charles-Henris entgegen, der seine Leute verteilt und Anweisungen gibt: «Niemand raucht, reden Sie leise; die anderen lassen sich im Schatten der Hecke nieder.»

Wie schlecht ich mich fühle! Ich sitze auf dem Boden, die Beine vor mir ausgestreckt. Das Baby mag es nicht. Ich habe Kreuzschmerzen. Ich stütze mich mit den Armen nach hinten ab, um die Schmerzen zu lindern, aber davon bekomme ich Wadenkrämpfe, und die Kälte kriecht mir den Rücken hoch.

«Die anderen», das heisst die Schutzmannschaft und die, die mit uns fliegen, sowie diejenigen, die die Postkoffer der Résistance tragen, sitzen in der Hocke. Sie haben schon ihre Brotbeutel geöffnet und beginnen zu kauen und zu trinken, als machten sie ein Picknick. Raymond neben mir ist nervös. Er hat seinen Revolver in der Manteltasche, und seine Hand tastet oft danach. Boubou schläft auf einer Tasche ausgestreckt, unter einer Decke, die ihn vollständig bedeckt. Das Flugzeug wird frühestens um halb zwölf Uhr kommen. Die Zeit vergeht langsam. Der Mond ist da, und dann beginnt die Erde zu dampfen. Ein kleiner Nebel steigt aus dem Gras auf und bleibt einen Meter über dem Boden hängen. Ich kann nicht mehr vor Müdigkeit und Verkrampfung. Charles-Henri kommt zu mir: «Alles in Ordnung?» Ich antworte «ja» mit einer so schwachen Stimme, dass er erschrickt: «Was ist los?»

«Ich kann diese Bewegungslosigkeit nicht mehr aushalten, mir tut alles weh, ich möchte aufstehen.»

«Dann stehen Sie auf, entspannen Sie sich, gehen Sie bis zum Weg, bleiben Sie so weit wie möglich im Schatten, die Silhouetten sind bei diesem Mondlicht weithin sichtbar. Ich fürchte sehr, Sie umsonst hierhergebracht zu haben. Mit diesem Bodennebel werden sie unsere Signale nicht sehen.»

Raymond steht mit mir auf. Er lässt mich nicht allein. Als wir zum zweiten Mal zur Gruppe zurückkehren, setze ich mich auf einen Koffer. Kurz darauf flüstert einer der Männer unterm Busch: «Verstecken wir uns. Das ist vielleicht ein deutsches Flugzeug.»

Über uns ein immer deutlicheres Brummen. Da ist es. Wir sehen das Flugzeug sehr gut. Charles-Henri blinkt mit seiner Stablampe das vereinbarte Signal, und die Mannschaft hat die Leuchtfeuer aufgestellt. Ich bin plötzlich ausserordentlich ruhig. Raymond hält mir die Hand. Näherkommend kreist das Flugzeug einmal, zweimal über uns, dann gewinnt es an Höhe und fliegt eine dritte Schleife.

Warum landet es nicht endlich? Eine neue weitere Schleife, dann entfernt es sich.

«Macht aus», sagt Charles Henri, «für diese Nacht ist es schiefgegangen, der Pilot hat uns nicht gesehen. Der Nebel hat unsere Lichter geschluckt.»

Das Brummen wird immer schwächer und verstummt schliesslich. Es ist vorbei!

«Verwischt die Spuren», befiehlt Charles-Henri und räumt schnell den Platz.»

Jemand trägt das Kind, das nicht aufgewacht ist. Ich hänge an Raymonds Arm. Wir zwängen uns mit der Post in Mémés Wagen. Die anderen fahren mit dem Fahrrad davon. Durch Hohlwege gelangen wir wieder nach Manziat. Scheinwerfer sind nicht nötig, der weisse Nebel kommt nicht bis in die Höhe des Fahrers, und Mème kennt seine Strecke auswendig. Rasch haben sich alle zerstreut. Wenn die Deutschen von Mâcon oder Chalon kommen, finden sie nur ein schlafendes Dorf. Mème versteckt uns für den Rest der Nacht in einer Art niedrigem, geschlossenem Schuppen. Hier wird uns niemand suchen. Eine dicke Lage Stroh, Decken, Jean-Pierre zwischen uns. Auf der

anderen Seite der Trennwand grunzt es. Am Geruch errate ich den Schweinestall. Es ist schön warm in diesem Kabuff, und ich schlafe sofort ein.

Montag, 15. November 1943

Raymond sagt, er habe die ganze Nacht bei mir gewacht.

Nach einer Schale echter warmer Milch und einem guten Butterbrot bringt uns einer von der Mannschaft nicht weit von hier zu einem Briefträger, dessen Garten an einen kleinen Wald grenzt.

«Wenn eine deutsche Patrouille in der Gegend herum-schnüffelt», erklärt er, «holen wir Sie rechtzeitig vom Wald aus.» Aber er meint, dass keine grosse Gefahr besteht. Das Flugzeug ist nicht gelandet, und bei diesem Vollmond haben die deutschen Beobachter sehen können, dass es keine Fallschirm-abwürfe gab. Er lässt unseren neuen Gastgebern ein schönes Stück Speck da und ein kleines Beefsteak fürs Kind.

Wir fangen an, wie Landstreicher auszusehen, ungewaschen, verdreckt vom Schlamm der Wiese und vom Stroh des Schuppens. Wir bringen den Tag damit zu, uns zu reinigen, unsere Mäntel auszubürsten. Wenn man nichts zu tun hat, kann man sich zumindest pflegen!

Mittwoch, 17. November 1943

Zwei Tage Warten. Wir haben uns daran gewöhnt, Charles-Henri mit einer neuen Anweisung kommen zu sehen.

«Morgen werden Sie nach Cuiseaux fahren. Ein Lieferwagen der Firma Morey wird Sie abholen. Da Raymond englisch spricht, werden Sie einen Gefährten bekommen. John war Maschinengewehrschütze in einer fliegenden Festung, die auf dem Rückflug von einem Luftangriff auf Turin abgeschossen worden ist. Er ist nicht weit von hier mit dem Fallschirm abgesprungen. Er hat absolute Priorität für die Ausreise. Flieger seiner Qualität

sind selten und wertvoll. Er hat einen Taubstummenausweis, denn er spricht kein Wort Französisch. Im Fall einer Kontrolle läuft er also nicht Gefahr, Dummheiten zu machen. Übrigens sind die Gendarmen hier fast alle auf unserer Seite.»

Donnerstag, 18. November 1943

Erneut sind wir Nomaden, erneut bei Unbekannten gelandet. Wir kommen in einen Bauernhof. Für die Nachbarschaft: die zu rechtgelegte Geschichte von den entfernten Verwandten, die zur Erholung kommen. Ich merke sehr schnell, dass das eine bloße Konvention ist und dass niemand darauf hereinfällt. Am ersten Tag werden wir mit Zurückhaltung aufgenommen, dann verändert sich die Stimmung mit der Zeit. Ein Nachbar hat sein Schwein geschlachtet, er kommt mit einem Braten und einer Wurst, die man kosten soll. Wie zufällig hat eine Nachbarin einen grossen Kirschauflauf gebacken: «Du hast doch Besuch», sagt sie zu unserer Gastgeberin, «da kannst du noch etwas auf-tischen.» Verschämte, taktvolle Solidarität, die das Herz erwärmt. Mein Zustand weckt natürlich Mitleid und Fragen: «Sie Arme, mit bald zwei kleinen Kindern, es wäre Zeit, dass sie Sie holen!» «Sie», das sind die Engländer. Man schreibt ihnen alle Macht zu, und man setzt in sie alle Hoffnung auf Flucht. Ihr Radio ist unsere einzige Verbindung zur freien Welt, dieses Radio, das unsere Tage bestimmt: Durchsagen, Nachrichten, Anweisungen. Wir speichern all das, um es dann mit denen, die uns beherbergen, zu teilen und endlos darüber zu sprechen.

Montag, 29. November 1943

Charles-Henri, der Herr über unser Schicksal, lässt uns ebenso wie John, den englischen Flieger, in den Jura transportieren.

In dem alten Simca mit Holzvergaser, der schwer anspringt, hören wir uns zum letzten Mal die Ratschläge unseres Mentors an: «Im Prinzip riskieren Sie nichts. Im Fall einer Kontrolle ha-

ben Sie John als Anhalter mitgenommen, Sie kennen ihn nicht, im Übrigen haben Sie den Eindruck, dass er taubstumm ist. Sie machen ganz einfach eine Versorgungstour. Hier der Name eines Weilers, wo Sie zumindest hundert Kilo Kartoffeln finden sollten.

Das ist Ihr Alibi, die Bäuerin weiss Bescheid. Notfalls wird Lucie durch eine Ohnmacht die Aufmerksamkeit ablenken.»

Bevor wir abfahren, werden wir von Bernard Morey, dem Verantwortlichen am Ort, prächtig bewirtet. Er ist ein temperamentvoller junger Mann, seine Schwester ist Philologin an der Universität, er leitet ein grosses Pökelfleischgeschäft und hat sich ganz der Résistance verschrieben. Sein ganzes oder fast sein ganzes Personal besteht aus Leuten, die sich aus diesem oder jenem Grund verstecken: Rasse, Politik, vor allem STO. In Cuiseaux vergöttern ihn alle. Er geht enorme Risiken ein, sagt immer und überall offen, was er denkt, eine Art Überspitzung, von der er meint, dass sie sein bester Schutz ist. Wie lange wird ihn diese Haltung schützen? Er ist so sensibel, dass er genau merkt, was es für uns bedeutet, die ganze Zeit die Sicherheitsvorschriften zu befolgen, uns von einem Ort zum andern bringen zu lassen, passiv zu bleiben, ohne Initiative. Er fragt uns um Rat für Aktionen, die ohne uns stattfinden werden. Er spricht auch von der Bedeutung unseres Augenzeugenberichts für die Leute in London. Er versteht es so gut, uns Auftrieb zu geben, und das gute Essen tut das seine, dass wir ihn mit dem Gefühl verlassen, nicht zu einem neuen Zufluchtsort, sondern zu einer höchst wichtigen Mission aufzubrechen.

In Bletterans wird John allein zu einem zurückgezogen lebenden Bewohner gebracht, wo er leicht zu verstecken ist. Unsere kleine Familie wird einem Gendarmen anvertraut. Monsieur und Madame Roblin bewohnen mitten im Dorf ein hübsches kleines Haus mit Garten. Es sind Leute kurz vor dem Ruhestand, die uns ihre Tür öffnen und gleichzeitig einverstanden sind, mit einem unauffälligen Leben zu brechen. Ich denke an die Jungs meines *Groupe-Franc*, manche waren Mitglieder der kommunistischen Partei, andere waren in der CGT engagiert. Für sie war der Weg des Ungehorsams verhältnismässig leicht: sie waren jung, an den politischen oder gewerkschaftlichen Kampf gewöhnt; die Resistance war die Fortsetzung ihrer früheren Aktionen. Aber ein fast am Ende seiner Laufbahn an-

gelangter Gendarm, dessen Leben dem Respekt vor der Ordnung geweiht war: Was für ein Gewissensproblem muss für ihn die Entscheidung sein, sich auf die Seite der Résistance, der Lüge, der Heimlichkeit zu schlagen!

Wir sind gerührt, als er uns abends beim Essen sagt: «Ich bin der Meinung, dass es als Soldat meine Pflicht ist, die Niederlage und die Besetzung nicht hinzunehmen, es ist also ganz und gar normal, dass ich Sie bei mir verstecke, ich werde Hehler.»

Hehler! Monsieur Roblin findet kein anderes Wort, um sich zu charakterisieren.

«Sie sind schliesslich keine Banditen. Wenn Sie Gesetzlose sind, so weil das Gesetz verfälscht ist, das ist nicht mein Gesetz, nicht dasjenige, dem ich während meiner ganzen Laufbahn Respekt verschafft habe. Sie sind ehrenwerte Leute.»

Er weiss nicht, wie er sich rechtfertigen soll, und fügt hinzu: «Es wird uns vielleicht teuer zu stehen kommen, meine Frau und mich, aber ich bin froh, Sie bei uns zu haben.»

Wie gewöhnlich besprechen Raymond und ich abends, in der Einsamkeit unseres Bettes, nachdem das Kind eingeschlafen ist, die Ereignisse des Tages. Wir haben in Cuiseaux einen angesehenen Bürger verlassen, der sich in seinem Provinzleben gut eingerichtet hat und der Verantwortlicher der örtlichen *Armée secrète* ist und obendrein das Risiko auf sich nimmt, in seinem Unternehmen junge STO-Verweigerer zu verstecken. Nun finden wir uns bei einem bescheidenen Beamten wieder, der noch weniger auf dieses, wie er sagt, «gesetzlose» Leben vorbereitet ist. Nach dem Krieg werden wir von dieser Unterschiedlichkeit des Engagements der Widerstandskämpfer Zeugnis ablegen müssen. Die Reden des Oberleutnants der Gestapo, «Alles jüdisch-marxistische Terroristen», stimmen überein mit der Propaganda Paul Marions in Radio Paris und der Legitimierung der Mörder von Darnands *Milice*. Es gibt Juden und Kommunisten in der Résistance, das ist im Grunde ihr Platz, aber es sind auch Leute dabei, die in aller Ruhe abwarten könnten, bis der Krieg vorbei ist. Wer würde wagen, es ihnen später vorzuwerfen?

«Es bedarf nur eines Anstosses», sagt Raymond. «Als der Verleger Pétains, Lardanchet, in meine Zelle in Montluc kam, hatte er keinerlei Sympathie für die Résistance. Er glaubte, er würde nur eine Nacht bleiben. Zwei Wochen sind daraus ge-

worden. Eines Tages liess man uns in Reih und Glied im Hof antreten. Man führte uns vor den Leichnam eines Mannes, der erschossen worden war. Ein Dolmetscher übersetzte uns die Rede des Gefängnisdirektors: «Dieser Mann hat versucht, eine Botschaft nach draussen zu schmuggeln. Das ist streng verboten und wird mit dem Tod bestraft. Nachher übergeben Sie dem Feldwebel auf Ihrem Gang alles Papier und alles, was zum Schreiben dient. Anschliessend werden die Zellen durchsucht. Wer Papier oder Stift behalten hat, wird sofort erschossen. Als wir wieder in unserer 2 x 2,5m grossen Zelle waren, sah ich wohl, dass mein Gefährte erschüttert war. Er legte seinen Füller und sein Heft zurecht. Währenddessen schraubte ich meinen Stift auf und nahm die Mine heraus. Ich legte ein Stück Zeitung und den wieder zugeschraubten Stift auf das Häufchen, das der Soldat abholte. Wo sollte ich meine kleine Mine lassen? Es gab kein Versteck in dieser nackten Zelle. Schliesslich steckte ich sie unter das Band des Hutes, den Lardanchet bei seiner Ankunft aufhatte. Als wir uns eines Tages bemühten, uns an ein Gedicht zu erinnern, nahm ich die Mine, um einen Vers auf den Türpfosten zu schreiben. Ich begriff, dass er nicht mehr derselbe Mensch war wie bei seiner Ankunft, denn er fand die List ausgezeichnet. Da beschloss ich, ihm zu vertrauen, ihm meinen Ehering zu geben und deinen Namen zu nennen. Unser Zusammenleben hatte sein Urteil über die Terroristen, von denen die Vichy-Propaganda sprach, bereits verändert. Doch der Anstoss für ihn war der Anblick dieses wegen eines Bleistifts erschossenen Mannes.»

Anfang Dezember

Die Tage sind lang in diesem Dorf. Ab und zu werden wir von anderen Familien eingeladen. Pascal Copeau besucht uns, und mit ihm essen wir in der Gendarmerie selbst. So erfahren wir, dass die ganze Brigade auf unserer Seite ist. Es ist ein üppiges Mahl. Der Wein fliesst reichlich, alle sind optimistisch. Ich kann nicht länger bleiben. Bei Tisch werde ich müde. Ich kann nicht mehr viel auf einmal essen, und wegen des Babys trinke ich keinen Wein.

Am 4. Dezember ist Maurice zu uns gekommen. Er bringt sehr schlechte Nachrichten mit. In Lyon hat die *Milice* einen Teil der Familie verhaftet und den Deutschen ausgeliefert. Maurice konnte der Razzia entkommen. Er geht nach Paris und dann nach Fougères in der Bretagne, wo er einen Freund hat. Meine Schwiegereltern sind in Montluc. Abends weint Raymond in meinen Armen. Er kennt das Elend, den Schmutz, den Schrecken dieses Gefängnisses. Ich habe nichts als meine Anwesenheit und meine Liebe, um ihn zu beruhigen. Wir bringen kein Wort hervor. Aneinandergeklammert in diesem Bett, ermes- sen wir unsere Ohnmacht und unsere Verzweiflung.

Sonntag, 3. Dezember 1943

Am Morgen zeigen unsere Gastgeber und die Nachbarn Ver- ständnis für unseren Kummer, sie wissen, dass man uns kein Beileid ausdrücken kann. Daher erzählen sie uns die neuesten Ereignisse: Die Universität von Strassburg, die ihren Betrieb nach Clermont-Ferrand verlegt hatte, ist von der *Milice* und der Gestapo umstellt worden. Professoren und Studenten, Jungen und Mädchen sind verhaftet worden. Manche sind an Ort und Stelle erschossen worden. Wir sind nicht mehr allein mit dieser Unterdrückung. Unser Familiendrama fügt sich ein in das Drama ganz Frankreichs.

Mittwoch, 8. Dezember 1943

Nachmittags kommt Charles-Henri, um uns mitzuteilen, dass wir wieder unseren Zufluchtsort wechseln. John, unser Englän- der, wird verrückt in dem abgelegenen Bauernhof, wo er seit zehn Tagen ist. Niemand spricht englisch, und er schafft es nicht, ein Wort Französisch zu lernen. Charles-Henri hofft, dass wir beim kommenden Vollmond nach London ausgeflogen werden können. Inzwischen will er uns mit John in einem Haus oder vielmehr einem Schloss mit einem grossen abgeschlossenen

Park unterbringen, wo die Männer sich gefahrlos bewegen und Englisch sprechen können.

Wir sind in Villevieux. Wir kommen nachts an und lassen den Wagen in einem Hohlweg stehen. Eine kleine Holztür führt in einen ungepflegten Park. Ein dicker Laubteppich unter den grossen Bäumen dämpft unsere Schritte. Ein Hund kläfft bei unserem Kommen, sicher ein alter Mops mit diesem heiseren, keifenden Organ. «Sei still, Maréchal.» Das ist der erste Satz, den wir hören, bevor wir ein weitläufiges warmes Zimmer mit undeutlichen Umrissen betreten. Der riesige Kronleuchter einen Meter über dem Tisch ist mit einer einzigen Glühbirne bestückt. Drei Damen empfangen uns, drei Schwestern, ohne jede Verlegenheit angesichts der Unbekannten, die wir sind. Der schlafende Boubou wiegt schwer in den Armen seines Vaters.

«Legen Sie ihn in diesen Sessel», sagt die Älteste. «Hängen Sie Ihre Mäntel nebenan auf, legen Sie nichts auf dieses Bett, die Hunde schlafen darauf, ausser Maréchal. Er ist zu alt, um hinaufzuklettern. Das arme Tier leidet an Inkontinenz und weiss nicht mehr so ganz, was es tut.»

Die Anspielung ist klar. Wir sehen uns ein bisschen verdutzt an. Charles-Henri lächelt über unser Befremden und reicht Raymond seinen Tabaksbeutel: «Die Demoiselles mögen Marschall Pétain nicht, und sie fürchten sich auch nicht vor Rauch.»

Beide stopfen ihre Pfeife, während unsere Gastgeberinnen uns in unsere Zimmer begleiten. Im ersten Stock ein langer Flur. Am Ende Johns Zimmer, drei Türen weiter vorn unseres. Es gibt einen Ofen. Die Kälte lässt mich erschauern. Man wird gleich ein Feuer machen, und man verspricht mir eine Wärmflasche für die Nacht. Das Himmelbett steht in einem grossen Alkoven, in dem sich zwei kleine Nischen öffnen: in der einen eine Schüssel und ein Krug zum Waschen, in der anderen ein hübscher Frisiertisch mit Spiegel im Stil Napoleons III. und ein stoffüberzogener Stuhl, Erinnerung an eine Kokette des vorigen Jahrhunderts.

Beim Abendessen, das auf einem bestickten Tischtuch serviert wird, erfahren wir das Wesentliche über unsere Gastgeberinnen. Sie haben im Krieg 14-18 Schweres durchgemacht, sie verloren ihren Vater, Berufssoldat, General, und ihren Bruder, Absolvent der Militärschule von Saint-Cyr, die Älteste verlor

den jungen Ehemann, und die beiden anderen jede Hoffnung auf eine spätere Heirat. Sodann sahen sie ihre Einkünfte dahinschwinden und leben nun von der Kriegswitwenrente der Ältesten, die Louise heisst. In der Küche, dem Reich Jeannes, nimmt ein riesiger gusseiserner Herd eine ganze Wand ein. Dort köchelt ständig das Hundefutter, und auf dem Rand des offenen Backofens wärmt man die Kartoffelschalen und das eiskalte Grünzeug für die Kaninchen. Das grosse Wasserbecken liefert das warme Wasser zum Waschen. Cécile, die Jüngste, kümmert sich um die gröbere Hausarbeit und die Öfen. Ein Pächter- und Gärtnerehepaar mit reichlich Sprösslingen kommt jeden Morgen, um die Befehle der Ältesten entgegenzunehmen.

Mit ihrer Offenheit, ihrem deutlich bekundeten Patriotismus sind sie eines Sonntags im Jahr 1941 dem Pfarrer ins Wort gefallen, der von der Kanzel herab für den neuen Staat und die Kollaboration warb. Als sie ihren ältesten Hund Maréchal taufte, machte der Geschäftsführer der Käseereignossenschaft, Verantwortlicher der lokalen Résistance, seine Aufwartung. Sie empfingen ihn feierlich. Verlegen angesichts dieser Schlossherrinnen, fing er an, über die Résistance zu reden. Louise unterbrach ihn sehr bald: «Wir haben uns schon gefragt, wann Sie sich entschliessen würden, Kontakt zu uns aufzunehmen. Nun gut, von jetzt an sind Sie unser Vorgesetzter. Wir werden Ihnen gehorchen. Was erwarten Sie von uns?»

Der «Käsehändler», wie sie ihn nennen, hat von dieser Unterredung Charles-Henri erzählt, der kam, um ein Gelände für Fallschirmabwürfe und geheime Landeoperationen zu prüfen. Er hat sofort begriffen, was für ein Glücksfall dieses abgelegene, von einem grossen Park und einer durchgehenden Mauer umgebene Schloss darstellt. Sobald er sie kennenlernte, wusste er den Mut, die Unkompliziertheit und die Entschlossenheit der drei Damen, wie man im Dorf sagt, zu schätzen.

Das Ehepaar, das in ihren Diensten steht, ist natürlich eingeweiht und ungefragt in die Résistance-Gruppe aufgenommen worden. Jean wurde Verbindungsmann, Kurier, Mitglied der Empfangsmannschaften. Mit der Zeit arbeitete er nur noch für das *Mouvement*, was den vernachlässigten Zustand des Parks teilweise erklärt.

9. - 20. Dezember 1943

John und Raymond sind begeistert, sich nützlich machen zu können, die Wasserbecken zu reinigen, die Wege zu harken, das tote Holz abzusägen. Beim Arbeiten diskutieren sie miteinander. John hat in Raymond einen Gesprächspartner gefunden, dem es nicht ungelegen kommt, sich wieder an die englische Sprache zu gewöhnen. Cécile hat für meinen kleinen Jungen die Spielsachen ihres Neffen hervorgeholt, der 1914 geboren wurde, drei Monate, nachdem man vom Tod des Vaters im Elsass erfahren hatte. Boubou ist ein ruhiges, allzu ruhiges Kind, einen Teil des Tages spielt er friedlich mit den Hunden, die er liebt, er redet wenig, klettert auf Raymonds Schoss, sowie dieser sich setzt. Er klammert sich an ihn, verlangt ihn jeden Abend zum Einschlafen an sein Bett, ruft nach ihm, sobald er aufwacht.

Ich komme in den achten Monat, und mir wird die Zeit lang. Noch zwei volle Monate! Das ist der mühsamste Abschnitt, vielleicht weil ich nichts zu tun habe, vielleicht auch weil ich noch nichts über meine Zukunft weiss. Ich habe Lust und Neigung, mich auf diese Geburt vorzubereiten, verloren. Es ist ein wenig so, als wäre dieses Baby, das ich mir so sehr gewünscht habe und das mir den ganzen Sommer so geholfen hat, eine Fessel, eine Bedrohung für meine Freiheit geworden. Welche Freiheit? Ich werde immer vegetativer! Die Tage verrinnen, eintönig und langsam. Jeden Morgen fängt alles wieder von vorn an, und ich weiss, dass es bis zum Vollmond im Januar so sein wird, denn, Charles-Henri hat es uns gesagt, diesen Monat findet keine Operation statt.

Jeden Morgen entfache ich in meinem Zimmer das Holzfeuer, das die Nacht über glimmt. Auf dem Ofen erwärmt sich in einem Krug das Wasser, das ich aus dem Fass am Ende des Flurs geholt habe. Ich muss Jean-Pierre waschen, der zurzeit regrediert und jede Nacht pinkelt, wahrscheinlich um zu zeigen, dass er uns braucht, oder aus unbewusster Eifersucht auf das erwartete Baby. Ich muss die Handtücher auswaschen, die als Windeln dienen. Jeden Morgen weiche ich ein bisschen Wäsche ein, meine, die von John und Raymond, Hemden oder Unterhosen oder Socken und immer diese unsäglichen schleimigen Taschentücher. Dann halte ich mich den ganzen Vormittag in

diesem harmonischen Zimmer auf, das allmählich warm wird, während Raymond das Kind beschäftigt. Putzen ist schrecklich für mich, das Bücken fällt mir schwer. Ich habe nur ein Umstandskleid: jenes, das ich schon bei Jean-Pierre hatte. Ich versetze in regelmässigen Abständen die Knöpfe, um es meinem Bauchumfang anzupassen. Ich phantasie! Und wenn es Zwillinge wären? Ich habe immer davon geträumt. Abends, die Hände auf dem Bauch, behaupte ich, zwei Bewegungen zu spüren, bis Raymond es fast glaubt. Man bringt mir Babysachen, Windeln, Einschlagtücher, ich interessiere mich kaum dafür. Cécile hat entzückende Leinenhemdchen gewaschen und gebügelt, die sie 1914 für ihren Neffen bestickt hatte.

Jeden Abend hören wir BBC. Dabei erfahre ich aus ihren Reaktionen, wenn sie eine Stimme oder einen Namen erkennen, dass die Damen Bergerot alle Führer der Résistance und viele Politiker bei sich beherbergt haben. Zu jedem haben sie eine Anekdote zu erzählen, mit spitzer Zunge und einer Ironie, die ihrer Grosszügigkeit entspricht.

Montag, 20. Dezember 1943

Weihnachten naht. In der Bibliothek, die John und Raymond zu ausführlichen Erkundungen offensteht, haben die Damen Bergerot die traditionelle kleine Krippe aufgestellt. Boubou macht Bekanntschaft mit dem Jesuskind und realisiert plötzlich, dass auch seine Mama ein Baby bekommen wird. Er wird ehrfürchtig meinem Bauch gegenüber, wirft sich nicht mehr jäh gegen mich und fängt sogar an, zärtlich von einer zukünftigen kleinen Schwester zu sprechen.

Raymond und John haben beschlossen, das Haus zu schmücken. Sie haben Ilex abgeschnitten, und John ist auf einen Apfelbaum geklettert, um einen Mistelzweig zu pflücken.

Freitag, 24. Dezember 1943

Ich gehe mit meinen Gastgeberinnen in die Mitternachtsmesse. Alle sehen mich an in dieser kleinen Kirche. Woher kommt die denn? Cécile nennt mich laut Cousine und hält mir ihren mit Weihwasser benetzten behandschuhten Finger hin. Auf den Stühlen in der ersten Reihe folgen wir dem Gottesdienst. Ich kann leicht auf den strohbespannten Betschemel niederknien, aber nur mit Mühe wieder aufstehen. Ich bin so schwer und um diese Zeit so müde. Meine drei Begleiterinnen hören der Predigt aufmerksam zu. Streitbar, selbst an einem Weihnachtsabend, warten sie nur auf die konformistische Homilie, die ihnen einen Auftritt gestattet. Ich sage leise zu ihnen: «Wegen mir ist es besser, sich heute Abend nicht bemerkbar zu machen.» Frustriert kehren sie mit mir in tiefschwarzer Nacht zum stillen Schloss zurück.

Die beiden Männer empfangen uns in einem der kleinen Salons, wo ein schönes Feuer im Kamin knistert. Ein paar Kerzen auf einer kleinen Tanne beleuchten lustig die Tischecke. John hat durch kunstvolles Falten vier hübsche Schachteln hergestellt: In drei von ihnen hat er ein Stückchen der Hauptmannstresse gelegt, die er seit dem Absturz aufbewahrt. Ein schönes Geschenk für diese Frauen, Töchter, Schwestern und Witwe von Offizieren. Für mich hat er ein Miniaturmaschinengewehr aus Draht gebastelt. Der Käsehändler hat einen Braten geschickt, Jeanne hat eine Weihnachtstorte mit echter Buttercreme gemacht. Irgendjemand hat eine Flasche *Clairette de Die* beschafft. Eine Illusion von Champagner! John, der sehr schnell lustig wird, singt *God save the King*. Wo ist mein Lyoner Weihnachten? Wo sind unsere Eltern, unsere ganze Familie und all unsere Freunde? Wo werden wir nächstes Weihnachten sein? Für John ist dieser Abend ein unerwartetes Intermezzo in seinem Soldatenleben. Nicht mehr. Ich bin müde, zum Weinen müde. Morgen wird ein neuer ganz gleicher Tag beginnen. Was kann ich mir beim Einschlafen wünschen? Einfach, dass für unseren Schutz Morgen tatsächlich gleich sein möge wie Heute.

Hier haben wir den ganzen Tag lang kein anderes Gesprächsthema als den Krieg, die Kriege, die Résistance, ihre Siege und die Unterdrückung. Wir versuchen trotz den Stör-

geräuschen jeden Abend BBC zu hören. General de Gaulle ist in Algier, die provisorische Regierung arbeitet mit der beratenden Versammlung, in der neben ehemaligen Pétain-feindlichen Parlamentariern viele unserer Kameraden der Resistance sitzen. Sie sind unsere Sprecher, und aus ihren Worten ergibt sich immer die gleiche Schlussfolgerung: Von Claudius Petit bis Médéric, von d’Astier bis Grenier bekräftigen alle die Bedeutung der Résistance im Inland, ihre Wirksamkeit beim Sabotieren und Stören der feindlichen Truppen. Alle verlangen, dass schnell Waffen eintreffen, damit wir handeln können, und weisen kategorisch zurück, dass ein Bürgerkrieg in Frankreich drohe. «Nein», sagt Claudius Petit zur beratenden Versammlung, «die Résistance will keine Waffen, um ihre kleine Revolution zu machen, sondern für ihre Befreiung.»

Donnerstag, 6. Januar 1944

Dreikönigstag. Cécile hat aus den grosszügigen Gaben der Bauern der Umgebung einen herrlichen Kuchen gebacken. Als wir uns zu Tisch setzen, kommt Charles-Henri, ruhig wie immer, die Pfeife im Mund: «Heute Nacht findet wahrscheinlich eine Landeoperation statt. Wir schalten um ein Uhr BBC ein, um zu hören, ob unsere Botschaft gesendet wird.»

Ich gehe ins Zimmer hinauf, um die am Morgen gewaschene Wäsche zu holen und sie auf die über den Herd gespannte Leine zu hängen. Die Botschaft kommt: «Im Freudentaumel werden sie abreisen.» Wir warten die Bestätigung um sieben Uhr ab, dann um neun Uhr, und los geht es. Wir sind viele auf dem Gelände. Der Mond ist noch nicht ganz voll, aber er scheint ausserordentlich hell in dieser Nacht von trockener Kälte! Jean-Pierre ist müde, ich auch; stehenbleiben strengt mich an. Bis das Flugzeug kommt, setzt man uns beide in das Auto, das uns hergebracht hat. Mitternacht. Man holt uns eilig. Das Kind, ohne aufzuwachen, auf dem Arm seines Vaters, ich mit dem Koffer, der die in den letzten Monaten gesammelte Babyausstattung enthält, so stehen wir bereit.

Die Befeuerung ist in Ordnung, Charles-Henri gibt das Zei-

chen, das Flugzeug antwortet mit dem vereinbarten Buchstaben. Dann nichts mehr. Nichts geschieht, das Flugzeug entfernt sich, entfernt sich und kommt nicht zurück.

Wir sind sieben oder acht Passagiere, die zurückgeblieben sind; alle Postkoffer der Résistance, die Berichte von zwei Monaten stehen im Gras. Charles-Henri organisiert schnell die Rückfahrt, der lokale Verantwortliche bringt die Passagiere, einschliesslich Raymond und John, mit dem Lieferwagen zu einer Mühle auf der anderen Seite des Geländes. Sie beschliessen, dass ich mit meinem Kind ins Schloss von Villevieux zurückkehren soll, wo die drei Damen mich erwarten. Sie sind an diese Operationen gewöhnt; sie haben ein gutes Gehör und wissen schon, dass das Flugzeug nicht gelandet ist.

Freitag, 7. Januar 1944

Der «Käsehändler» bittet mich, Geduld zu haben. Jetzt müssen wir warten, bis in der Gegend wieder Ruhe einkehrt. Die Deutschen haben in Lons-le-Saunier, das heisst zehn Kilometer von hier, einen Trupp Russen der Wlassow-Armee einquartiert. Sie sollen brutal sein. Das Äquivalent der Waffen-SS und unserer *Milice*.

Donnerstag, 13. Januar 1944

Die Lage ist ernst. Philippe Henriot hat sein Debüt bei Radio-Paris gegeben. Er ersetzt Paul Marion, der als zu weich gilt. Er ist ein glänzender Journalist, ein gefährlicher Polemiker, dem Nazismus treu ergeben. Mit Drohungen und Überredungskunst könnte er mehr als einen Franzosen verunsichern. Er ist es, der am 11. abends mit schmetternder Stimme die Nachricht verliest vom Prozess, der Verurteilung zum Tod und der sofortigen Hinrichtung des Grafen Ciano, der im September zur Wiederherstellung der Monarchie in Italien beigetragen hatte. Sein Schwiegervater Mussolini hat seine Begnadigung nicht unter-

schrieben. «So ergeht es den Verrätern», schliesst Philippe Henriot.

Charles-Henri teilt uns mit, dass es während dieses Vollmonds keine Operation mehr geben wird und dass die Passagiere vom 6. wieder in Paris sind. Raymond und John kommen zum Abendessen ins Schloss und kehren für die Nacht in die Mühle zurück. Schliesslich werden sie hierbleiben. Das ist klüger als das tägliche Hin und Her.

Mir gilt jetzt grosse Besorgnis. Ich komme in den neunten Monat und verfall immer mehr in den vegetativen Fatalismus der Schwangeren. Ich bin nicht mehr für mich verantwortlich. Ich lasse mich bevormunden, und zwar schon seit drei Monaten. Ich bin ebenso passiv wie vertrauensvoll. Charles-Henri ist Herr über mein Schicksal. Er ist sich dessen bewusst. Könnte er morgen eine Lösung finden, er wäre sehr erleichtert! Doch er entscheidet nicht allein und ist von den Stellen in London abhängig.

Für den Februarmond ist vorgesehen, dass die Flüge zwischen dem 5. und dem 14. stattfinden. «Halten Sie es bis dahin aus?» fragt er. Mein kleiner Junge ist ein bisschen vor dem Termin geboren; bei einem zweiten Baby ist das Risiko noch grösser. Man muss Vorkehrungen treffen: Zunächst sollte ich näher bei Lons-le-Saunier sein, dann Kontakt zu einem Arzt aufnehmen und einen Platz in der Entbindungsklinik haben.

«Villevieux muss wieder zur Ruhe kommen», sagt Charles-Henri. «Alle wissen über alles Bescheid. Alle sind engagiert und schwatzhaft. Da nie etwas Schlimmes passiert ist, ergreift niemand mehr Vorsichtsmassnahmen. Wir werden eine Zeitlang jede Verbindung zum Schloss und zum Dorf abbrechen.»

Ich weiss, dass ich meine hiesigen Gewohnheiten, die Liebenswürdigkeit und die Gespräche mit meinen Gastgeberinnen vermissen werde. Jean-Pierre, der über einen Monat lang von drei Grossmüttern verwöhnt wurde und zwischen den Pfoten der Hunde schlief, findet diesen Aufbruch ganz normal. Nur eins zählt für ihn: seine Eltern und vor allem seinen Vater nicht aus den Augen zu verlieren. Doch ich werde noch einmal von Raymond getrennt sein.

Donnerstag, 20. Januar 1944

Ich werde in Chilly-Ie-Vignoble, ganz in der Nähe von Lons, bei einem Lehrerehepaar untergebracht. Er, noch in der Legalität, ist Anführer einer M[^]wzs-Einheit. Sie haben eine etwa zwölfjährige Tochter, die sich meines kleinen Jungen sogleich annimmt. Raymond und John sind in einer anderen Familie am Dorfrand, aber wir werden uns jeden Tag sehen.

Madame Cazeau, meine Gastgeberin, begleitet mich ins Krankenhaus von Lons. Doktor Michel, der seit langem die Jungs von der Résistance verarztet, untersucht mich. «Das Baby ist ins Becken eingetreten», stellt er fest. «Sie haben keinen Monat mehr vor sich.»

Ich erkläre, dass ich mir über den Zeitpunkt der Empfängnis sicher bin: Es war der 14. Mai. «Dann», sagt er, «wird die Geburt zwischen dem 10. und dem 15. stattfinden.»

Er weiss, dass ich auf einen Flug nach London warte, kennt meine vergangenen Aktivitäten und Raymonds Funktion. Seit unserer Wanderschaft von einem Versteck zum anderen, von einem gescheiterten Abflug zum nächsten, begleitet uns eine Art Legende: Raymond muss immer wieder die Verhaftung von Caluire erzählen, und ich sehe mich gezwungen, mit dem Überfall auf den deutschen Transporter fortzufahren. In einem meiner wenigen hellen Momente sage ich zum Doktor, dass so die *Chansons de gestes* entstanden sein müssen. Ich komme sicher nach England als Die-Frau-mit-der-Maschinenpistole-die-ihren-Mann-gerettet-hat, und später, wenn der Krieg vorbei ist, werde ich Mühe haben, mich von diesem Klischee zu befreien. Und doch ist diese Flucht, die meinen Liebsten gerettet hat, nur eine Anekdote in der Masse der Heldentaten, die in diesen Jahren der Resistance vollbracht wurden.

«Ja», erwidert der Doktor, «aber es sind Anekdoten wie diese, die unsere Moral aufrechterhalten. Auf jeden Fall werden Sie hier ein Bett haben für die Entbindung. Wenn Sie im Februar fliegen, dann besuchen Sie mich am Tag vorher. Es wird in etwa der Termin sein, und ich möchte Ihnen Ratschläge für die Reise geben.»

Die Reise! Am 7. Februar ist Charles-Henri wieder einmal da.

«Morgen ist es soweit», versichert er. «Ich bin bereit und die Mannschaft auch. Ich habe in den drei Sendungen gestern die Zustimmung von London erhalten. Heute ist sie wiederholt worden. Meine Erkennungsformel ist: ‚Vom Karneval zur Fastnacht*‘, und das Plazet lautet: «Mein Vater hegt eine Hoffnung.» Morgen ist es soweit. Hören Sie sich die drei Sendungen gut an. Wenn Sie nach meiner Erkennungsformel hören: «Im Freudentaumel werden sie abreisen», dann bereiten Sie sich vor. Sie werden diesmal viele sein, mindestens acht. Die Engländer schicken zum ersten Mal eine zweimotorige Maschine, eine Hudson. Der Landeplatz ist nicht weit von hier, er ist gross, ganz frei, der Boden ist tief gefroren. Kein Problem. Es ist so nah bei Lons, dass die Deutschen keine Zeit haben werden, unsere Dreistigkeit zu begreifen. Bis morgen Abend, Lucie.»

Dienstag, 8. Februar 1944

Um halb eins setzen wir uns vor den Radioapparat. Wir dürfen die Sendung um ein Uhr nicht verpassen. Trotz den Störgeräuschen hören wir die Litanei der persönlichen Durchsagen. Plötzlich: «Vom Karneval zur Fastnacht; im Freudentaumel werden sie abreisen!» Das war die Botschaft. Raymond und ich sehen uns wortlos an. Wir sind sicher, dass heute Abend alles klappt und dass wir abreisen. Im Freudentaumel? Das ist etwas anderes. Drei, bald vier Gerettete! Und all die, die bleiben, die Eltern, die Freunde im Untergrund. Unser geplündertes, gepeinigtes Frankreich, das ohne uns kämpfen wird. Wir beschliessen, Doktor Michel in Lons-le-Saunier aufzusuchen; er untersucht mich rasch: «Es ist bald soweit, sehr bald; ich werde Ihnen eine Opiumtinktur zubereiten. Machen Sie sich vor dem Abflug mit diesem Klistier einen Einlauf davon. So verhindern wir, dass die Wehen während des Flugs losgehen; die Wirkung hält ungefähr achtundvierzig Stunden an. Halten Sie sich nicht in Lons auf. Die schlimmsten SS-Leute sind hier, in Ruhestellung, mit einer Gruppe Russen der Wlassow-Armee. Alle haben Angst. Vorgestern haben sie das Internat des Gymnasiums heimgesucht. Das war nicht schön! Ich fürchte, dass sie es jetzt

aufs Krankenhaus abgesehen haben. Kehren Sie schnell nach Chilly zurück, und gute Reise.»

Um sieben Uhr kommt die Botschaft wieder. Im Dorf hat Monsieur Cazeau den Männern seiner Gruppe Bescheid gesagt. Sie werden unter dem Befehl des «Käsehändlers» von Bletterans für den Schutz des Landeplatzes sorgen. Charles-Henri hat seine Empfangsmannschaft bereitstehen. Sie wird gebraucht, um die Passagiere in der Nähe des Geländes zu versammeln. Mein Koffer ist gepackt. Raymond hat seinen Revolver auseinandergenommen, geschmiert, geladen. Pessimistisch fürchtet er ein neues Scheitern und macht sich Sorgen um mich.

Nach dem Fehlschlag vom 6. Januar wollte er wieder Kontakt zur aktiven Résistance aufnehmen. Ich konnte ihn nicht hindern, den Zug nach Paris zu nehmen. Er kam an der Place des Vosges bei einer Jugendfreundin von mir unter. Dann bei einem Hals-Nasen-Ohren-Arzt im XV. Arrondissement. Er versuchte vergeblich, etwas über seine Eltern zu erfahren, und als er unsere Kameraden von der Résistance traf, bot er ihnen an, wieder aktiv zu werden. Zum Glück überredete ihn der besonnene Copeau, in den Jura zurückzukehren: „Du kannst Lucie jetzt nicht allein lassen, nun braucht sie mal dich. Du wirst in Algier erwartet. Zur Unterstützung d’Astiers zählt man auf Leute wie dich, die die Résistance von innen kennen. Du bist zum Mitglied der beratenden Versammlung bestimmt, vergiss das nicht, du hast gar nicht das Recht, dich zu entziehen.“

Raymond hat nachgegeben. Seit er zurück ist, kann er nicht mehr stillsitzen; er verfolgt begeistert das Vorrücken der alliierten Truppen in Italien und verflucht sich, dass er ausser Gefecht ist. Ich bin durch meine Schwangerschaft gegen diese Ungeduld geschützt. Seit Raymonds Befreiung am 21. Oktober 1943 war ich sicher, dass meine Tochter in London zur Welt kommen würde, und heute sage ich all denen, die um mich sind, endgültig auf Wiedersehen.

Nach der Durchsage um Viertel nach neun holt uns ein Citroën ab. Charles-Henri kontrolliert unsere Ausrüstung: Unser kleiner Junge trägt lauter Wollsachen und ist in einen Mantel aus Kaninchenfellen gehüllt, die die Bäuerinnen aus der Nachbarschaft von Villevieux gegerbt und zusammengenäht haben. Dieser etwas steife und etwas übelriechende Pelz war

schon am 6. Januar fertig, als unser Abflug scheiterte. Charles-Henri rät, ihn zu wenden, so dass das Fell innen ist. Denn im Flugzeug ist es nicht warm, erklärt er. Jedem Passagier gibt er die gleichen Empfehlungen: mehrere Kleidungsstücke übereinander und unter dem Mantel eine dicke Schicht Zeitungen, die beste Isolierung für eine solche Expedition.

In «Michelinmännchen» verwandelt, besteigen wir einen altherwürdigen Citroën, den ein Bauer aus der Scheune geholt hat, wo er unterm Heu versteckt war. Er hat die Reifen mit dem Fuss aufgepumpt und etwas von seinem Benzinverrat geopfert. Es sind ungefähr zehn Kilometer bis zum Landeplatz. Nach sieben oder acht Kilometern kommt eine Art Rauch aus der Motorhaube, der Motor stottert und verstummt. Katastrophe! Der Bauer hat vergessen, Wasser in den Kühler zu füllen! Wir gehen zu Fuss weiter, über kleine ungepflasterte Wege. John trägt meinen Koffer mit der Babyausstattung, Raymond trägt den wachen Boubou, der glücklich ist auf den Schultern seines Vaters. Ich schlepe mich atemlos dahin mit meiner Tasche, die das Klistier und das Fläschchen mit der Opiumtinktur enthält.

Das ist nicht der Moment aufzugeben, aber ich habe grosse Angst bei dieser Prozession im Mondschein, die von einer Schutzgruppe begleitet wird. Wenn es Alarm gibt, bin ich ausserstande zu laufen, und durch den Marsch könnten die Wehen ausgelöst werden. Ich beschliesse, mir unverzüglich den Einlauf zu machen. Der Anführer der Gruppe ist verblüfft, als ich ihn bitte, mich fünf Minuten ins Gebüsch zurückziehen zu dürfen. Ich gehe nicht ins Detail. Er schlägt vor, mich zu tragen. Ich beruhige ihn und versichere, dass alles gutgehen wird. Als ich mich wieder einreihe, sieht mich die ganze Gruppe besorgt an. Gerade dass sie nicht erwarten, ein Baby in meinen Armen zu sehen! Wir müssen uns beeilen, das Flugzeug soll um elf Uhr kommen.

Es sind viele Leute auf dem Gelände, wo ich schweissgebadet eintreffe. Unter den Passagieren ist ein Arzt. Er wird «Trompette» genannt; er ist der Verantwortliche des Gesundheitsdienstes im Untergrund und durchbricht die Atmosphäre der Angst, indem er erklärt, dass eine Entbindung die natürlichste Sache der Welt sei. Im Übrigen besitze er eine Schere und eine Garnrolle für die Nabelschnur, sagt er lachend. Er versichert,

dass alles gut ablaufen werde. Die Bodenmannschaft stellt die Befeuerung auf. Das Wetter ist milder geworden, aber es bleibt klar. Um elf Uhr kommt das Flugzeug. Es sieht riesig aus und macht einen grauenhaften Lärm. Es setzt auf, rast an uns vorbei, bremst schliesslich ab, entlässt seine Passagiere, die sofort von einer Gruppe mitgenommen werden. Mit laufenden Motoren rollt es zum Start, aber wir sehen, wie es immer mühsamer vorankommt und schliesslich stoppt. Es sinkt ein. Das plötzliche Tauwetter hat die Erde aufgeweicht.

Die Bodenmannschaft, die Passagiere, alle legen sich ins Zeug, um das Flugzeug zum Start zu schieben. Das Einsteigen geht schnell. Jetzt müssen noch die Waffen- und Munitionskisten ausgeladen und durch die Postkoffer ersetzt werden. Doch der Pilot beschliesst, zuerst einen Startversuch zu machen. Die Motoren laufen, das Flugzeug rührt sich nicht und sinkt noch ein bisschen tiefer ein. Alle steigen aus. Ich soll mit dem Kind drinbleiben. Ich höre, wie der Navigator die Anstrengungen der Männer koordiniert: «go, hop, hop». Nichts tut sich. Trotz seiner Verantwortlichkeiten kommt Charles-Henri, um mir Bescheid zu sagen. Sein Gehilfe ist losgegangen, um aus den Nachbardörfern Männer, Ochsen und Pferde zu holen. Durchs Fenster sehe ich eine Menge Leute schweigend sich bemühen. Die Männer stellen sich unter die Tragflächen, Pferde und Ochsen sind davor gespannt. Auf das Zeichen «hop» ziehen die Tiere, und die Männer stemmen mit ihren Schultern die Tragflächen hoch. Was für ein Schauspiel in der Nacht! Die Deutschen sind weniger als zehn Kilometer entfernt.

Die Gendarmen von Bletterans sind alle auf den umliegenden Strassen unterwegs. Sie lenken eventuelle Neugier ab und schützen das Manöver, falls es hart auf hart kommt.

Ich sehe Charles-Henri mit dem Piloten verhandeln. Raymond, der an die Tür kommt, sagt mir, dass die Besatzung die Absicht hat, die Maschine zu zerstören und schnell Richtung Spanien zu verschwinden. Charles-Henri diskutiert und diskutiert, dann kommt er mit dem Piloten zu mir. Dieser gibt mir die Hand, und Charles Henri übersetzt: «Er sagt, dass er Ihnen gratuliert zu dem, was Sie getan haben, und dass er für Sie einen neuen Versuch machen will, den letzten. Er hat die Sicherheitsmargen für die Rückkehr schon überschritten; John und Ray-

mond werden mit Ihnen fliegen, Ihr Mann verlangt, dass auch die Post mitgenommen wird. Wir laden also die Kisten aus, Sie drei machen es sich mit den Postkoffern bequem, und dann wollen wir das Beste hoffen!»

Das Flugzeug ist wieder am Start, die Tiere und die Männer entfernen sich. Nachdem die Kisten gegen die Koffer vertauscht sind, steigen John, Raymond, der Pilot und der Navigator ein. Bevor die Tür zugeht, trennt sich Raymond endlich von seinem Revolver und gibt ihn einem der Männer, die auf dem Gelände Zurückbleiben. Die Bodenmannschaften haben mit Hacken und Schaufeln vor den Rädern eine tiefe Furche gezogen, in die die Leute vom Dorf Reisigbündel und Zweige geschichtet haben. Charles-Henri ist an seinem Platz und gibt die Kommandos. Wieder laufen die Motoren, das Flugzeug setzt sich in Bewegung, rollt, macht einen gewaltigen Satz über einen Buckel am Ende des Geländes und hebt ab. Ein letzter Blick. Charles-Henri steht da mit erhobenen Armen, die Daumen in der Luft, und die ganze Mannschaft macht es ihm nach. Ich fühle mich in den Himmel geschleudert, der Freiheit entgegen.

Es ist zwei Uhr zehn morgens.

John, in lebhaftem Gespräch mit dem Navigator, ist schon wie zu Hause. Schmutzig, durchfroren, betäubt vom Lärm der Motoren, beunruhigt über dieses Knarren des Blechs, sitzen wir im Passagierraum, Emigranten voller Hoffnung alle drei, begierig auf die Erde, die uns aufnehmen wird. Jean-Pierre schläft friedlich auf dem Boden, den Kopf auf dem Schenkel seines Vaters. Ich bin todmüde, das Opium hat mich benommen gemacht, und ich kann die entsetzliche Übelkeit nicht mehr unterdrücken. Das Flugzeug fliegt bald oben, bald unten. Sein Zickzackkurs betäubt mich. Er ist unerlässlich, um einerseits der feindlichen Ortung und andererseits der Flak zu entgehen. Es ist ein Alptraum.

Durch das Fenster neben mir sehe ich die Loire, die Seinemündung, dann den Ärmelkanal. Der Pilot ist besorgt. Bei dem Kraftakt auf dem schlammigen Gelände sind die Funkantennen zerbrochen. Es gibt keine Möglichkeit, sich der englischen Luftabwehr zu erkennen zu geben. Er wird noch viel besorgter sein, wenn er merkt, dass er ohne Kontrolle durchgekommen ist!

Es ist fast sieben Uhr morgens, als wir landen. Unsere Ankunft löst ungeheuerere Begeisterung aus. Man hat uns nicht mehr erwartet: drei Stunden Verspätung. Keine Funkverbindung. Ich steige mühsam die Leiter hinunter. Jean-Pierre wacht kaum auf. Raymond ist grau vor Müdigkeit. John, ganz aufgedreht, ist wieder Hauptmann der britischen Armee. In der Luftwaffenbasis wird unser Pilot mit einer Ovation begrüsst, und sein Vorgesetzter gratuliert ihm. Man führt uns in einen grossen Empfangsraum, eine Art Kasino, wo warmer Kaffee und herrliche Brötchen gereicht werden. Der Kommandant begrüsst mich und fragt, ob ich gestern noch an ein Gelingen des Flugs geglaubt hätte.

«Natürlich, das Sprichwort sagt: Aller guten Dinge sind drei, und das dritte ist immer gut.»

Er spricht ziemlich gut Französisch und übersetzt mir die letzte Sorge unseres Piloten: Während des Flugs hat er das Fahrgestell wie üblich eingefahren; als er es wieder ausfahren wollte, hat er gedacht, dass der nasse Schlamm an den Rädern unterwegs gefroren sein werde und er sich auf eine Bauchlandung vorbereiten müsse. Zum Glück war dem aber nicht so.

Ich habe alle meine Möglichkeiten der Besorgnis erschöpft und erwidere unbekümmert: «Pah, wir haben Schlimmeres erlebt.» Staunen!

Der Pilot möchte mich um etwas bitten: Er hätte gern die Holzschuhe, die unser kleines Kerlchen an den Füssen hat. «Die werden unser Maskottchen sein», sagt er. Ich gebe sie ihm herzlich gern, und so kommt Jean-Pierre in Söckchen nach London. Hellwach, von einem guten Frühstück gestärkt, neugierig auf alles, sitzt er in dem Bus, der uns transportiert, und plappert ununterbrochen. «Mama, schau, in diesem Land schwimmen die Fische im Himmel!» Über uns wiegen sich am Ende ihrer Haltetaue die Ballone der Luftabwehr, die die längliche Form eines grossen Wals haben, und sorgen für den Schutz der Stadt.

Raymond wird beim ersten Halt in Empfang genommen und in die «Patriotic School» gebracht, jenes Gefängnis-Hotel, wo jeder vom Kontinent kommende Ausländer absteigen muss, um vom IS¹ verhört zu werden. Ich stehe so offensichtlich kurz vor

1 IS: «Intelligence Service», Nachrichtendienst in Grossbritannien.

der Entbindung, dass mir das erlassen wird. Man fährt mich in die «Hill Street», das ist in London der Sitz des kommissarischen Innenministeriums der Regierung des freien Frankreichs. D'Astier, unser Bernard, der Chef von «Liberation», war hier und viele andere: sein Assistent Georges Boris, vor dem Krieg Herausgeber der Zeitung *La Lumière*-, François Coulet, der sich im Krieg grosse Verdienste erworben hatte; Crémieux-Brilhac, dem über die UdSSR eine unwahrscheinliche Flucht aus einem Oflag gelungen ist.

Alle versammeln sich um mich. Jean-Pierre ergreift Besitz von den Örtlichkeiten, spielt an den Schreibmaschinen herum, isst die Bonbons und die Kekse von den Tischen der Sekretärinnen, die vor Rührung vergehen. Ich sehe jämmerlich aus mit meinem verdreckten alten Mantel, meinem stumpfen langen Haar, meinem von einer schlaflosen Nacht verquollenen Gesicht. Ich weiss nicht mehr, wo ich bin, in welcher Welt, auf welchem Planeten. Um mich herum lächeln Leute in Zivil und in Uniform, liebevoll und aufmerksam, und reden ganz ohne Vorsicht über die Geheimnisse unseres Untergrundlebens. Ich bin frei, inmitten freier Männer und Frauen, die alles wissen wollen. Ich habe das Gefühl, von einem Ort zu kommen, wo jemand schwer krank ist. Man fragt mich aus, damit ich berichte von dem, was sie alle lieben: Frankreich. Das ist erschütternd. Ich bin da, und mir voraus eilt diese Legende von Flucht und Überfall. Sie erwarten, dass ich erzähle. Ich kann nicht mehr, auf diesem unbequemen Stuhl, mit all diesen Gesichtern, mit diesem Rauch von hellem Tabak, von dem mir übel wird. Ich glaube wirklich, ich werde ohnmächtig. Eine der Sekretärinnen merkt es. Ein Dienstwagen bringt mich mit meinem Sohn und meinem Koffer fort. Der Chauffeur ist eine Frau in Uniform. Ich sehe sie mit Hochachtung an.

«Ich heisse Lucie, wie Sie», sagt sie zu mir. «Ich habe mich bei den *Forces françaises libres* engagiert, und ich hoffe, den Krieg in Frankreich zu beenden.»

Sie fährt mich in ein Luxushotel, das Savoy, wo mich ein schönes Zimmer und ein Bad mit warmem Wasser erwarten. Welche Wonne! Sich mit einer richtigen Seife zu waschen, die gut riecht und die schäumt! Jean-Pierre und ich planschen eine ganze Weile. Ich zeige ihm, wie er Seifenblasen machen kann,



Lucie Aubrac, August 1944. Foto: privat

indem er in seine halbgeschlossene eingeseifte Faust pustet. Wir sind glücklich. Im Kamin brennt ein Feuer ohne Flammen, glühende Eierkohlen, die nach vier bis fünf Stunden Schlaf noch genauso rot sind. Wir haben die Zeit des Mittagessens verstreichen lassen. Ich wage nicht, das Zimmer zu verlassen. Ein Zimmermädchen bringt mir ein Tablett mit Tee, Milch und Gebäck.

Ein Brief ist auch da: D'Astier schreibt mir, dass sich heute Abend ein Kindermädchen um Jean-Pierre kümmert und dass er mich abholt, um mich mit Frenay und Kessel zum Essen auszuführen. Ich bin nicht gerade vorzeigbar, aber ich kann es nicht ablehnen. Er kommt um acht Uhr, ausser wenn ein Bombenangriff den Verkehr lahmlegt. Es gibt häufig Bombenangriffe, vor allem in Vollmondnächten. Der Mond hat mein Leben bestimmt. Er ermutigte mich, wenn ich abends in der Avenue Esquirol in Lyon allein war. Er war die Verheissung der Abreise während unseres Wanderlebens in den Wintermonaten. Hier in London ist der Mond das Zeichen, dass die deutschen Bombenangriffe genauer und zerstörerischer sein werden. Wegen dieser Gefahr gehen wir also in ein Kellerrestaurant, das vor allem von französischsprachigen Gästen frequentiert wird. Die Garderobe ist unten an der Treppe. Ich ziehe meinen alten Mantel aus dem jurassischen Winter aus; kleine Zeitungsfetzen, die am Futter hängengeblieben sind, als ich mich in der Halle der RAF von meinem Polster befreit habe, rieseln wie Konfetti auf den Boden. Alle sind überrascht. Auf dem Tischchen vor der Garderobendame steht ein voller Aschenbecher, nicht mit Kippen, sondern mit ausgedrückten, kaum angerauchten Zigaretten. Instinktiv schicke ich mich an, diesen Schatz zu bergen. Ich halte rechtzeitig inne. Ich muss noch viele Gesten vergessen, und ich verstehe jetzt die umgekehrte Anstrengung schon besser, die unsere mit dem Fallschirm abgesprungenen Kameraden in Frankreich machen mussten.

Ich fühle mich hässlich, schwer, müde und weiss nicht, was ich auf die liebenswürdigen Worte von Frenay, Kessel und d'Astier antworten soll. Man stellt vor jeden von uns einen Teller mit einem Schweinekotelett und einer grossen Portion Nudeln. Was für ein Festschmaus! Ich esse mit gutem Appetit. Bald merke ich, dass die drei Männer herumstochern, am mageren Fleisch ihres Koteletts knabbern und die Nudeln kaum anrühren. Mein Teller ist leer und gut ausgewischt. Mit Bedauern und Gier sehe ich zu, wie die Nudeln in ihrer Sosse, das gute gebratene Fett und all das Fleisch, das noch an den Knochen hängt, abgetragen werden.

Die Sängerin Anna Marly ist die Attraktion des Lokals. Die drei kennen sie gut und stellen uns einander vor. Sie hat die Mu-

sik des *Chants des Partisans* komponiert, das d'Astier und Kessel geschrieben haben und mit dem die BBC uns im Januar bekanntgemacht hat; die ganze Résistance hat es sofort übernommen. Sie wird es für uns singen. Im Stimmengewirr der Unterhaltungen an den anderen Tischen lausche ich hingegen. Ich sitze da, mit Tränen in den Augen, und denke an die, die ich in Frankreich zurückgelassen habe. Erbarmungswürdig in meinem verschlissenen Kleid, erschöpft und unförmig mit diesem allgegenwärtigen Bauch. Die Gäste an den Nebentischen, kanadische Offiziere, sind verstummt und sehen mich verlegen an. Anna Marly, kaum hat sie auf ihrer Gitarre den Schlussakkord der letzten Strophe angeschlagen, wirbelt in ihrem langen schwarzen Kleid zwischen den Tischen hindurch und stimmt fröhlich «*Alouette, gentille alouette ...*» an.

Es ist eine Qual. Kessel lässt mich nicht aus den Augen, er nimmt mich an den Schultern: «Mein Kind, so ist das Leben! Weinen Sie nicht mehr. Ich werde Ihnen etwas zeigen.» Er nimmt sein Glas, trinkt es leer, beisst dann den Rand ab, kaut und schluckt. Kaum habe ich mich von meiner Verblüffung erholt, sehe ich Raymond kommen. Ein englischer Offizier begleitet ihn, halb Führer, halb Wächter. Trotz dem strengen Reglement der «Patriotic School» hat Raymond erreicht, mich für einen Augenblick sehen zu dürfen.

Jean-Pierre im Hotel schläft. Von neuem bin ich allein in einem fremden Zimmer. Raymond wird wieder einmal zwangsweise von mir ferngehalten. Aber sein Gefängnis ist golden und das Verhör eine Formalität.

Vor vierundzwanzig Stunden war ich noch auf einem Gelände im Jura. Schatten hatten verstohlen ein Flugzeug aus England verlassen. Andere Schatten warteten darauf, dass die Bewohner eines benachbarten Dorfes das in der aufgeweichten Wiese eingesunkene Flugzeug herauszogen. Nicht nötig, miteinander zu sprechen. Vom englischen Piloten bis zum Bauern mit seinen Ochsen, vom Saboteur, der kam, bis zum Verantwortlichen des Sanitätsdienstes, der ging, von unserer gejagten Familie bis zu Charles-Henri mit seiner Mannschaft einte uns der gleiche Kampf und das gleiche Bewusstsein von den Risiken, den Niederlagen und Erfolgen.

Gestern eine Untergrundkämpferin in Gefahr, in Angst um

das Baby, das zur Welt kommen will; heute ist mein Kampf zu Ende. Wir sind mit Raymond in London, in Sicherheit, Helden einer Geschichte, die bis zuletzt unvorhergesehene Wendungen nahm. Der schwierige Start der grossen Hudson, die durch die Solidarität eines ganzen Dorfes dem Schlamm des Jura entrissen wurde, bildet den Schlusspunkt.

Für mich nicht ganz. Mit meinen Kameraden von der Résistance haben wir Raymond befreit. Heute, am n. Februar 1944, sind wir in England, weil Franzosen und eine englische Besatzung unerhörte Risiken auf sich genommen haben. Ich muss noch eine Arbeit beenden, die nur ich allein tun kann: das Baby der Liebe und der Hoffnung zur Welt bringen.

War das nicht die Verheissung jener Botschaft der Royal Air Force an Charles-Henri: «Der Vater hegt eine Hoffnung»?

Epilog

Vierzig Jahre später ...

Anfang 1983 wurde Klaus Barbie an Frankreich ausgeliefert und nach Lyon überstellt, wo ihm der Prozess gemacht werden sollte, denn in dieser Stadt war er während der Besetzung Gestapochef gewesen.

Die Gefühle in Frankreich waren gemischt. Manche Kollaborateure und Spitzel mögen gefürchtet haben, dass der «Schlächter von Lyon» auspackt und die Namen derjenigen nennt, die ihm geholfen hatten.

Was für ein Irrtum! Sein trauriger Ruf gründete sich im wesentlichen auf die Verhaftung am 21. Juni 1943, die Folterung und den Tod Jean Moulins. Das französische Recht erlaubt aber nicht, ihn wegen der Bekämpfung der Résistance zu verurteilen. Alles was mit Kriegsverbrechen zu tun hat, unterliegt der Verjährung. Der Prozess bezieht sich also auf Verbrechen gegen die Menschlichkeit, die unverjährbar sind, und auf die barbarische Ermordung von Geiseln und unschuldigen Kindern.

Damit ist Barbies Verteidigungsstrategie einfach: Er muss die Öffentlichkeit von den Morden ablenken, da er diese nicht leugnen kann. Die Verteidigung tut ihr möglichstes. Barbie hat immer noch die gleichen Feinde: die Männer und Frauen, die Teil der Résistance waren. Er hat neue Verbündete gefunden, mit denen er fleissig überall Schmutz verbreitet, wo er glaubt, die Résistancekämpfer besudeln zu können. Wenn es der Verteidigung gelingt, Zweifel zu säen und der Öffentlichkeit zu suggerieren, der verhaftete Jean Moulin, damit konfrontiert, dass er durch eine Verschwörung an die Gestapo ausgeliefert wurde, habe keinen anderen Ausweg als den Selbstmord gewusst, dann wird Barbie wieder einmal gesiegt haben. Er wird die Tatsache verschleiern, dass Jean Moulin bis zum Tod kämpfte, um die Geheimnisse der Résistance zu verschweigen, und dass ihre Mit-



Lucie Aubrac, 1985. Foto: privat

glieder, gleich welcher politischen Zugehörigkeit, vor dem Feind zusammenhielten. Er wird es geschafft haben – er, der Nazi, der Folterer –, mit der Résistance ins Gericht zu gehen.

Weil ich die Männer der ersten Stunde, die, die sich uns angeschlossen haben, (von denen viele heute nicht mehr leben,) gekannt habe, will ich nicht, dass Barbie und seine Freunde sie beleidigen, uns beleidigen oder durch Verleumdung die ruhmreiche und tragische Geschichte der Résistance schmälern. Deshalb habe ich dieses Buch geschrieben.

Fünfzig Jahre später ...

Zehn Jahre sind seit der Niederschrift dieses Buches vergangen.

Barbie ist in Lyon verurteilt worden. Junge Franzosen, junge Deutsche und Journalisten aus der ganzen Welt sind zu diesem Prozess gekommen. Sie haben gesehen, wie der Nazismus einen Menschen des Namens Mensch unwürdig gemacht hat.

Ein grosser deutscher Autor, Bertolt Brecht, hat geschrieben: «Der Schoss ist fruchtbar noch, aus dem das kroch.»

Deshalb glaube ich, dass die Geschichte von neun Monaten

meines Lebens als Widerstandskämpferin eine Botschaft der Hoffnung ist für eine neue Gesellschaft, von der wir in der Nacht des Faschismus geträumt haben. Eine brüderliche Gesellschaft auf der Grundlage der Freiheit, der Gleichheit und der Würde aller Menschen.

Lucie Aubrac

Nachwort

von Margaret Collins Weitz

Das Tagebuch von Lucie Aubrac schildert neun Monate ihrer Aktivitäten in der französischen Résistance, vom Mai 1943 bis zum Februar 1944, die zugleich die neun Monate ihrer zweiten Schwangerschaft sind. Ihr Bericht handelt von aussergewöhnlichem Heldentum und Engagement wie auch von inniger Liebe und Hingabe. Wie sie in Rückblenden berichtet, waren Lucie Aubrac und ihr Ehemann zu Beginn der deutschen Besetzung Mitbegründer der Résistancegruppe *Libération Sud*. Für sie war dies einfach eine Fortsetzung ihres Einsatzes für die Menschenrechte im Kampf gegen den Faschismus. Sie gehörten zu einer kleinen Gruppe französischer Patrioten, die versuchten, die Nazis aufzuhalten und die französische Bevölkerung über das wahre Gesicht der Vichy-Regierung von Marschall Pétain zu informieren, der mit Hitler einen Waffenstillstand geschlossen hatte. Wenige Franzosen waren in dieser frühen Zeit an Résistanceaktivitäten beteiligt, wahrscheinlich deshalb, weil die Situation in Frankreich alles andere als übersichtlich war.

Als Hitlers Taten allmählich den in seinen Schriften entworfenen Plänen zu entsprechen begannen, wiegte sich die Mehrheit der Franzosen in dem Glauben, nicht in ernster Gefahr zu sein. Ein Teil des Problems war Frankreichs innere Krise. Das Land war noch immer dabei, sich von der Wirtschaftskrise zu erholen. Nach einem versuchten rechtsgerichteten Coup 1934 bis zur Koalitionsregierung der Volksfront von 1936-37 befand sich Frankreich in einem Zustand sozialer Unruhen. Der spanische Bürgerkrieg, der von den Briten ausgeübte Druck und schliesslich das Münchner Abkommen trugen zu den inneren Differenzen bei. Als die Volksfront auseinanderfiel, verfolgten ihre Mitglieder ihre eigenen Ideologien. Viele Sozialisten waren Pazifisten; die Kommunisten konzentrierten sich auf die Belange der Arbeiterschaft der Welt, nicht auf jene «imperialisti-

scher» Nationen. Edouard Daladier von der Radikalsozialistischen Partei bildete 1938 eine Regierung, die glaubte, mit dem Erlass von Dekreten unter Umgehung der Legislative die sich verschlechternde Lage in den Griff bekommen zu können. Seine Regierung ging davon aus, dass man Hitler im Zaum halten könnte, so wie es Frankreichs Verbündeter, England, sogar noch nach der Besetzung der Tschechoslowakei im Herbst 1938 tat. Als die deutschen Truppen am 1. September 1939 in Polen einmarschierten, hielten sich Frankreich und Grossbritannien an ihre Verträge und erklärten Nazideutschland den Krieg. In den ersten sechs Kriegsmonaten kam es lediglich zu einem kurzen Einfall ins deutsche Saarland und zu einer fehlgeschlagenen britisch-französischen Militärexpedition zur Unterstützung Norwegens gegen die Deutschen.

Wie sich noch zeigen sollte, hatte sich das französische Oberkommando nicht mit den neuen Militärtechniken befasst, beziehungsweise Schritt gehalten. Es verlagerte die meisten Kräfte – und das ganze Vertrauen – an die Maginotlinie, einer Reihe von Befestigungsanlagen entlang der Ostgrenze, und ahnte nicht, wie verletzbar eine solche Befestigungslinie war. Flexibilität und Manövrierfähigkeit waren jetzt die Hauptfaktoren der Kriegsführung, wie zumindest ein Offizier, der Charles de Gaulle hiess, erkannte. Obwohl sich de Gaulle für den umfangreichen Einsatz von Panzereinheiten aussprach, wurden seine Vorschläge von seinen Landsleuten ignoriert – nicht jedoch von ihren Feinden. Die alten französischen Militärs nahmen ausserdem an, dass die Deutschen, sollten sie einmarschieren, in etwa die gleiche Route nehmen würden wie im Ersten Weltkrieg. Weil die Franzosen sich ihre Nachbarn nicht zu Feinden machen wollten, verzichteten sie auf die Verlängerung der Maginotlinie nach Norden entlang der französisch-belgischen Grenze bis zur Nordsee. Stattdessen wurde ihren Nachbarn, den Belgiern, die Verteidigung überlassen. Durch die lange Periode der Untätigkeit nach Hitlers Erfolgen in Osteuropa im Frühherbst 1939 liess sich Frankreich in Sicherheit wiegen. Es wurden keine Rationierungen angeordnet; militärische Vorbereitungen wurden vernachlässigt.

Das französische Oberkommando wurde von den deutschen Panzerangriffen überrascht, als die Deutschen Holland

und Belgien im Mai 1940 im Blitzkrieg überrannten. Die alliierten Kräfte, die aus achtzigtausend britischen Soldaten und den verspätet einberufenen französischen Reservisten bestanden, leisteten einen gewissen Widerstand. Eine gross angelegte Evakuierung der von den zangenähnlichen Bewegungen der Deutschen eingeschlossenen Soldaten aus Dünkirchen folgte. Der Rest der Armee führte Rückzugsgefechte. Die französische Nation war geschlagen und stand unter Schock. Es gab keinerlei Vorkehrungen für die mögliche Besetzung von Paris. Als die Deutschen Anfang Juni auf die Hauptstadt vorrückten, strömte ein Zehntel der französischen Bevölkerung nach Süden und floh vor der heranrückenden deutschen Wehrmacht. Das Chaos und Durcheinander dieser Flucht vergrösserten die militärischen Probleme und die allgemeine Demoralisierung.

Paris wurde zur offenen Stadt erklärt und am 14. Juni 1940 kampflos aufgegeben. Vier Tage zuvor hatte sich die französische Regierung dem Exodus Richtung Süden angeschlossen. Nach einem kurzen Aufenthalt in Tours versammelte sie sich in der Hafenstadt Bordeaux. Kabinetts- und Regierungsumbildung folgten; durch diverse Schachzüge gelang es Pierre Laval und anderen, Marschall Pétain, den Helden von Verdun des Ersten Weltkriegs zum Chef der neuen französischen Regierung zu machen. Obwohl Pétain bereits über achtzig war, weckte sein Name Hoffnung. Am 17. Juni sprach Pétain über den nationalen Radiosender und informierte die französische Nation, dass er die Deutschen um einen Waffenstillstand gebeten habe. Am folgenden Tag erklärte Charles de Gaulle (der wenige Wochen zuvor zum General befördert worden war) von London über die BBC dem französischen Volk, dass «die Flamme des französischen Widerstands nicht verlöschen darf und nicht verlöschen wird». Wie de Gaulle waren auch andere Franzosen nach England oder in eine der französischen Kolonien geflohen, um den Kampf von dort aus fortzusetzen. Zehn Tage später erkannte die Regierung Churchills de Gaulle als Führer des Freien Frankreich an.

De Gaulle war gezwungen, der Festigung seiner Autorität viel Zeit zu widmen. Den ganzen Krieg hindurch hatte er mit Machtkämpfen zwischen französischen Militärs und Politikern

zu tun, die sich zwar über die Fortsetzung des Kampfes gegen die Deutschen einig waren, sich aber oft über Taktik und Führerschaft stritten. Spannungen gab es auch zwischen de Gaulle und seinen Anhängern von la France libre, und den verschiedenen Résistancegruppen, die von den in Frankreich verbliebenen Gegnern der Kollaboration gebildet wurden. Die Vichy-Regierung kritisierte den General offen, weil er Frankreich «im Stich gelassen» habe, klagte ihn sogar an und verurteilte ihn wegen Hochverrats zum Tode. Seine relative Isolation in London liess de Gaulle weitgehend im Ungewissen über die Entwicklung des Widerstands auf französischem Boden, der Résistance im Inland. Als Berufssoldat konnte er sich hauptsächlich aus Zivilisten bestehende Gruppen und Bewegungen nicht vorstellen, die in improvisierter Form gegen den Feind kämpften, und deren Rekrutierung den Launen des Zufalls überlassen war. Ausserdem erschwerte die notwendige Geheimhaltung der Résistanceaktionen, ihren Umfang und ihr Wesen zu durchschauen. (Diese Geheimhaltung sollte auch die Bemühungen nach Kriegsende behindern, die Geschichte der französischen Résistance zu schreiben.)

De Gaulle betrachtete die Résistance aus der Perspektive des Militärs. Er machte sich so wie die Briten daran, Nachrichtennetze aufzubauen, um Informationen zu bekommen, die für Militärmissionen und eine mögliche spätere Landung nützlich sein würden. Die Lage wurde noch komplizierter, als die Vereinigten Staaten im Dezember 1941 in den Krieg eintraten und ihr eigenes Nachrichtennetz installierten. Aufgrund der Feindseligkeit Roosevelts gegenüber dem Führer des Freien Frankreich schienen die Amerikaner gewillt zu sein, jeden anderen französischen Kommandanten zu unterstützen – nur nicht de Gaulle. Nicht zuletzt dank der aufopferungsvollen Bemühungen von Jean Moulin und anderen Anhängern hatten sich jedoch 1943, als der Nationalrat der Résistance gegründet wurde, die meisten Nachrichtendienste und Widerstandsgruppen auf französischem Boden auf de Gaulles Führung geeinigt.

Neben Repräsentanten der wichtigsten Résistancebewegungen wurden nach langer Diskussion auch politische Parteien, einschliesslich der Kommunisten, in den Rat aufgenommen. Diese Entscheidung sollte in den Nachkriegsjahren heftig dis-

kutiert (und kritisiert) werden. Damals war Sowjetrussland für viele Franzosen – wie in den dreissiger Jahren – der wahre Feind.

Die Kommunistische Partei Frankreichs, ein Mitglied in der Volksfront, war nach der Unterzeichnung des deutsch-sowjetischen Vertrages am 23. August 1939 geächtet worden. Kurz danach wurden jene kommunistischen Führer, die nicht in den Untergrund gegangen waren, verhaftet. Bis Hitler im Juni 1941 in die Sowjetunion einmarschierte, standen die französischen Kommunisten vor einem grossen Dilemma: entweder den Pakt zwischen den Nazis und der Sowjetunion zu akzeptieren oder sich einer nicht von den Kommunisten dominierten Bewegung anzuschliessen, um die Deutschen zu bekämpfen. Nach Hitlers Angriff auf die UdSSR konnten die französischen Kommunisten ihre eigenen Widerstandsorganisationen gründen und taten dies auch. Ihre beachtlichen Erfahrungen mit heimlichen Operationen waren bei der Bekämpfung der Nazis von unschätzbarem Wert. Viele Kommunisten hatten am spanischen Bürgerkrieg teilgenommen. Dennoch führte ihr Mitwirken in nicht-kommunistischen Bewegungen und später in den Räten und Organisationen der Résistance zu Spannungen. Die wahren Anliegen der Kommunisten wurden in Frage gestellt, eine Tatsache, die auch ihre spätere Teilnahme in der Nachkriegsregierung überschattete. Die Kommunisten ihrerseits behaupteten, dass sie den ihnen zustehenden Teil an Waffen nicht erhalten hätten, da ihre Kampfgruppen – anders als die meisten anderen – direkte Angriffe auf die Deutschen führten. Für die meisten Resistancegruppen sprach die grosse Zahl französischer Gefangener, die bei Vergeltungsmassnahmen getötet wurden, gegen die Angriffe. Der Historiker Robert Paxton vertritt die Ansicht, dass die Frage der Präventivgewalt eine tiefe Kluft zwischen jenen verschleierte, die sich darauf konzentrieren wollten, die Deutschen vom französischen Boden zu vertreiben, und jenen, die die französische Gesellschaft insgesamt verändern wollten. Ausserdem sei unter dem Deckmantel der Résistanceaktivitäten so manche alte Rechnung beglichen worden.¹

¹ Robert O. Paxton, *Vichy France: Old Guard and New Order, 1940-1944* (New York: Columbia University Press, 1972), S. 293.

Die deutsche Propaganda beeilte sich, allgemeine Ängste vor Anarchie zu schüren und bezeichnete die Widerstandskämpfer als «Anarchisten», «Banditen» und «Bolschewiken».

Für die in Frankreich verbliebenen Franzosen wurde die Lage dadurch noch komplizierter, dass sie einen französischen Führer im Exil hatten, der von Grossbritannien anerkannt wurde. Kein anderes besetztes Land hatte zugleich eine Regierung auf heimischem Boden, die mit deutscher Zustimmung tätig war. Die französischen Bürger waren dazu erzogen worden, die rechtmässige Staatsgewalt zu respektieren, und der Marschall behauptete, rechtmässig in sein Amt eingesetzt worden zu sein (ein noch immer strittiger Punkt). Pétain und sein Gefolge zogen in den Kurort Vichy, eine «vorübergehende» Verlegung des Regierungssitzes, die aber bis zur Befreiung Frankreichs Bestand haben sollte. Dort vollzog er die Auflösung der Dritten Republik. Unter Einfluss von Laval's Machenschaften löste sich die Nationalversammlung selbst auf und übertrug Pétain alle Machtbefugnisse. Gemäss dem Wortlaut der Waffenstillstandsvereinbarungen war Frankreich verpflichtet, enorme Besatzungsleistungen zu erbringen. Fast zwei Millionen französische Kriegsgefangene wurden nicht freigelassen. Im September 1940 wurde Frankreich in zwei Zonen aufgeteilt (ausgenommen Elsass-Lothringen, das annektiert wurde, die an Italien grenzende Region von Nizza, alle Küsten und eine Sperrzone im Nordosten). Die besetzte Zone, die drei Fünftel des Nordens umfasste, hatte einen grösseren Bevölkerungsanteil und mehr Ressourcen als die sogenannte freie Zone im Süden, in der Vichy lag. Das verhängnisvolle Wort *kollaborieren* erscheint in der Waffenstillstandsvereinbarung: Die französischen Beamten und Angestellten im öffentlichen Dienst mussten «sich den Entscheidungen der deutschen Autorität fügen und mit ihnen vertrauensvoll kollaborieren».

Der französische Widerstand begann mit der deutschen Invasion. Patrioten, die den Anblick deutscher Soldaten auf französischem Boden nicht ertragen konnten, reagierten instinktiv. Am 17. Juni 1940 wurde eine Französin ermordet, weil sie die deutschen Soldaten, die ihr Haus beschlagnahmen wollten, heftig beschimpft und schikaniert hatte. Ein Jugendlicher wurde festgenommen und exekutiert, weil er die Nachrichten-

leitungen durchschnitten hatte. Einzelne unternahmen kleine Protestaktionen, beispielsweise trugen sie die französischen Nationalfarben und «Schmetterlinge», Anstecker mit antideutschen Parolen. Empörung und gelegentliche Teilnahme an Widerstandsaktionen führten häufig zum vollen Einsatz in der Resistance. Trotzdem sah die grosse Mehrheit der französischen Bevölkerung nach sechswöchigem Wehren dem Waffenstillstand mit Erleichterung entgegen. Frankreich würden damit die vielen Gefallenen und die Zerstörung, die der Erste Weltkrieg gefordert hatte, erspart bleiben. Die Franzosen wollten Stabilität, die Rückkehr zum «normalen» Leben. Doch die Situation in Frankreich war zu Beginn der Besatzungszeit alles andere als klar. Ein vierundachtzigjähriger Held des Ersten Weltkrieges stand an der Spitze einer neuen Regierung. Man hoffte, dass Pétain die Deutschen erneut überlisten würde. Aber es gab einige, die sich weigerten, die Anpassung und Kapitulation zu akzeptieren. Wie der Einsatzführer Claude Bourdet in *L'aventure incertaine* (1975, eine aufschlussreiche, noch nicht übersetzte Studie) bemerkt, war das Ziel und die Art der Bemühungen um Fortsetzung des Kampfes grossteils durch die geographische Lage bestimmt. Die Franzosen mussten sich in der besetzten Zone mit der Anwesenheit der Deutschen abfinden; Kollaborateure hatten das Sagen. Infolgedessen war die frühe Résistance gegen die Nazis gerichtet, die für die immer beunruhigenderen Massnahmen der Vichy-Regierung verantwortlich gemacht wurden. Selbst noch in den letzten Kriegsjahren hielten die Franzosen an dem Mythos des «grossen alten Mannes» fest, der ein doppeltes Spiel treiben und sein Bestes tun würde, um Frankreich zu retten. In Wahrheit «strebte Vichy die Neutralität, einen raschen Frieden und ein endgültiges Abkommen im gegenseitigen Einvernehmen mit den Deutschen an», wie Paxton überzeugend darlegt.¹ An dem Nachkriegsmythos von der Passivität der Vichy-Regierung war wenig Wahres.

Pétain nahm die Durchführung dessen in Angriff, was er als Nationale Revolution bezeichnete. Sein Regime machte die Volksfront für Frankreichs schmachvolle Niederlage verant-

1 *ibid.* S. 46.

wortlich. Ganz allgemein wurde der Dritten Republik (1871-1940) die Schuld an Frankreichs Niedergang und Dekadenz zugeschrieben. Unter dem Deckmantel des Patriotismus machten sich jene, die während der Dritten Republik nichts mehr zu sagen gehabt hatten, daran, ihre Vision von Frankreich zu verwirklichen, was Stanley Hoffmann als die «Rache der Minderheiten» bezeichnete. Das Vichy-Regime, bestehend aus Traditionalisten, Industriellen, Bankiers, Juristen, Technokraten, einem Grossteil der katholischen Würdenträger, vielen Militärs, die dem grossen Ansehen Pétains erlegen waren, Reaktionären und Opportunisten verschiedener Couleur, trachtete nach Vergeltung an jenen, denen Pétain die Niederlage Frankreichs anlastete: den Linken, Kommunisten, Gewerkschaftlern, Bürgerrechtlern, Freimaurern und Juden.

Ohne eine gesetzgebende Kammer, die ihn hindern konnte, erliess Pétain eine Reihe von Gesetzen und Verordnungen, die darauf abzielten, den französischen Staat zu stärken. Seine Regierung unternahm Annäherungsversuche an das Reich und er schlug nun seinerseits eine Politik der «vertrauensvollen Kollaboration» vor.¹ Es lag im Interesse Deutschlands, dass Frankreich einen Beitrag zu den umfassenden Forderungen des Reiches leistete. Vichy ersetzte das republikanische Motto «Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit» durch «Arbeit, Familie und Vaterland». Die Nation musste «gereinigt» und ihre moralische Haltung gestärkt werden; schädlicher Individualismus sollte unterdrückt werden. Solche umfassenden Veränderungen waren nur aufgrund der Nachgiebigkeit eines demoralisierten Volkes möglich, das sich mit der Niederlage abzufinden hatte.

Die Bemühungen, den französischen Staat zu «reinigen», konzentrierten sich auf die Juden. Auf Initiative der Vichy-Regierung wurden spezielle Gesetze für Juden erlassen, nicht nur für die ausländischen, die in den zwanziger und dreissiger Jahren von Osteuropa nach Frankreich eingewandert waren, sondern auch für jene, die die französische Staatsbürgerschaft besaßen. Juden wurden praktisch von akademischen Berufen und

1 Pétain gebrauchte diese Worte in einer Radioansprache am 31. Oktober 1940.

der Lehre ausgeschlossen, ihr Eigentum wurde konfisziert. Ausländische Juden wurden in speziellen Lagern interniert. Alle französischen Juden wurden aufgefordert, sich registrieren zu lassen, was das spätere Vorhaben der Nazis, die «Endlösung» durchzuführen, sehr vereinfachte. Nur 25'000 der mehr als 75'000 aus Frankreich deportierten Juden überlebten. Unter der Nazibesatzung tat die französische Polizei weiterhin ihren Dienst, oft in Zusammenarbeit mit der deutschen Polizei. Die französische Polizei trieb die Juden für die Internierung oder Deportation zusammen (sogar Kinder, was die Nazis gar nicht gefordert hatten) und half bei der Verfolgung von *résistants*. Im Januar 1943 wurde die *Milice*, das französische Äquivalent zur SS, aus Mitgliedern der Veteranenlegion gebildet. Jene, die sich ihr anschlossen, schworen, die Demokratie, die jüdische «Lepra-*plage*» und gaullistische Abweichler, das heisst die Résistance, zu bekämpfen.

In der Südzone bildeten sich Résistancegruppen und -bewegungen, als das wahre Wesen des Vichy-Regimes deutlicher wurde. Nachdem die Deutschen im November 1942 in die Südzone vorgerückt waren und die Demarkationslinie aufgehoben wurde, taten sich einige Résistancegruppen mit jenen zusammen, die im Norden gebildet worden waren. Zwar gab es zu Beginn der Besatzung nur wenige *résistants*, doch gegen Ende des Krieges gehörte eine beachtliche Zahl französischer Männer und Frauen Résistanceorganisationen an. (Die genaue Zahl wird nie festgestellt werden können, aber 220'000 wurden offiziell anerkannt)¹. Zusätzlich zu jenen, die aktiv den Gruppen oder Organisationen beitraten, half eine weit grössere Zahl französischer Patrioten auf verschiedenste Weise. Es waren Franzosen, die keiner Organisation angehörten, die den Au-bracs Zuflucht gewährten, während sie auf das rettende Flugzeug warteten, und es waren einfache Dorfbewohner, die mit halfen, dieses Flugzeug aus dem Schlamm freizubekommen. Man muss dabei bedenken, dass eine Frau, die jemanden, der von der Gestapo gesucht wurde – einen politischen Flüchtling, einen Juden, einen alliierten Piloten oder einen *résistant* – ver-

1 Margaret Collins Weitz, «As I Was Then: Women in the French Resistance», *Contemporary French Civilization* 10, No. 1 (1986).

steckte und mit Lebensmitteln versorgte, ihr Leben riskierte (einige, die erwischt wurden, wurden umgebracht).

Gruppen und Organisationen wurden hauptsächlich durch Kontakte im Familien-, Freundes- und Kollegenkreis gebildet. Offene Rekrutierung kam nicht in Frage. Jeder neue, unbekannte Kollege wurde unweigerlich mit Argwohn betrachtet (in manchen Fällen war dieser Argwohn berechtigt, weil es auch Doppelagenten und Verräter gab). Aufgrund der improvisierten und ungewöhnlichen Eigenart der Résistance konnten sich auch Frauen melden und taten dies auch. Sie spielten in diesem Krieg eine wichtige Rolle.

Das Leben ging für die in der Résistance Aktiven weiter, oft intensiver als zuvor, und viele von ihnen durchlebten das, was sie später als den Höhepunkt ihres Lebens betrachteten. Romantische Verbindungen wurden missbilligt, weil sie zur Gefangennahme führen konnten, doch einige Paare lernten sich bei ihrem Résistanceeinsatz kennen. Wer Kinder hatte, tat sich selbstverständlich schwer, in der Résistance mitzuarbeiten. Kinder waren mögliche Geiseln. Manchen Eltern gelang es, wie beispielsweise den Aubracs, ein Doppelleben zu führen – als Familie und als aktive *résistants* – bis sie gezwungen waren, in den Untergrund zu gehen. Die Aubracs hatten im Dezember 1939, kurz nach Kriegsausbruch, geheiratet und bekamen im Frühjahr 1941, als beide für *Libération-Sud* arbeiteten, ihr erstes Kind. Jean-Pierre, Lucie Aubracs Sohn, war ein fröhlicher kleiner Kerl, das einzige Kind in ihrer Gruppe. Seine Anwesenheit versprach die Rückkehr zum Glück und zur Sicherheit vergangener Tage; er erinnerte die Besucher aus dem Untergrund an das, wofür sie kämpften – für ein Heim und alles, was damit verbunden ist.

Wie die meisten Frauen, die das Untergrunddasein der Résistance führten, hatte Lucie Aubrac die Last der Haushaltspflichten auf sich zu nehmen. Zudem unterrichtete sie weiterhin an einem Gymnasium. Während der Besatzung wurde die Erledigung der täglichen Pflichten schwieriger. Wie sollte man eine Familie ernähren und kleiden, wenn Lebensmittel und Kleidung rationiert waren? Wie die Kleidung waschen (auch die der Mitgefangenen ihres Mannes, als er im Gefängnis war), wenn Seife nur schwer zu bekommen war? Auch das Heizen

der Wohnung während der kalten Wintermonate, als Heizmaterial knapp war, war schwierig. Die traditionelle Fähigkeit der Frauen, zu improvisieren und sich anzupassen, kam ihnen während der deutschen Besatzung sehr zugute. Das herkömmliche und stereotype Bild der französischen Frauen sollte sich, wie der Bericht von Lucie Aubrac zeigt, als äusserst nützlich erweisen. Die Deutschen verdächtigten sie nicht, «Terroristen» zu sein (dies ist ein weiterer Begriff, den sie für die *résistants* benutzten), zumindest nicht zu Beginn des Krieges.

Frauen, vor allem junge Frauen, wurden sehr oft als Verbindungsagenten eingesetzt und erledigten die «üblichen» Botengänge und Aufträge. In Körben, Einkaufstaschen, ja sogar in Kinderwagen konnten Dokumente und Waffen versteckt werden. «Verlobte» begleiteten männliche Agenten oder besuchten Gefangene und sammelten so Informationen. Lucie Aubrac spielte gelegentlich die Verlobte oder Freundin ihres eigenen Mannes. Die geheimen Militäreinheiten, die *Maquis*, die in den letzten Kriegsjahren gebildet wurden – vor allem nachdem die Gesetze zur Zwangsarbeit Anfang 1943 verabschiedet worden waren –, hätten ohne die Unterstützung durch Frauen, die falsche Papiere, Verpflegung und Waffen beschafften, nicht operieren können. Da viele junge Franzosen sich lieber versteckt hielten, als zur Zwangsarbeit ins «Reich» geschickt zu werden, war die erforderliche Logistik gewaltig.

Jene Widerstandskämpfer, die Missionen übernahmen, taten dies in der Regel trotz der Angst um das eigene Leben und das ihrer Familie. Manche *résistants* trennten sich allerdings völlig von ihren Familien. Darüber hinaus führte die Unabhängigkeit und der Nonkonformismus einiger *résistants*, vor allem der starken Persönlichkeiten unter den Résistanceführern, manchmal zu Machtkämpfen und divergierenden Meinungen über Strategie und Kampfziele. Die Geheimhaltung trug zu diesen Spannungen bei. Um erfolgreich zu sein, mussten die Widerstandsgruppen das *cloisonnement* (die völlige Abtrennung) befolgen. Man sollte so wenig wie möglich über die anderen Gruppenmitglieder wissen, um die Informationen gering zu halten, die man unter Folter weitergeben konnte. Die negative Seite dieser Vorgehensweise bestand in der Schwierigkeit, im Falle von Verrat über Schuld oder Unschuld zu ent-

scheiden. Das bekannteste Beispiel dafür ist der Fall von René Hardy, der beschuldigt wurde, für die Gefangennahme und den Tod von Jean Moulin verantwortlich zu sein. Trotz zweier Freisprüche Hardys glauben einige Résistancekämpfer weiterhin, dass er schuldig war, wie der Film *Hotel Terminus* [von Max Ophüls] darstellt. Obwohl Hardys Teilnahme an einem Treffen am 21. Juni 1943 in einem Vorort von Lyon nicht vorgesehen war, war er dort, als Moulin und andere Résistanceführer, darunter auch Lucie Aubrac Ehemann, der zum Stab von General Delestraint, dem Führer der *Armée secrète* der Résistance, gehörte, von Klaus Barbie und der Gestapo verhaftet wurden.

Die ersten Bemühungen all jener, die sich gezwungen sahen, «etwas zu unternehmen», konzentrierten sich in der Regel darauf, die französische Öffentlichkeit mit wahren, zutreffenden Informationen zu versorgen. Das galt für beide Zonen. 1940 gab es weder Fernsehen noch Transistorradios oder Tonbandgeräte. Zeitungen waren die wichtigste Informationsquelle, aber sie wurden von den Deutschen zensiert: Vichy erliess «Richtlinien». Das Radio wurde ebenfalls zensiert. Die Deutschen sendeten viele Falschinformationen, wie beispielsweise die Meldung über die deutsche Landung in England. Die französische Untergrundpresse konterte mit Nachrichten, die sie von englischen oder schweizer Radiosendern aufgefangen hatten. Sie deckten geheime Vereinbarungen auf und berichteten ausführlich über die umfangreiche Verschiffung von Frankreichs Ernte und Reichtümern nach Deutschland, Informationen, die die Besatzer zu verheimlichen versuchten. Druck, Auslieferung und Verteilung der Untergrundzeitungen waren gefährliche und schwierige Unterfangen. Die Anstrengungen der Deutschen, diese Zeitungen zu unterdrücken, führten zu gegenseitiger Unterstützung und den Bemühungen, jene zu schützen, die im Untergrund waren und Lebensmittel, ein Versteck und gefälschte Dokumente benötigten.

Die Reaktionen auf die deutsche Besatzung führten zu vielen Veränderungen in der französischen Gesellschaft. Traditionelle soziale Barrieren brachen zusammen, da die Résistanceaktionen Franzosen aller Gesellschaftsschichten zusammenführten, vom Aristokraten bis zum Fabrikarbeiter. Die Teilnahme der

Frauen in der Résistance trug dazu bei, Veränderungen ihrer gesellschaftlichen Stellung voranzutreiben. Einige dieser Verbesserungen blieben erhalten, während andere den Krieg nicht überdauerten. Die konventionelle Moral wurde während der Besatzung angesichts der Unterdrückung traditioneller Freiheiten umgestossen. Im Laufe der Résistancearbeit entschlossen sich ehrbare Bürger, zu fälschen, zu stehlen, ja selbst zur Waffe zu greifen.

In der französischen Gesellschaft stand die Familie immer im Mittelpunkt. Vichy verstärkte diese traditionelle Sorge um Familie und Jugend. Die Vichy-Propaganda schrieb den französischen Frauen zum Teil die Verantwortung an der Niederlage zu. Am 20. Juni 1940 erklärte Pétain, dass es «zu wenig Kinder, zu wenig Waffen und zu wenig Verbündete» gegeben habe. Die Frauen Frankreichs hätten dadurch, dass sie nicht genügend Kinder in die Welt gesetzt hatten, ihre Staatspflicht «vernachlässigt». (Diese Geburtendebatten, die in den Jahren zwischen den Weltkriegen aufgekommen waren, wurden später von de Gaulle und in Frankreichs Nachkriegsregierungen fortgesetzt.) Ein 1920 verabschiedetes, bereits strenges Gesetz, das Empfängnisverhütung verbot, wurde noch verschärft. Mindestens eine Engelmacherin starb unter der Guillotine (ein Fall, der in dem Film *Une Affaire des Femmes* dramatisiert wurde). Gesetze zum Schutz der Familie kurz vor Kriegsbeginn unter Daladier erlassen, wurden ausgeweitet. Familien sollten finanzielle Unterstützung erhalten: Kinderreiche Familienväter wurden bei der Arbeitssuche bevorzugt, Junggesellen benachteiligt (allerdings verhinderte Frankreichs schwierige Lage die Realisierung vieler Vorhaben, einschliesslich jener, die auf die Begünstigung von Familien abzielten). Zugleich wurden Scheidungen erschwert.

Die katholische Kirche begrüsst die Massnahmen, die auf die Unterstützung der Familie und der Moral der französischen Nation ausgerichtet waren. Um die Kirche zufriedenzustellen, liess Pétain selbst (ein berühmter Frauenheld) seine schon einundzwanzig Jahre bestehende zivile Ehe mit einer Geschiedenen annullieren, und das Paar wurde in einer kirchlichen Feier wiedervereint und getraut. Dieser Vorfall sagt viel über den Opportunismus von Pétain und seinen Anhängern aus. Zu Be-

ginn des Krieges erliess Vichy Gesetze, die verheirateten Frauen die Berufstätigkeit verboten, wenn die Gehälter ihrer Ehemänner für ausreichend erachtet wurden. Sie galten als «stille Reserve»: Der Platz der Frau war zu Hause. Im Laufe des Krieges musste Vichy jedoch eine Kehrtwendung machen und die Frauen aufgrund des zunehmenden Männermangels zur Arbeit ausser Hause geradezu drängen.

Die schulische Erziehung war ein weiteres Hauptanliegen der Vichy-Regierung, die Frankreichs säkularisiertes Schulsystem für die schmachvolle Niederlage des Landes mit verantwortlich machte. Konservative und der Klerus sahen ihre Chance, das französische Schulsystem in ihrem Sinne zu verändern – eine der wichtigsten Errungenschaften der Dritten Republik war die klare Trennung zwischen Kirche und Staat gewesen. Jetzt konnten öffentliche Schulen Zeiten für Gebete festlegen, und Stadtverwaltungen stand es frei, Konfessionsschulen zu unterstützen. Vichy ging mit gutem Beispiel voran und gewährte katholischen Schulen 1941 einen grossen Zuschuss.

Doch die Mehrheit des Klerus protestierte, als Vichy 1942 begann, Juden für die Deportation zu verhaften.

Eine wichtige Komponente der nationalen Revolution war der Kult um Pétain, der Vaterfigur. Schulkinder grüssten sein Porträt und drückten ihre Loyalität in Liedform aus: «Maréchal, nous voilà» (Marschall, hier sind wir [um dir zu folgen]). Klubs, Organisationen und Programme wurden für junge Leute eingerichtet, die bekanntesten sind die *Chantiers de Jeunesse*. Bei diesen obligatorischen Zeltlagern in der Südzone hörten junge, nicht-jüdische Franzosen Vorträge und arbeiteten an Projekten im Freien, wobei die moralische und körperliche Entwicklung gefördert werden sollte. Mädchen konnten freiwillig an einem der 380 für sie eingerichteten Zeltlager teilnehmen, wo sie eine berufliche Ausbildung erhalten sollten, die sich allerdings hauptsächlich auf Nähen, Sticken, Schneidern und das Arrangieren von Blumen beschränkte. Die unterschiedliche Elementarerziehung, die den Mädchen angeboten wurde, legt in der Tat nahe, dass Vichy die Frauen am liebsten barfuss und schwanger in der Küche gesehen hätte.' Dass den

französischen Frauen das Wahlrecht zugestanden werden könnte, stand in Vichy gar nicht zur Debatte.

Pétain änderte den paternalistischen *Code Napoléon* erst zugunsten der Frauen, als die Umstände es unvermeidbar machten. Das Gesetz stellte die verheiratete Frau unter die Gewalt ihres Mannes, ohne den keine verheiratete Frau ein Bankkonto eröffnen oder einen Scheck einlösen, sich in der Universität einschreiben oder einen Pass beantragen konnte. Da eineinhalb Millionen Franzosen in Kriegsgefangenschaft waren, waren viele Französinen plötzlich das faktische Familienoberhaupt, und Vichy war gezwungen, die Gesetzgebung anzupassen. Zwar wurde weiter an der Praxis der Geschlechtertrennung in der Schule festgehalten, doch Vichy musste aufgrund des Mangels an Lehrern Frauen einstellen, die in Jungenklassen unterrichteten. Die Abwesenheit der Männer verschaffte den französischen Frauen Chancen des beruflichen Aufstiegs, die sie im Vorkriegs-Frankreich nicht hatten. Lucie Aubrac gehörte zu der kleinen Gruppe von Frauen, die schon vor dem Krieg eine akademische Ausbildung erhalten hatten und die sie qualifizierten, auf Universitätsebene zu unterrichten. Während der Kriegsjahre stieg die Zahl der Professorinnen ebenso wie die der Ärztinnen und Juristinnen, allerdings wurden weibliche Juristen noch immer von der Richterbank ferngehalten. Frauen nahmen auch Managerpositionen in Firmen und Fabriken ein. Und es waren im Grossen und Ganzen die französischen Frauen, die während des Krieges die vielen Bauernhöfe des Landes bewirtschafteten. Frauen übernahmen in einer Vielzahl von Bereichen die direkte Verantwortung. Lucie Aubrac schreibt das Verdienst, eine grundlegende Veränderung im Denken der Französinen hervorgebracht zu haben, der Résistance zu¹. Für manche war dies das logische Ergebnis ihrer Entwicklung vor 1940; für viele andere war dies eine Entdeckung, die sie veranlasste, Dinge zu tun, die sie vor dem Krieg für ungesetzlich, ja sogar undenkbar gehalten hätten.

General de Gaulle gewährte den französischen Frauen 1944

1 Lucie Aubrac, «Présence des femmes dans toutes les activités de la Résistance», in: *Femmes dans la Résistance* (Monaco: Editions du Rocher, 1977).

das aktive und passive Wahlrecht (erstmalig angewandt 1946). Lucie Aubrac wurde die erste Parlamentarierin Frankreichs, als sie dazu bestimmt wurde, die Vereinigten Résistance-Bewegungen (MUR) bei der beratenden Versammlung des französischen Komitees der Nationalen Befreiung 1944 in Algier zu vertreten. Das Kriegsende brachte jedoch die Rückkehr zum Leben vor dem Krieg, und den Frauen wurden grösstenteils ihre traditionellen Rollen wieder übertragen. Nachdem Frauen bei den ersten Nachkriegswahlen beachtliche Erfolge errungen hatten, traten sie in der politischen Arena später weniger in Erscheinung. Die Aktivitäten der Frauen im Krieg führten in der Nachkriegszeit nicht zu ihrer umfassenden politischen Beteiligung, was nicht allzusehr verwundert, da der Krieg zumindest zum Teil geführt wurde, um die Vorkriegsverhältnisse wieder herzustellen. Dennoch wurden die wichtigsten Änderungen in der gesellschaftlichen Stellung der Frauen im Nachkriegs-Frankreich durch die vielen und verschiedenartigen Aktivitäten der französischen Frauen während des Zweiten Weltkriegs gefördert und beschleunigt.

Die Frauen, die sich während des Krieges Untergrundbewegungen angeschlossen hatten, hatten die gleichen Rechte wie die Männer, trugen die gleiche Verantwortung und die gleichen Risiken. Die Aufträge wurden nach Eignung und Fähigkeit erteilt. Im Gegensatz zu den Männern wurde die Mitwirkung der französischen Frauen in der Résistance noch nicht angemessen untersucht und dokumentiert. Trotz der vielen Gefahren, die die Frauen auf sich nahmen, verleitete die enge Verbindung von ihren Aufgaben in der Resistance und ihrem Leben vor und nach dem Krieg sie dazu, die Aussergewöhnlichkeit ihrer Aktionen nicht voll zu würdigen. Die Untergrundarbeit der Frauen waren häufig eine Weiterführung traditioneller weiblicher Tätigkeiten: auf der Schreibmaschine tippen, Botengänge erledigen (als Verbindungsagentin), Lebensmittel und Unterschlupf beschaffen (für jene, die versteckt werden mussten). Im Zusammenhang mit der Besetzung erhielten diese alltäglichen Aufgaben jedoch eine ganz andere Bedeutung.

Das Phänomen der Gewöhnung an das häusliche Leben, beziehungsweise an die Rückkehr zur Normalität kann erklären helfen, warum das Mitwirken der Frauen in der Résistance sie

nicht stärker politisierte und warum ihre gleichberechtigte Beteiligung an aussergewöhnlichen Aufgaben des Widerstands nicht als Plattform für eine feministische Mobilisierung nach dem Krieg diene. Nur die weitgehend von Kommunisten dominierte Union der Französischen Frauen bot eine Basis für Frauenrechtsaktivitäten. Der Krieg bot manchen französischen Frauen die Gelegenheit, andere Rollen zu übernehmen, aber diese waren von begrenzter Dauer und oft geschlechtstypisch. Am Ende des Krieges nahm Lucie Aubrac neben der Versorgung ihrer Familie ihre Vollzeittätigkeit als Lehrerin wieder auf. Sie strebte nie Berühmtheit an – weder als Heldin noch als erste Parlamentarierin, beides Auszeichnungen, die sie verdient hatte. Aber sie meldete sich weiterhin zu Themen zu Wort, die sie für wichtig hielt. Genau aus diesem Grund beschloss sie, die hier vorliegenden Memoiren zu schreiben.

Der Prozess gegen Klaus Barbie, der 1987 stattfand, rückte die Besatzungszeit wieder in den Mittelpunkt des Interesses. Die Franzosen sind auch heute noch dabei, diese schwierige und komplexe Periode ihrer Geschichte aufzuarbeiten. Die Rolle der Vichy-Regierung und ihre Unterstützung der Nazipolitik einschliesslich der «Endlösung» wird derzeit nach Jahrzehnten der nationalen Amnesie diskutiert. Nur wenige Historiker und politische Extremisten streiten weiterhin die Existenz von Vernichtungslagern ab. Ein Grossteil der französischen Öffentlichkeit stand der Auslieferung von Barbie bestenfalls ambivalent gegenüber, weil sie die Aufdeckung der französischen Komplizenschaft mit den Deutschen oder Enthüllungen über Verrat in der Résistance befürchtete. Aber für jene, die in den Kriegsjahren gelebt und gekämpft hatten, und für jene, deren geliebte Angehörige oder Freunde vom «Schlächter von Lyon» gefangen genommen und gefoltert worden waren, war es endlich an der Zeit, dass die Ereignisse dieser Jahre die Beachtung der Öffentlichkeit, vor allem die der jungen Generation fanden. Nach vierzig Jahren des Schweigens hielt Lucie Aubrac die Zeit für gekommen, um die täglichen Aktivitäten der *résistants* – sowohl die häuslichen als auch die geheimen – zu dokumentieren und der Mitwirkung von Frauen in der französischen Résistance ein Buch zu widmen.

Ausgewählte Bibliographie

- Azéma*, Jean-Pierre, *From Munich to the Liberation, 1938-1944*. Cambridge: Cambridge University Press, 1986. Paris: Seuil, 1979.
- Hoffmann*, Stanley et. al. *In Search of France*, Cambridge: Harvard University Press, 1963.
- Kedward*, H. Roderick und Roger Austin, eds. *Vichy France and the Resistance: Culture and Ideology*. New York: Barnes and Noble, 1985.
- Kline*, Rayna. «Partisans, Godmothers, Bicyclists and Other Terrorists: Women in the French Resistance and Under Vichy». *Proceedings of the Western Society for French History* No. 5 (1977).
- Paxton*, Robert O. *Vichy France: Old Guard and New Order, 1940-1944*. New York: Columbia University Press, 1972.
- Rossiter*, Margaret L. *Women in the Resistance*, New York: Praeger, 1986.
- Schoenhrun*, David. *Soldiers of the Night*. New York: Meridian, 1980.
- Schwartz*, Paula. «Redefining Resistance: Women's Activism in Wartime France». In *Behind the Lines: Gender and the Two World Wars*, edited.

Über die wichtigsten Personen

Seit den in diesem Buch geschilderten Ereignissen sind über 50 Jahre vergangen. Hier sind die Lebensgeschichten von einigen, die ich erwähnt habe:

Bernard, der Emmanuel d'Astier hiess, war der Gründer unserer Résistancegruppe *Libération-Sud* gewesen. Er wurde während der Befreiung Mitglied im Kabinett General de Gaulles. Nach dem Krieg war er Parlamentsmitglied, dann Manager einer Tageszeitung und wieder Journalist wie vor dem Krieg. Er ist inzwischen verstorben.

Max war Jean Moulin, de Gaulles Repräsentant in Frankreich und Gründer sowie Präsident des Nationalen Résistance Rates (CNR). Er wurde von Klaus Barbie in Caluire verhaftet und dann gefoltert; er starb, ohne irgendetwas zu verraten. Heute ist er die Symbolfigur der französischen Résistance, und seine Urne hat im Panthéon in Paris ihren Platz gefunden.

Pascal Copeau, der die Leitung der *Libération-Sud* übernahm, als Bernard nach London abberufen wurde, wurde später Mitglied des CNR. Nach dem Krieg war er Parlamentsabgeordneter und nahm ebenfalls seinen Vorkriegsberuf als Zeitungs- und Radiojournalist wieder auf. Er ist inzwischen verstorben.

Charles-Henri ist Oberst Paul Rivière. Er blieb nach dem Krieg in der Armee und diente als französischer Militärattaché in Prag und Tokio. Er ist heute im Ruhestand.

Maurice David, der Cousin meines Mannes, kehrte in seinen Vorkriegsberuf zurück; er ist inzwischen verstorben.

Serge Ravel, Führer der *Groupes-francs*, wurde zum Oberst der französischen Armee befördert. Später arbeitete er im zivilen Leben als Ingenieur und Manager und ist noch heute als Berater aktiv.

Pierre-mit-den-falschen-Papieren, unser Fälscher, ist Pierre Forelle. Er wurde während des Widerstandes verhaftet, gefoltert und in ein Konzen-

trationslager deportiert. Er kehrte zurück und nahm seine Vorkriegstätigkeit wieder auf.

Die Mitglieder meiner *Groupe-franc*: Einige wurden beim Kampf gegen die *Milice* und die Gestapo im letzten Jahr der deutschen Besatzung getötet. Drei von ihnen meldeten sich nach dem Krieg freiwillig bei Minenräumkommandos. Die meisten der Überlebenden kehrten in ihre Vorkriegsberufe zurück und sind jetzt im Ruhestand.

Boubou, unser kleiner Sohn, ist Jean-Pierre Aubrac, heute Ingenieur, der seinen Beruf in Dakar ausübt. Er hat zwei Kinder, Gilles und Marianne.

Catherine, meine Tochter, die am 12. Februar 1944 in London geboren wurde, ist Direktorin einer sozialen Einrichtung in Grenoble. Sie ist mit einem Universitätsprofessor verheiratet und hat vier Kinder.

Elisabeth, unsere zweite Tochter, wurde 1946 in Paris geboren. Sie unterrichtet an einem Gymnasium; ihr Mann ist ebenfalls Universitätsprofessor. Sie haben drei Kinder und leben in Paris.

Raymond Aubrac, mein Ehemann, war Mitglied der beratenden Versammlung in Algier und kehrte im August 1944 mit den Landungstruppen nach Frankreich, in die Provence zurück. Von de Gaulle wurde er zum *Commissaire Régional de la République* berufen. 1945 nahm er seine Arbeit als Ingenieur wieder auf, zunächst beim Ministerium für Wiederaufbau (wo er für die Minenräumung in ganz Frankreich verantwortlich war) und dann in einer privaten Firma. Später war er Berater der erst seit kurzem unabhängigen Regierung von Marokko und arbeitete schliesslich im Dienst der Vereinten Nationen, im FAO-Büro in Rom und im Generalsekretariat in New York. Er stand während der Verhandlungen zur Beendigung des Vietnamkrieges mit Henry Kissinger und Kurt Waldheim in Verbindung. Raymond arbeitet noch immer aktiv an technischen Hilfsprogrammen für Entwicklungsländer.

Lucie Aubrac: Was mich betrifft, zurzeit der Befreiung wurde ich mit der Aufgabe betraut, bei der Einrichtung der neuen öffentlichen Verwaltung in der Normandie zu helfen. Ich wurde Mitglied der beratenden Versammlung in Paris, dann Mitglied des Historischen Komitees des Zweiten Weltkriegs. Später kehrte ich in meinen Lehrberuf zurück und unterrichtete an Schulen in Paris, Rabat und Rom. 1966 trat ich in den Ruhestand und bin noch immer in Bewegungen gegen den Rassis-

mus und zur Erinnerung an die Résistance sehr aktiv. Raymond und ich leben zeitweise in Paris und in Südfrankreich.

Meine Eltern, die Winzer in Burgund waren, sind inzwischen verstorben.

Raymonds Eltern wurden von Paul Touviers Miliz verhaftet und Klaus Barbies Gestapo übergeben. Sie wurden in Auschwitz umgebracht.

Zeitzeugen des 20. Jahrhunderts

Christabel Bielenberg

Als ich Deutsche war

1934-1945. Eine Engländerin erzählt

Autorisierte deutsche Fassung von Christian Spiel.

Nachdruck der 5., unveränderten Auflage. 1996. 320 Seiten Paperhack
Beck'sche Reihe Band 326

Ruth-Alice von Bismarck/Ulrich Kabitz (Hrsg.)

Brautbriefe Zelle 92

Dietrich Bonhoeffer – Maria von Wedemeyer 1943-1945

Mit einem Nachwort von Eberhard Bethge.

41. Tausend. 1995. XIV, 308 Seiten mit 28 Abbildungen
und 2 Faksimiles im Text. Leinen

Adam Czerniakow

Im Warschauer Getto

Das Tagebuch des Adam Czerniakow 1939-1942

Aus dem Polnischen von Silke Lent. Übertragung des Vorworts
aus dem Hebräischen von Wolfgang Lotz.

Mit einem Vorwort von Israel Guzman.

1986. XXVI, 303 Seiten mit 19 Abbildungen. Gebunden

Niza Ganor

Wer bist du, Anuschka?

Die Überlebensgeschichte eines jüdischen Mädchens

Aus dem Hebräischen übertragen von Wolfgang Jeremias

1996. 123 Seiten. Klappenbroschur

Ursula von Kardoff

Berliner Aufzeichnungen 1942-1945

Unter Verwendung der Original-Tagebücher

Herausgegeben und kommentiert von Peter Hartl.

1992. 413 Seiten mit 21 Abbildungen und auf Tafeln. Gebunden

Helmuth James von Moltke

Briefe an Freya 1939-1945

Herausgegeben von Beate Ruhm von Oppen.

2., durchgesehene und erweiterte Auflage. 1991. 683 Seiten
mit 10 Abbildungen und 1 Faksimile. Leinen

Verlag C.H. Beck München